Andreas Ritter von Wilhelm.

Biographischer Beitrag

zur

österreichischen Schul- und Staatsgeschichte in den letzten fünfundsiebzig Jahren.

Von

Dr. Richard Rotter.

Wien 1884.
Verlag von Karl Graeser.
I. Akademiestraße 2 b.


TH. MAYERHOFER gez.

c

Andreas Ritter von Wilhelm.

Biographischer Beitrag

zur

österreichischen Schul- und Staatsgeschichte in den letzten fünfundsiebzig Jahren.

Von

Dr. Richard Rotter.

Wien 1884.
Verlag von Karl Graeser.
I. Akademiestraße 2 b.

Vorbericht.

Einem weitverbreiteten pädagogischen Fachblatte gilt es als Regel, über Persönlichkeiten, die noch nicht im Grabe ruhen, zurückhaltendes Schweigen zu beobachten. Gleichwohl hat sich dieses Blatt — es ist noch nicht lang her — anläßlich des Abschlusses der vierzigjährigen Amtsthätigkeit eines in jeder Beziehung ehrenwerten Schulmannes bewogen gefühlt, von jener Regel abzuweichen. Und nicht ohne Berechtigung. Denn gegen die Ansicht, es sei die Veröffentlichung der Lebensgeschichte eines Menschen, der seine Erdenrolle noch nicht zu Ende gespielt hat, zum mindesten verfrüht, läßt sich ein triftiger Einwand nur unter Umständen erheben, welche geeignet sein könnten, auf das zu charakterisierende Individuum einen moralischen Schatten zu werfen oder in Betreff der Verdienste desselben begründete Zweifel wachzurufen; sonst aber begreife ich nicht, warum von der Gepflogenheit, erst dem Dahingeschiedenen den Kranz der Anerkennung zu flechten, nicht abgegangen werden dürfte. Man berufe sich nicht auf den Ausspruch Goethe's: „Es soll, was dem Manne das Leben nur halb ertheilt, ganz die Nachwelt geben". Gerade dieses Wort legt, glaube ich, mit verdoppeltem Nachdrucke der Mitwelt die Pflicht nahe, jedem, der selbstlos

für ihr Wohl gewirkt hat, den Tribut der Dankbarkeit wenigstens zur Hälfte zu zollen, wofern sie nicht den herben Vorwurf der Unbildung und Gemüthsroheit über sich heraufbeschwören will. Damit ist aber nicht gesagt, dass dem Lebenden Vorzüge, die er nicht hat, angedichtet, und Mängel, die ihm anhaften, weggeschwiegen werden sollen. Wozu auch? Einem bedeutenden Manne ist die Wahrheit, weil sie sich ebenso des Zuviel, wie des Zuwenig enthält, niemals abträglich. In den Fehlern, von denen manche vielleicht zu seinem Dasein nothwendig sind, gibt er sich ja nur als Menschen zu erkennen; erst in den Tugenden erscheint er, da sie ihm besonders gehören, als Einzelner, und diese Tugenden zu finden, zugleich aber auch ins rechte Licht zu bringen, ist Sache des wahrheitsliebenden Biographen.

Indem ich es unternehme, dem um Schule und Staat vielverdienten Manne, dessen Name das Titelblatt dieser Schrift ziert, ein solcher Biograph zu sein, folge ich nur dem Zuge meines Herzens. Kann ich doch, aus untrüglichen Quellen schöpfend, ohne alle Voreingenommenheit dem Leser schildern, wie der Wackerste unter den Wackeren als Mensch und als Einzelner war und noch ist. Kann ich doch auf die genetische Entwicklung seines ganzen Wesens und in seine besonderen, durch dieses Wesen bedingten Eigenthümlichkeiten frei von jeglichem Zwange eingehen. Weil ich mich aber so ganz unbefangen weiß, darf ich wohl auch hoffen, dass die nachfolgenden Blätter nicht verfehlen werden, ein gewisses psychologisches Interesse zu gewähren und ethisch-wohlthuend anzuregen. Denn mit welcher Innigkeit ich auch Wilhelm's mustergiltiger Wirksamkeit als Landesschulinspector und seiner manneswürdigen Haltung als Staatsbürger gedenken mag, wird doch niemand einen Anlass finden, mich eines überschwenglichen Hervorhebens seiner starken und eines vorsätzlichen Übersehens seiner schwachen Seiten zu zeihen. Es lag auch weder zu dem einen, noch zu dem anderen irgendwelche Nöthigung vor. Man vergegenwärtige sich doch nur, dass Wilhelm, allem Welt-

treiben entrückt und bloß für wenige zugänglich, in tiefster Zurückgezogenheit lebt, und man wird zugeben müssen, dass ich ohne jegliches Vorurtheil an die Erzählung seiner Schicksale schreiten konnte. Zudem hat er es als dreiundachtzigjähriger Greis bereits dahin gebracht, dass er, wie er mir mehr als einmal brieflich versichert hat, „sich selber historisch geworden“ und eben deshalb in der Lage ist, alles, was über ihn geschrieben wird, wie ein persönlich Unbetheiligter hinzunehmen. Angesichts solcher Umstände war es schlechterdings unmöglich, ein Bild von ihm zu entwerfen, das seinem Wesen nicht entspräche; es brauchte ja nichts hinweggedacht, nichts hinzugeschmeichelt zu werden. Eine Zuthat verstattete ich mir aber doch. Ich ließ Wilhelm nicht vereinzelt, sondern gedachte der verschiedenerlei Beziehungen, in denen er zu der ihn umgebenden Welt gestanden war, damit seine Bedeutung nicht der Folie entbehre. Denn wie die Blume erst durch das Insect, das ihr anhängt, und durch den Thautropfen, der sie befeuchtet, an Reiz gewinnt, so wird auch ein Charakter erst bedeutsam, wenn man ihn mit den Personen und Verhältnissen, welche bestimmend auf ihn eingewirkt haben, in Verbindung setzt, weil sich daran am besten erkennen lässt, ob und wie er es verstanden hat, das Verdienst der Vergangenheit auszunutzen und den Wert der Zukunft zu erhöhen, ohne den Einfluss der Gegenwart zu unterschätzen.

Dadurch aber, dass ich Wilhelm nicht vereinzelt gelassen habe, ist dessen Biographie unvermerkt ein Stück vaterländischer Geschichte geworden. Zwei Zeiträume, schon an und für sich anziehend durch ihre allseitige Gegensätzlichkeit, sind es, welche dem Leser vorgeführt werden. Der eine beginnt mit dem Jahre 1808 und erstreckt sich bis zum Sturze des Fürsten Metternich; der andere hat das Revolutionsjahr 1848 zum Ausgangspunkte und reicht bis in unsere vielbewegten Tage herüber. Enttäuscht wird sich jedoch derjenige fühlen, welcher erwartet, dass ich, um den Leser zu reizen, mit Vorliebe Ausflüge auf das Gebiet der Politik machen werde.

Dadurch würde ja, meine ich, der von mir vertretenen Sache ebensowenig gedient sein, wie wenn ich jedes politische Ereignis unbeachtet gelassen hätte. Wo daher solchen Ereignissen nicht auszuweichen war, habe ich mich nicht straußartig verhalten; aber ich bin auf eine nähere Betrachtung derselben nicht weiter eingegangen, als es nöthig war, um zu zeigen, welchen Einfluss sie auf Wilhelm's Leben in der Gesellschaft ausgeübt, und wie sehr sie dessen amtliche Stellung gefördert oder gehemmt haben. Immerhin kommt aber derlei in die Erzählung eingewebten Begebenheiten und Verhältnissen auch eine, freilich mit Rücksicht auf den Zweck dieser Schrift begrenzte Allgemeinwichtigkeit zu, weil sie, durch die Erlebnisse Wilhelm's ergänzt und klargelegt, nebst den Lücken im Culturprocesse überhaupt auch die Gebrechen der Schule insbesondere aufdeckten und in allen weitersehenden Kreisen den Wunsch nach deren Heilung entzündeten.

Nicht leicht eignete sich eine Persönlichkeit so ausnehmend, wie gerade diejenige Wilhelm's dazu, die beiden großen Zeiträume zu beleuchten. Obwohl er sich an politischen Bewegungen grundsätzlich niemals mithandelnd betheiligte, so gehörte er doch zu jenen patriotischen Denkern, die, von keinerlei Doctrinarismus angekränkelt und eben deshalb weder dem gänzlichen Umsturze, noch der naturwidrigen ‚Ruhe um jeden Preis' das Wort redend, nur den Fortschritt anerkennen, in welchem sich, seitdem die Welt besteht, der Geist der Geschichte offenbart. Daher war es auch seine Art, die in die Zukunft hineinlaufende Richtung der stetig sich vollziehenden Völker- und Staatenentwickelung aus der Vergangenheit zu beurtheilen; daher stellte er dem Ausspruche des zerstörungslüsternen Mephisto:

„— Alles, was besteht,
Ist wert, dass es zugrundegeht",

den Erfahrungssatz entgegen, dass in allem etwas ist, das dem Wesen nach sich als der Erhaltung wert zeigt, wie groß auch die Änderungen sein mögen, welche dessen Erscheinung fort und fort zu erleiden hat; daher war er ein abgesagter

Feind nicht nur des blinden Ungestüms, womit Revolutionen von unten hinaufstürmen, sondern auch der bornierten Freiheitsscheu, womit Restaurationen von oben hinuntertoben. Dieser sein Standpunkt der Vermittlung zwischen Gewordenem und Werdendem, diese seine Rücksicht auf die Gesammtheit der Gesellschaft und nicht bloß auf das gebildete Bürgerthum, dem er seiner Gesinnung nach angehörte, charakterisiert ihn als einen Anhänger derjenigen Politik, welche, frei von Einseitigkeit und dem parlamentarisch-übertünchten Absolutismus ebenso abhold, wie der autokratisch-ungeschminkten Willkürherrschaft, die realistische Bewegung der Zeit als eine historisch-begründete ansieht und eben darum berufen ist, für jede Art von Fortschritt den Boden zu ebnen und die Schienen zu legen.

Dem eigentlichen Wesen Wilhelm's wäre ich aber kaum halb gerecht geworden, wenn ich sein politisches Glaubensbekenntnis allein oder auch nur vorzugsweise betont hätte. Die Hauptaufgabe meiner Erzählung bestand vielmehr darin, ihn als Lehrer und Lehrerbildner möglichst umständlich dem Leser näher zu rücken. In dieser doppelten Eigenschaft gipfelt ja seine von allen, die mit ihm und unter ihm der Schule gedient haben, neidlos anerkannte Verdienstlichkeit. Weil jedoch das Andenken alles Durchlebten, wie es nicht anders sein kann, altert und zusammenschrumpft, so musste, um ein von Goethe auf einen ähnlichen Fall angewandtes Wort zu gebrauchen, „die Neigung das Vergangene palingenesieren“ und wie etwas Neues dem Auge darstellen. Und wahrlich, der Greis Wilhelm darf wünschen, auf solche Weise von Freunden und Schülern verjüngt zu werden. Ein derlei Verjüngungswerk müsste aber misslingen, wenn nicht zugleich den Spätergeborenen ein Bild der vormärzlichen Erstarrung der vom Staate ungebürlich bevormundeten Gesellschaft und des mächtigen Aufschwungs der Geister im Jahre 1848 entrollt würde. Darum habe ich auch manche kleine Details, wofern sie auf Bedeutendes hinwiesen und damit zusammenhiengen, nicht übergangen. Das Menschenleben ist ja überhaupt aus lauter kleinen Ein-

zelnheiten zusammengesetzt. Allerdings bleiben die meisten davon, selbst bei historischen Größen, den Zeitgenossen verborgen und daher gleichgiltig, werden aber, der Hülle entkleidet, für die späteren Geschlechter nur umso genuss- und lehrreicher. Genau so wird der Wert und die biographische Bedeutung der von mir hervorgehobenen Charakterzüge Wilhelm's, die man zur Zeit, da sie in die Erscheinung getreten waren, wenig beachtet hatte, erst von der Gegenwart unparteiisch gewürdigt. Wer begriffe das nicht? Heute übersieht man eben die merkwürdigen Ereignisse, mit denen Wilhelm's geräuschloses Wirken zusammengefallen ist, klareren Blickes, und der Mann des Fortschrittes, als welchen er sich nicht nur in seinen jungen, sondern auch in seinen alten Tagen und in jeder Stellung bewährt hat, erfreut sich endlich der längstverdienten Ehren.

Wilhelm's Lebensgang veranschaulicht so recht unser vaterländisches Unterrichtswesen in den verschiedenen Entwicklungsstadien, welche es theils gehemmten, theils beschleunigten Schrittes durchmessen hat; denn wie es dort aussah, wo er als Lernender in der Schulbank gesessen und als Lehrender auf dem Katheder und an dem Bureautische gearbeitet hat, so sah es, mit Ausnahme eines Unicums unter den schlesischen Mittelschulen, überall in den durch Franz I. zur politischen Einheit des Kaiserthums Österreich verbundenen ‚Erblanden' aus. Den Universitäten fehlte es an allem, wodurch sie zu Mittelpunkten und Pflanzstätten der Wissenschaft hätten werden können; die Gymnasien verkümmerten infolge einer mehr als lückenhaften Einrichtung und einer nicht selten erschreckenden Dürftigkeit der philosophisch-pädagogischen und philologisch-historischen Bildung des Lehrpersonals; die seit dem Jahre 1805 nach rückwärts revidierte Verfassung der Volksschule war kaum mehr ein Schatten von dem, was die theresianisch-josefinische Glanzzeit weltbegeisternd angestrebt hatte. Versumpfung, nichts als Versumpfung, wohin man blickte! Wohl wagten einzelne kühne Professoren den Versuch, den Studierenden die Pfade zu weisen, die zu miasmenfreien Höhen führen. Jedoch nicht gar zu lang thaten sie dies;

denn bald büßten sie ihr ‚ordnungswidriges‘ Beginnen mit dem Verluste der ‚missbrauchten‘ Lehrkanzeln und mit der durch polizeiliche Maßregelungen bewirkten Erlahmung ihrer ‚jugendverderbenden‘ Schriftstellerthätigkeit! Noch jetzt neigt sich der hochbetagte Wilhelm vor dem Andenken dieser erleuchteten Ritter vom Geiste ebenso dankbar und pietätvoll, wie er in der Blüte seines Lebens bewundernd zu ihnen aufgeblickt hatte. Umso mitleidiger lächelt er hingegen, sooft er sich an jene vielfach-begünstigten Kathedertaglöhner erinnert, welche, unverdrossen in dem maßgebenderseits wohlgepflegten Moraste watend, ohne jeglichen Gewissensbiss sich zum Opfer des Intellects herbeigelassen hatten. Glücklicherweise ist diese wunderliche Professorengattung mit allen ihren komischen Eigenheiten bereits mythisch geworden, und wenn ich einzelne Typen dieser Kategorie von nur ‚guten‘ Menschen neben den wenigen geistig-regsamen Vertretern der Wissenschaft dem Leser episodisch vorführe, so geschieht es, um ihm zu zeigen, welcher beengenden Einflüsse Wilhelm sich zu erwehren hatte, um nicht zum Geistesproletariate mit herabgezogen zu werden. Dessen zeitlebens eingedenk, war er in seinen späteren Stellungen, sobald er sich dazu veranlasst fühlte, redlich bemüht, auch Andere vor ähnlichem Missgeschicke zu bewahren. Die meiste Gelegenheit, begabte Jünger der Wissenschaft von falscher Fährte abzulenken, bot sich ihm namentlich in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit als Landesschulinspector dar. Die Mehrzahl der ins jetzige Studiensystem herübergenommenen Lehrer war bereits verknöchert und nicht mehr umzuformen; mit umso zäherer Ausdauer verwertete Wilhelm alle die Ideen, für welche er sich schon als Professor und Präfect schriftstellerisch eingesetzt hatte, zugunsten des jüngeren Nachwuchses. Zu seiner nicht geringen Freude gelang es ihm auch, manches aufstrebende Talent in das Geheimnis einer fruchtbaren Lehrthätigkeit einzuweihen und einzelnen jungen Männern, welche wohl durch Wissensreichthum sich auszeichneten, jedoch als Lehrer und Erzieher blutwenig leisteten, rechtzeitig die Überzeugung einzuflößen, dass sie invita

Minerva ins Amt getreten waren. Wilhelm, der erfahrene und gewiegte Didaktiker, der er aber nicht durch glückliche Führung, sondern einzig durch sich selbst geworden war, verlangte eben nicht bloß umfassende Kenntnisse, sondern vornehmlich ungetheilte Hingebung an den Beruf, weil eine solche Hingebung zu den Besonderheiten der Unterrichtsthätigkeit ungleich mehr befähigt, als die blendendste allgemeine Bildung. Ob ihm nicht, als er diese Forderung zum erstenmal aufstellte, der Held der Carlyle'schen Satyre: „Der Professor der Dinge im allgemeinen" als Widerspiel vorschwebte? Ich weiß es nicht; aber das Eine weiß ich und habe ich durch Thatsachen erhärtet, dass all sein Streben dahin abzielte, einer den Anforderungen der Zeit genügenden „praktischen Gymnasialpädagogik" die Bahn zu brechen, und dass er, um diesem selbstgesteckten Ziele näher zu kommen, die Lehrerarbeit als ein Geschäft hinstellte, das, sowie jedes andere, gründlich gelernt sein will. Wie sehr er damit im Rechte war, dafür spricht die Einsicht jenes geistvollen Fürsten, von welchem erzählt wird, dass er den für seinen Nachfolger von ihm selbst entworfenen Unterrichtsplan, als die zurathe gezogenen Minister denselben für einen zum Herrschen geborenen Prinzen allzuanstrengend fanden, mit dem denkwürdigen Worte vertheidigte: „Il faut savoir son métier de roi". Soll der Lehrer, frage ich nun, seinen Beruf nicht ebenso, wie der König den seinigen, als ein „métier" auffassen, bei dessen Betrieb frisches Können ganze Speicher voll dürren Wissens aufwiegt? Gewiss soll er das, und weil er es soll, so muss er darin geübt, und zwar umso eindringlicher geübt werden, als es ja seine Aufgabe ist, die Staatsmänner der Zukunft zu bilden, von denen die Welt freilich auch zu erwarten berechtigt ist, dass sie nicht nur ihr „métier" gelernt, sondern auch die Fähigkeit sich erworben haben, „das Wahre zu denken, das Schöne zu fühlen, das Gute zu wollen".

Somit hätte ich die Gesichtspunkte bezeichnet, welche für mich als Biographen maßgebend gewesen sind, und mir erübrigt nur noch, einiges, was ich über das mir zur Verarbeitung

dargereichte Material zu bemerken verpflichtet bin, der Beachtung des Lesers zu empfehlen. Vor allem muss ich Wilhelm's eigenhändiger Aufzeichnungen erwähnen, da ich vornehmlich aus ihnen ersehen konnte, nicht nur was der noch immer geistig-rege Greis war, sondern auch wie er es geworden ist. Dass ich den Inhalt gar manches Tagebuchblattes in die Darstellung nicht eingeflochten habe, ist ein Geständnis, das niemanden überraschen darf. Hätten sich doch in Minutien, die für das große Publicum von geringem Interesse sind, weder die unterschiedlichen Zeitabschnitte der bald vierundachtzigjährigen Pilgerfahrt Wilhelm's, noch er selbst als Mensch, Schulmann und Staatsbürger treu genug abgespiegelt. Weitaus belang- und lehrreicher, als derlei Unbedeutendheiten, war seine Familiencorrespondenz, welche mir, soweit ihre Natur es erlaubte, aufs entgegenkommendste zur Verfügung gestellt war, des weiteren die stattliche Anzahl von Briefen, welche ich seit 1870 von ihm empfangen habe, endlich mein alljährlich sich erneuernder persönlicher Umgang mit ihm, seitdem er in Graz weilt. Wohl ließe sich auch der vielerlei Anlässe gedenken, die sich mir zur Beobachtung seines Thuns aus meinem dienstlichen Verhältnisse zu ihm ergeben haben; darüber eile ich jedoch hinweg, nicht etwa weil ich besorge, dass ich meine Person zu sehr in den Vordergrund schieben könnte, sondern vielmehr weil ich der Ansicht bin, dass das, was der Mensch selbst an sich bemerkt und fühlt, der geringste Theil seines Daseins ist. Umso nachdrücklicher mögen die Mittheilungen betont werden, die ich von befreundeter Seite aus dem Egerlande und von Persönlichkeiten erhalten habe, welche in Wien, Neu-Sandec, Lemberg, Tarnow, Troppau, Krakau, Brünn und anderswo in nähere Berührung mit Wilhelm gekommen waren. Besonders dankbar sei hier noch der Briefe hochgeachteter Männer der Wissenschaft in Deutschland gedacht. Erfuhr ich doch aus diesen Papieren nicht bloß, wie sehr Wilhelm in auswärtigen Gelehrtenkreisen geehrt ist, sondern auch in welch lebhaftem Verkehre er mit denselben seit vier Jahrzehnten gestanden war und zum Theile

noch steht. Im Texte selbst und auch anmerkungsweise sind endlich die meisten gedruckten und ungedruckten Quellen genannt, aus denen ich mir sonst noch über örtliche, politische und nationale Zustände in den Provinzen, wo Wilhelm gelebt und gewirkt hat, die nöthigen Aufschlüsse geholt habe. Damit ist aber keineswegs erschöpfend angedeutet, woher mir aller Stoff zugetragen worden ist. Hätte ich die mir gelieferten Daten minder peinlich gesichtet, hätte ich noch ausführlicher sein wollen, als ich es ohnehin gewesen bin, der Leser würde sich verwundern über die Menge der biographischen und zeitgeschichtlichen Momente, die ich unverwendet gelassen, und noch mehr über die vielen und verschiedenen Orte, wo ich dieselben gefunden habe.

Ehe ich diesen Vorbericht ende, scheint es mir nicht überflüssig, mich hinsichtlich eines Punktes, der leicht missdeutet werden könnte, mit dem Leser auseinanderzusetzen. Es will mich nämlich bedünken, dass man mir von der einen oder der anderen Seite vorrücken dürfte, meine Darstellung sei nicht durchweg gegenständlich gehalten. Weit entfernt davon, solchen Anwurf rechthaberisch zurückzuweisen, gestehe ich vielmehr offen und ehrlich, dass ich trotz alles Bemühens, objectiv zu bleiben, hie und da auf die Verleugnung meines Ichs doch vielleicht zu wenig bedacht gewesen bin, indem ich über gewisse Personen, Zustände und Thatsachen mich so geäußert habe, wie ich über sie denke. Mir erschien es eben unmännlich, hinter den Ereignissen Versteckens zu spielen, und darum wollte ich, dass der Leser den Autor näher kennen lerne und aus dessen unverblümtem Meinungsausdrucke folgere, wessen er sich von ihm, dem Erzähler, zu versehen habe. Mein Standpunkt war genau umschrieben, und nichts ist natürlicher, als dass mir das, was diesem Standpunkte widerstrebte, keinen Beifall abzwingen konnte. Oder hätte ich etwa, obwohl ich nicht farbenblind bin, was roth ist, grün und Grünes roth nennen sollen? Am wenigsten werden — ich bin dessen gewiss — die praktischen Schulmänner, und unter ihnen in erster Reihe die tüchtigsten, solch bedingungsloses Aufgeben meiner selbst mir zumuthen

und es mir verübeln, dass ich Urtheile, welche ich mir nicht ohne die reiflichste Überlegung gebildet habe, ungescheut ausspreche; gerade diese Männer erfahren es ja in ihrem Amte oft genug, wie sehr sie durch die Kritik Anderer zur vergleichenden Prüfung des Fremden und Eigenen gedrängt werden, und wie — ich citiere ein zutreffendes Dictum des Historikers Karl von Raumer — „das Resultat einer derartigen Prüfung entweder das Beharren aus verstärkter Überzeugung, oder ein durch die gewonnene bessere Einsicht empfohlenes Ändern ist".

Schließlich noch ein Wort über das Äußere des Buches. Ich fühle mich angenehm verpflichtet, Wilhelm's zartsinniger Tochter Frau Alberta Maitner und dem Herrn Verleger dafür zu danken, dass durch ihr Zusammenwirken die von mir angeregte Ausstattung des Werkes mit dem Bildnisse und Facsimile des trefflichen Greises ermöglicht worden ist. Damit wird namentlich denjenigen, deren Brust von der Erinnerung an den alten Herrn gehoben wird, eine umso größere Freude bereitet, als das Portrait, hervorgegangen aus dem Atelier des Herrn Theodor Mayerhofer in Wien, Zug für Zug gelungen ist. Ja wohl, Zug für Zug gelungen! Denn als ich am 5. September v. J. Wilhelm in Graz wiedersah, kam er mir ganz so entgegen, wie ich ihn vor zweiundzwanzig Jahren kennen gelernt hatte: fast unverändert an Leib und Seele. An dem von einem gesunden Roth überhauchten Antlitz war die sonst erbarmungslose Zeit, ohne auch nur die mindeste Spur zurückgelassen zu haben, vorübergerauscht, und was die vereinzelten Silberstreifen anlangt, welche sein volles Haupthaar durchziehen, so mögen sie wohl noch aus den Tagen seines letzten Dienstdecenniums herrühren. Und **so** hat ihn auch der Künstler dargestellt zur Augenweide eines jeden, der an den Schicksalen eines gottbegnadeten Mannes warmen Antheil nimmt.

Dieser Himmelssegen, ausgegossen über den Lebensrest des väterlichsten Jugendfreundes, rechtschaffensten Lehreranwalts

und loyalsten Altösterreichers gilt mir als ein omen faustum für das Buch, welches ich mit dem Wunsche in die Öffentlichkeit hinausschicke, dass es durch seine Wahrheitsliebe nirgends ernstliches Missbehagen hervorrufen möge. Im einzelnen werden wohl manche, die dem Werke ihre Aufmerksamkeit schenken, anderer Meinung sein, als ich. Das ist ihr unbestreitbares Recht, und vorbehaltlos beuge ich mich vor solchem Rechte. Allen gefallen zu wollen, kam mir ja gar nicht in den Sinn, weil ein derartiges Verlangen nur dem Kopfe eines Thoren entspringen kann; ich war vielmehr Egoist genug, dem Ausspruche Goethe's zu folgen, welchem gemäß „man schreiben muss, wie man lebt: zunächst um seiner selbst willen und dann erst für verwandte Wesen". Hoffentlich werde auch ich verwandter Seelen mich erfreuen können, die mich nehmen, wie ich mich gebe, ohne meine Irrthümer zu Verbrechen zu stempeln. Theilnahmslosen Fremden werde ich kalt gegenüberstehen; erscheint ihnen, was ich biete, wie ein caput mortuum, mit dem nur sie nichts weiter anzufangen wissen, so ist das ihre Sache, über welche ich mich keinesfalls grämen werde.

Troppau, im Februar 1884.

Dr. Richard Rotter.

Erstes Buch.

Mutter und Kind.

Wer ermessen will, wie sehr die Zeiten und mit ihnen nicht bloß die Dinge, sondern auch die Menschen und ihre Anschauungen sich ändern, der lasse sich von einem *Alten* schildern, wie Land und Leute in dessen Jugendtagen gewesen sind. Darüber ganz zu schweigen, dass der Erzähler manches, was der Gegenwart vielleicht des Beachtens unwert erscheinen mag, mit rosigen Tinten ausmalen dürfte, wird man sich immerhin eines gewissen Staunens über den Abstand zwischen jetzt und vordem, zwischen dem Gewordenen und Gewesenen nicht erwehren können. Noch vor vierzig Jahren ahnte die Welt vieles nicht, was von der heutigen Generation als etwas Alltägliches betrachtet und endlich — wie lang wird's dauern? — für überlebt gelten wird! Und wie nahezu unkenntlich kommt selbst die Heimat demjenigen vor, der ihr seit einem halben Jahrhundert entrückt geblieben war! — Hier fehlt ein Wald, eine Wiese, ja sogar ein ansehnlicher Hügel; dort erheben sich dagegen massige Bauten mit thurmähnlichen Schloten, die das Auge des Jünglings niemals wahrgenommen hatte.

Und erst die Menschen! Lauter fremde Gesichter begegnen ihm, und auch er ist jedermann fremd, wildfremd. Kaum findet er das Haus, in welchem seine Wiege gestanden. Kein Wunder! Dasselbe hat ja, was ihm ehedem abgieng, ein Stockwerk und zeichnet sich durch eine überraschende Stattlichkeit aus. Drinnen findet er sich schon gar nicht zurecht, und eine Thräne an den Wimpern, verläſst er, einem Verjagten gleich, überhastigen Schrittes seine Geburtsstätte, um nach dem Friedhofe zu wallen und an den Gräbern der Eltern zu beten, die ihm der Tod entrissen hatte, als er noch den Traum der Kindheit träumte. Vergebens sucht er die Stellen, wo man sein Theuerstes eingebettet hatte. Nicht Kreuz und Stein bezeichnen sie; denn längst schon haben beide, Vater und Mutter, Anderen den Platz räumen müssen. Da ergreift ihn ein unsägliches Weh, und warum? Unschwer ist die Antwort. Alles, alles hat sich für ihn seit fünfzig Jahren so erschrecklich geändert, ja er hat sogar seinen Antheil an dem Gottesacker und damit auch seine Heimat verloren. Im tiefsten Herzen verwundet, drückt er den Hut auf sein weißes, vom Wind emporgetriebenes Haupthaar, und wie ein verfolgter Flüchtling eilt er hinweg, um sich von dem eben heranbrausenden Courierzuge dem Orte entreißen zu lassen, wo er nichts von alldem gefunden hatte, was schon decennienlang das Ziel seines Sehnens gewesen war.

So möchte es wohl auch dem Egerländer zumuthe sein, dessen Lebenslauf die folgenden Blätter schildern werden, wenn er jetzt nach zweiundsechzig Jahren, den heimatlichen Boden zum erstenmal wieder betreten würde.

Als er fortwanderte, konnte er, da sein Streben nach der Residenz gerichtet war, falls seine Geldmittel es erlaubt hätten, nur von Postgäulen und von diesen nur auf der Kaiserstraße langsam weiterbefördert werden. Heute ist's auch in dieser Beziehung anders, ganz anders geworden. Heute dampfen, von der Maihälfte angefangen, bis zum Schlusse der Badesaison auf der königlich-sächsischen Eisenbahn, deren Schienenstränge den Egerer Bezirk von Nord nach Süd durchschneiden, tagüber vierzehn Personenzüge auf und nieder. In Gedanken nehme der Leser an meiner Seite Platz in einem dieser Züge, nicht um Franzensbad, das luxuriöse Mekka kachektischer Pilger, zu besuchen, sondern um nach dem bescheidenen Örtchen **Voitersreuth** zu fahren, das, etwa 350 Schritte von der Reichsgrenze entfernt, Blutkranke nicht beherbergt, umsomehr aber den Physiognomen

befriedigt, weil er in der den Namen des Dörfchens führenden Eisenbahnstation reichlich Gelegenheit findet, aus dem Gesichtsausdrucke jedes Reisenden auf dessen Geistes- und Gemüthsbeschaffenheit zu schließen. Denn gerade dort hält der Zug längere Zeit wegen der grenzzollamtlichen Gepäcksrevision an, welche, wenn die Effecten etwas gar zu unzart durchgemustert werden, den Passagieren viel Verdruss und Ärger bereitet. Der Leser und ich verlassen das Coupé, ergötzen uns ein kurzes Weilchen an der Formation des vor uns sich erhebenden Kapellenberges, der höchsten Kuppe des muldenreichen Elstergebirges, und wenden uns dann dem anmuthigen Dörfchen selber zu, das mit seinen 73 Nummern die ziemlich steilen Ufer des Hirtenbaches entlang sich ausdehnt und von den Bewohnern, entgegen der officiellen Topographie, in das „vordere“ und „hintere“ Dorf geschieden wird.

Wir schreiten zu dem letzteren eine mäßige Anhöhe hinan. Warum just dahin? Lockt uns vielleicht die lohnende Fernsicht auf die letzten Ausläufer des Böhmerwaldes und Fichtelgebirges, oder die Begierde, den empordringenden Harzduft des nahen Hagengrüner Gehölzes einzuathmen? Weder das eine, noch das andere. Uns lockt einzig und allein das Verlangen, in eines der freundlichen Häuser, und zwar in jenes einzutreten, wo der greise Schulmann Andreas Ritter von Wilhelm am 17. März 1801 geboren worden und seiner Mutter Stolz und Freude gewesen ist.

* * *

An einem sonnenhellen Frühlingstage, kurz vor Ostern des Jahres 1808 — ich überspringe eben die an pädagogisch-lehrreichen Begebenheiten dürftigste Zeit — war in beiden Dorftheilen alt und jung, die Familie des angesehenen Landwirtes Georg Thomas Wilhelm nicht ausgenommen, auf den Beinen; denn der Dechant von Ober-Lohma, wohin der Ort noch heute eingepfarrt ist, war gekommen, um die Landchristenlehre abzuhalten. Der schulpflichtigen Knaben und Mädchen hatte sich sogar eine an Furcht streifende Befangenheit bemächtigt. Natürlich! Stand ihnen doch als Beichtkindern eine strenge Prüfung aus dem Katechismus bevor, und gab es wohl manchen Jungen, dem ein und das andere Hauptstück nicht recht geläufig sein mochte. Die Prüfung fand auch wirklich

statt und verlief im großen und ganzen ziemlich befriedigend. Die besondere Aufmerksamkeit des „Herrn Dechants“ erregte aber der siebenjährige Wilhelm, ein rothwangiges, hellblondes Büblein mit frisch dareinblickenden Augen. Wie denn nicht? Es hatte ja alle Fragen über das Sacrament der Buße und des Altars nicht nur ohne jeglichen Anstoß, sondern auch rasch und fehlerfrei mit den Worten des Büchleins beantwortet. Der könnte schon zur heiligen Communion gehen, meinte denn auch, seiner Zufriedenheit Ausdruck gebend, der „hochwürdige Herr.“ Der Knabe konnte es aber doch nicht. Er hatte ja eben erst dasjenige Alter erreicht, in welchem zwar jedes Voitersreuther Kind die erste Beichte abzulegen pflegte, jedoch nicht zur Communion zugelassen wurde, weil für deren Empfang die gehörige Vorbereitung und Reife bei den Kleinen dieses Alters nicht vorhanden war. Darum sagte auch der Dechant nur „könnte“, ohne dadurch und auch weiterhin eine Ausnahme von der allgemeinen Übung zuzugestehen. Und nicht ohne Grund mied er dies; denn selbst in dem gegebenen Falle durfte er, ohne zu irren, annehmen, dass der belobte Knabe von all dem, was er gar so schön „aufgesagt“ hatte, nichts verstand. Das zeigte sich auch am Tage des Sündenbekenntnisses in auffälliger Weise. Der Kleine kniete an dem Beichtstuhle nieder, sagte die allgemeine Eingangsformel her, aber der Rest war — Schweigen. Der Pfarrer, ein verständiger Mann, wartete nur einen Augenblick und fragte dann freundlich: „Hast du nicht das, jenes u. s. w. gethan?“ Jetzt war dem Bübchen mit einemmale alles klar, und es wusste, was beichten heißt. Ja grau ist jede Theorie! Wie vielerlei hatte auf einmal der gedächtnisstarke Knirps, durch die an ihn gerichtete Frage angeregt, in das Ohr des geistlichen Herrn zu flüstern: alle die entsetzlichen Unthaten, die beim Ballwerfen, Pfennigausgeben, Plumpsackumgehen, Verstecken, Löcheln und anderen Spielen, oder beim Fischen, Krebsen, Schleifen und Schlittenfahren, beim Klettern und Schaukeln von der Kinderwelt begangen werden! Der gute Pfarrer hörte den ängstlich plappernden Schuldbekenner geduldig, vielleicht auch lächelnd an, gab ihm sachgemäße Lehren und Weisungen, die der kindliche Verstand augenblicklich fassen konnte, und sprach ihn endlich von der schweren Sündenlast frei. Und mit welchem feierlichen Ernste erzählte das Kind, dessen zartes Gewissen von keiner Schuld mehr bedrückt war, als es nachhause kam — und diesmal war es ohne

Umwege heimgeeilt — seiner Mutter die Geschichte von der ersten Beichte!

„Der Bub muss studieren und ein ‚Pater' werden!" So lautete der Beschluss des Familienrathes, als Andreas nach der ersten Communion den Eindruck beschrieben hatte, welcher von der heiligen Handlung in seinem Gemüthe zurückgeblieben war, und selbstverständlich sprach der Herr Pfarrer salbungsvoll sein Ja und Amen dazu. Voll Lust ob des ihm zugedachten Berufes, war der kleine Blondkopf ganz erfüllt von Gedanken an Messe, Hochamt und Predigt. Kein Wunder, wenn er von da ab mit verdoppeltem Eifer lernte. Bald hatte er sich das hinreichende Maß von ‚Kenntnissen und Fertigkeiten' angeeignet, und jetzt übernahm der Schulmeister das Geschäft der Vorbereitung für das Gymnasium. Ja, Voitersreuth hatte damals wirklich einen Schulmeister, der sich seine paar Groschen freilich gar sauer erarbeiten musste; aber es hatte kein Gebäude, das ausschließlich dem Jugendunterrichte gewidmet gewesen wäre. Erst im Jahre 1835 wurde die Schule, welche jetzt den höchsten Punkt des Dorfes schmückt, erbaut, und an derselben eine gesetzlich dotierte Lehrstelle geschaffen.*) In den Tagen der Kindheit Wilhelm's wanderte der arme Magister, um den Kleinen den Katechismus und das Trivium des Lesens, Schreibens und Rechnens ‚beizubringen', von Haus zu Haus. Um nun den zum ‚Pater' bestimmten Andreas für die Lateinschule zu präparieren, musste der vielgeplagte Mann immer erst spät nachmittags im Wilhelm'schen Hause vorsprechen.

Der aufgeweckte Knabe lernte vorerst die deutsche Sprachlehre und späterhin auch die Anfangsgründe der lateinischen Grammatik genau so, wie sein Mentor es verlangte. Dass hiebei auch der Ministrantentext für den Kirchendienst memoriert werden musste, soll nicht unerwähnt bleiben. Man belächle dieses Vorexercitium für den geistlichen Stand nicht; es war und ist noch heutigentags allgemein üblich. Ich gebe zu, dass ein solches Eintrichtern inhaltsloser Wörter, denen nur die Gleichzeitigkeit der priesterlichen

*) Gegenwärtig ist diese Volksschule zweiclassig und hat 2 geprüfte Lehrer. Außerdem besteht auf dem Bahnhofe auch noch eine von der sächsischen Regierung errichtete einclassige evangelische Privat-Volksschule, welche sowohl der sächsischen Schulinspection in Oelsnitz, als auch der österreichischen in Eger untersteht.

Handlungen einen für Kinder allerdings zweifelhaften Sinn verleiht, keinen geistigen Wert beanspruchen kann; aber niemand wird leugnen, dass das Plappern dieses unverstandenen Responsoriums, weil es doch einem höheren Zwecke diente, jedenfalls den unsauberen Vierzeiligen vorzuziehen ist, welche ich elfjährige Buben und Mädchen mit fast unglaublichem Verständnis in den angeblich frömmsten Gauen Oberösterreichs und des glaubenseinheitlichen Tirols nicht nur singen hörte, sondern auch mit sehr unzweideutigem Geberdenspiele begleiten sah.

Die Rudimente des Lateinischen waren dem lernlustigen Bürschchen zum Verwundern schnell eingekeilt worden, und nun gieng's an das erste Pensum! Der Lehrer schrieb einige Sätzchen auf, übertrug sie dem Knaben in die fremde Sprache und schrieb auch die Übersetzung nieder, überstrich aber dieselbe mit Tinte, so dass, wie er meinte, nichts davon gelesen werden konnte. „Bis morgen machst du die ‚Version' nochmals und schreibst sie auf." Sprach's und empfahl sich von den Eltern.

Der kleine Lateiner schritt sofort an die Arbeit; er kaute an der Feder, kaute und kaute wieder, brachte aber nichts zuweg. Da entdeckte er plötzlich, dass jeder Buchstabe des Schulmeisters durch den Tintenüberzug ohne viel Anstrengung zu erkennen war, und es dauerte nicht lang, so war die durchgestrichene Übersetzung wörtlich abgeschrieben. „Schau, schau! Ohne Fehler hast du die Aufgabe gemacht," rief des anderen Tages freudestrahlend der getäuschte Lehrer; die Mutter lächelte beseligt, das Söhnlein aber senkte verlegen das Köpfchen. Ob diese Scham und Scheu nicht eine Frucht der Mahnungen war, die der Pfarrer in der ersten und jeder folgenden Beichte dem Kleinen zutheil werden ließ? Wer weiß das? Gewiss ist nur, dass sich dem Knaben das Unschuldsparadies verschlossen hatte. Die Folge bewies es; denn die zweite Aufgabe, die nicht mehr vorgearbeitet worden war, misslang, da der Knabe keinen Begriff davon hatte, wie ein deutscher Satz ins Lateinische zu übertragen sei, so gründlich, dass der erzürnte Lehrer des Tadelns kein Ende fand und den armen Jungen von nun an, da es mit den schriftlichen Leistungen nicht vorwärts gehen wollte, rauh und abstoßend behandelte. Darüber härmte sich die Mutter so sehr, dass sie dem Knaben rieth, das Studieren aufzugeben. Zerronnen waren übernacht die Träume von Messe und Predigt, und mit

einer Entschiedenheit, die nichts zu wünschen übrig ließ, erklärte Andreas in der nächsten Lateinstunde, er wolle die gar so schwere Grammatik nicht mehr lernen. Dabei blieb's auch vorerst. Weder die begütigenden und aufmunternden Vorstellungen des Schulmeisters, noch die freundlich-ernsten Mahnungen des Pfarrers und anderer Freunde der Eltern, noch die zärtlichen Bemühungen der schuldtragenden Mutter waren von Erfolg. Der letzteren that die Willensfestigkeit ihres geliebten Blondkopfes am meisten weh, denn eine solche Entschlossenheit des Kleinen hatte sie gar nicht vorausgesehen, gar nicht für möglich gehalten. Ein ‚Pater' sollte das Büblein werden, ein ‚Pater' und nichts anderes! Das war das Alpha und Omega ihrer Wünsche, und jetzt sah sie sich einem, wie es schien, unbezwingbaren Abscheu vor allem Studieren gegenübergestellt, einem Abscheu, den sie selbst, freilich ohne es zu beabsichtigen, durch ihr vorzeitiges Mitleid in dem Knaben geweckt hatte. Alle Hoffnung gab sie aber doch nicht auf. Sind nur erst die Ferien zu Ende, tröstete sie sich, dann wird der Junge anderen Sinnes geworden sein, und er wird doch noch — ein ‚Pater' werden.

Auch der Vater wollte sich von diesem Zukunftsbilde, das ihm die Gattin und die ganze Verwandtschaft mit den prächtigsten Farben vorgemalt hatten, nicht trennen und harrte dem immer näher heranrückenden Schuljahre 1812—1813 nicht ohne Zuversicht entgegen. Er hatte schon seinen Plan entworfen und versprach sich von dessen consequenter Durchführung Sieg und Frieden. Der Knabe wurde von jetzt an, damit die Lust zum Studieren wieder in ihm erwache, zu allen möglichen Arbeiten, auch zu schweren angehalten. Der Hartkopf soll — dachte der Vater — versuchen, das Brot im Schweiße seines Angesichts zu essen. Wie verschieden davon war die Art, in welcher die Mutter das Bekehrungswerk anfasste. Unbekümmert um den Grund, warum sie so und nicht anders handelte, fühlte sie die Folgen ihres Thuns voraus, und es bethätigte sich an ihr das gerade damals der Welt von Goethe geschenkte sinnige Wort:

„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewusst."

Sie führte ihren Liebling zu wiederholtenmalen nach Eger und wählte hiezu immer Zeiten, da die Gymnasialschüler in öffentlichen Aufzügen erschienen. Das wirkte. Kaum nahm die verständige

Frau die ersten Anzeichen der sich vollziehenden Sinneswandlung wahr, als sie mit weiblichem Takte, ohne dass der Knabe die Absicht merkte, wieder und immer wieder auf die Annehmlichkeiten des Studierens zu reden kam, bis es ihrer Ausdauer endlich gelungen war, den Widerwillen des Kindes gegen das Latein zu bewältigen. Freilich war darüber nahezu ein ganzes Jahr verloren gegangen, aber dieser Verlust war bald und zur Genüge ersetzt; denn als im Sommer 1813 die Vorbereitung für das Gymnasium wieder aufgenommen worden war, zeigte sich an dem Knaben — der allerdings schon das zwölfte Lebensjahr überschritten hatte — eine auffallende Veränderung. Seit dem Abbruche der schulmeisterlichen Präparationsarbeit hatte er nichts neu gelernt, nichts wiederholt, und doch war ihm jetzt alles, was er las und lernte, weniger dunkel, daher auch weniger schwierig; ja sogar das Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische gieng ihm fast mühelos vonstatten. Hatte das der Schulmeister zustande gebracht? Der dürfte wohl kaum methodisch besser unterrichtet haben, als vordem. Vielleicht war aber die Art seines Verkehrs mit dem Knaben aufmunternder und eben darum ersprießlicher? Wie dem auch gewesen sein möge, in dem Blondkopf war's zur unsäglichen Freude der Mutter licht geworden, so licht, wie sie es in ihrem frommen Herzen wünschte, damit das Büblein dereinst ein tüchtiger ‚Pater' werde.

Am Schlusse der Ferien fuhr der Lehrer mit seinem Zöglinge nach Eger zur Prüfung aus den Gegenständen der Hauptschule. Damals musste aber derjenige, welcher außerhalb der Schule Privatisten unterrichtete, wenn er diese zum Examen brachte, gemäß dem §. 128 der „politischen Verfassung der deutschen Schulen" über die Befugnis zur Ertheilung eines solchen Privatunterrichtes sich ausweisen. Heute stehen die Dinge anders. Nach mehr als fünf Jahrzehnten — gewiss spät genug — unterliegt der häusliche Unterricht einer derartigen Beschränkung nicht mehr. Wie vortheilhaft wäre für den armen Voitersreuther Dorfmagister eine dem Artikel XVII unseres Staatsgrundgesetzes vom 21. December 1867 ähnliche Bestimmung gewesen! Der Hauptschuldirector würde die Vornahme der Prüfung nicht verweigert haben, und der verdutzte Lehrer hätte sich nicht mit seinem noch verdutzteren Schüler wegen der Prüfungsbewilligung an den unwirschen Stadtdechant zu wenden gebraucht. Kurz und barsch wies der hochwürdige Mann die Bitten-

den ab, legte aber, weil sich der Lehrer mit demuthsvollen Vorstellungen wiederholt an ihn gewagt hatte, dem zitternden Knaben die Frage vor: „Steht das Subject im Satze vor oder nach dem Zeitworte?“ Ohne sich zu besinnen, antwortete das eingeschüchterte Dorfkind: „Nach dem Zeitworte.“ Über diese keineswegs glattweg verwerfliche Antwort, die ja schon in der Frage des Dechants selbst gegeben war, gerieth der unberufene Examinator aus Rand und Band. Eine Flut von Tadelsausdrücken ohne Wahl entfuhr seinem Munde. Und das Ende des Sturmes? Die Bittsteller wurden mit derben und herben Worten fortgeschickt. Schweigsam begaben sie sich, einer trübseliger als der andere, nachhause. Die Mutter daheim zweifelte an dem guten Ausgange der Prüfung nicht einen Augenblick. Ihr Blondkopf war ja so fleißig gewesen; er kannte und konnte ja alles so vortrefflich! Hatte nicht sie selbst, da sie jeder Unterrichtsstunde beiwohnte, tagtäglich sich überzeugt, wie das Kind zusehends vorgeschritten war? Umsomehr entsetzte sie sich, als der Schulmeister und ihr Söhnlein verstört daher wankten.

„Wenn uns ganz was Unerwartetes begegnet, wenn unser Blick was Ungeheueres sieht, steht unser Geist auf eine Weile still; wir haben nichts, womit wir das vergleichen.“ Dieses Wort des Antonio in Goethe's „Torquato Tasso“ erwies sich an der zärtlichen Mutter verkörpert, als sie das ihr „Unerwartete“ und für sie „Ungeheuere“ hörte. Wie im Boden festgewurzelt erschien die Ärmste; ihr Geist stand wirklich still, denn nicht ein Laut entschlüpfte ihren sonst so redseligen Lippen. Nachdem aber der Lehrer sich gesammelt und die Marterscene beim Herrn Dechant in seiner natürlichen Art geschildert hatte, kam auch allen sofort die nöthige Ruhe zur Überlegung. „Der Herr Pfarrer wird uns helfen!“ Das war der Gedanke, der sich dem Schulmeister schon während des Heimweges aufgedrängt hatte, und der, jetzt auch von den anderen getheilt, ohne Zaudern ausgeführt wurde. Fürwahr, das Beste, was in so kritischer Lage sich thun ließ! Der mehr ehr- als hochwürdige Pfarrer von Ober-Lohma hielt den Niedergeschlagenen, als sie ihm ihre Nöthen geklagt hatten, den Dichterausspruch: „In allen Dingen ist besser hoffen, als verzweifeln; denn wer kann das Mögliche berechnen?“, in seine Redeweise umgesetzt, entgegen und versprach dem weinenden Knaben seinen Beistand. Und dieser Beistand war es auch, der das unmöglich Scheinende möglich machte.

Persönlich führte der theilnahmsvolle Priester das halbentmuthigte Bürschchen nach Eger. Kaum eingetreten in die Wohnung des Directors, wurde „Se. Hochwürden“ von diesem aufs entgegenkommendste empfangen, und dem Knaben sofort ein Platz neben drei bereits anwesenden Privatisten, durchweg Söhnen angesehener Familien, angewiesen. Die Prüfung lief ohne Anstand ab, ja unser Schmerzenreich zeigte sich sogar weit solider vorbereitet, als es die drei anderen waren. Aufgerichtet durch das ihm gespendete Lob, empfand das vielgeprüfte Bauernkind, als es wieder heimwärts fuhr, in seiner frei athmenden Brust eine seltsame Regung. Es mochte wohl das erwachte Selbstgefühl gewesen sein. Auch Erde und Himmel erschienen ihm in einem Glanze, den es nie zuvor an ihnen gesehen zu haben vermeinte. Wie hätte es denn anders sein können? Standen ihm doch jetzt die Pforten des Gymnasiums angelweit offen; war doch der polternde Stadtdechant, weil er von der verschiedenen Stellung des Subjectes im Satze so wenig wusste, im Unrechte geblieben gegenüber dem Voitersreuther Dorfjungen, welcher nun den Siegespreis davontrug. Kann ein Kindesherz mehr wollen? Strahlenden Angesichts trat Andreas an der Hand des vergnügt lächelnden Pfarrers vor die harrenden Eltern hin. Wohl stand dem Mütterchen auch diesmal der Geist eine Weile still, aber nur eine kurze Weile, denn schon hieng der Knabe an ihrem Halse, und sie streichelte mit zarter Hand seine hochgerötheten Wangen. Und nicht nur im Hause, auch überall im Dorfe gab's Freude, helle Freude; denn der Blondkopf war bei jedermann wohlgelitten.

Ja, so etwas bringt nur ein geistlicher Herr zuweg, dachte sich die tiefergriffene Mutter, und hin zog es sie zu der schlichten Marienkapelle, und dort flehte sie den Schutz der gnadenreichen Gottesmutter auch für die Zukunft auf ihres Söhnchens Haupt herab. Gehoben kam sie zurück und wurde von lauter frohen Gesichtern begrüßt; aber während die anderen, der gerechtfertigte Schulmeister obenan, wie wenn ein besonderes Fest gefeiert würde, bis spät in die Nacht jubelten, warf sie sich in ihrem Stübchen auf die Knie, um leise weinend dem lieben Gott für den Segen zu danken, welchen er so reichlich über sie und ihr Kind ausgegossen hatte. Auch im Schlafe war sie glücklich. Sah sie denn nicht im Traume den Blondkopf als Gymnasialprämianten, ja noch mehr, sah sie ihn nicht schon als ‚Pater‘ hoch oben auf der Kanzel? Und

als tagsdarauf das liebselige Licht der Morgensonne durch die Epheuranken am Fenster schimmerte und auf die Frühsuppe fiel, sagte Frau Wilhelm freudigerregt zu Andreas: „Denk' nur, heut Nacht hab' ich dich gesehen im weiten schwarzen Talar und angethan mit dem weißen, spitzenbesetzten Chorhemd; du glaubst gar nicht, wie sehr du mir gefallen hast." Das schmeichelte dem Kleinen, und er theilte die Seelenwonne der Mutter. Der Vater aber schwieg, und erst als er draußen im Hofe war, wo eben die Kühe ausgetrieben wurden, sprach er schmunzelnd vor sich hin: „Wenn sich die gute Mar-Marget*) nur nicht täuscht; Träume sind ja doch nur Schäume!"

---

*) Mar-Marget nannte in abkürzender Weise Wilhelm's Vater seine Gattin Maria Margareta.

Zweites Buch.

Der Lateiner in Eger und Wien.

Ich erinnere mich gern des heiteren Augenblickes, den mir im August 1882 während meiner Badecur in Trencsin-Teplicz ein ungarisches Journal anlässlich der Bayreuther „Parsifal-Tage“ durch eine ungemein launige Beschreibung Egers, wie es jetzt aussieht, bereitet hat. Der Leser wird es mir wohl kaum verübeln, wenn ich ihm dieses Bild aus dem Gedächtnisse nachzeichne. Ganz treu mag es freilich nicht sein, auch nicht ganz frei von richtigstellender und ergänzender Zuthat; aber in der Hauptsache weicht es vom Originale nicht allzusehr ab, ja es dürfte sogar, und darauf kommt es im vorliegenden Falle zumeist an, durch das Moment der Gegensätzlichkeit dem Zwecke meiner Schrift dienlich sein, da in derselben dem Eger, wie es einst aussah, eine nicht unerhebliche Rolle zugetheilt ist.

Was erzählt doch nur der Wagner-Enthusiast des Pester Blattes von der modernisierten Hauptstadt des böhmischen Egerlandes? Vorerst die Thatsache, dass es auf einem Felsen am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses gelegen und vom Ruß zahlreicher

Schlote geschwärzt ist. Mit Recht stolz sind aber deren Bewohner — fährt dann der magyarische Feuilletonist fort — auf die für sie so wichtige alkalisch-salinische Eisenquelle, welche in dem eine Stunde entfernten Franzensbad zum Troste vieler blutarmen Frauchen im ehemaligen Egerbrunnen aufsprudelt, noch stolzer aber auf Wallenstein, Goethe und Schiller, weil alle drei einst in ihren rauchüberzogenen Mauern gewohnt haben. Den ersteren ermordeten hier uniformierte Hitzköpfe, und noch jetzt zeigt man im Stadthause das Zimmer, in welchem die Meuchler ihr Werk vollbracht haben. Wird es jedoch zufällig geweißt, so thut auch eine andere Stube diesen Dienst, wie schon mancher Besucher erfahren haben soll. Glücklicherweise geschah bis jetzt der Pietät durch solche geschäftsmäßige Täuschung keinerlei Abbruch, da die trinkgeldlüsternen Führer den Gästen gegenüber ihre Gesichter, gleich dem routiniertesten Schauspieler, mit den stereotypen Falten des historischen Ernstes auszustatten und erst hinterher zu lachen pflegen. Schiller sammelte hier die Daten zu seiner Trilogie, und hier geschah es auch, dass sich ein blondes Egerlandmädchen in Goethe sterblich verliebte, obwohl der ‚Olympier' nicht mehr in der Blüte seiner männlichen Schönheit stand. Solang sie lebte — sie gieng erst vor sechs Jahren ins bessere Jenseits hinüber — nannte sie sich Goethe's Braut, und zeigte sie jedem, der es sehen wollte, über- und überglücklich das Fleckchen in ihrem runzligen Antlitz, worauf der „göttliche" Mund des Dichterfürsten küssend gehaftet hatte. Einst mochte dort gewiss eine kokette, kleine Linse gewesen sein; als aber der neugierige Ungar diesen literaturgeschichtlichen Punkt erblickte, war über demselben — o beklagenswertes Los des Schönen hier auf Erden! — bereits eine stattliche Warze aufgestiegen, und zwar eine recht ehrwürdig behaarte. Außerdem bezeichnet mein Gewährsmann als eine weitere Merkwürdigkeit Egers dessen Eisenbahnstation, nicht nur weil in derselben die fünf Linien dreier Länder zusammentreffen, sondern auch weil sie eine Specialität in ihrer Uhr besitzt, deren Zeiger viererlei Zeit signalisieren: die Wiener, Münchener, Berliner und Prager. Jeder Weiser hat eine andere Farbe, und eine Stunde auf dieser Uhr besteht nach genauer Berechnung aus fünfundsiebzig Minuten. Daher kam es, dass eine Dame, die nur sehen konnte, aber taub war, den von ihr zu benützenden Zug versäumte, weil sie sich auf diese Uhr verließ. Sie wollte

nämlich nach Regensburg fahren, und ein Landsmann von ihr gab, nicht ohne seine Erzählung mit boshaften Glossen zu würzen, den gedachten Unfall am Mittagstische zum besten. Ähnliches könnte auch anderen Reisenden zustoßen. Zum Glücke ist die Einrichtung getroffen, dass in allen Sälen der Pförtner das bevorstehende Ablassen jedes Zuges mit kräftiger Stimme und in einer Sprache ankündigt, in welcher sich der geographischen Lage gemäß der sächsisch-preußisch-baierisch-österreichischböhmische Dialekt mit dem Quaken der specifisch-eger'schen Mundart brüderlich vereinigt. Und nun noch ein Wort über den großen Wartsaal, welchen die Bildnisse von vier gekrönten Häuptern zieren! Wie betäubt daselbst grausame Liebenswürdigkeit mittelst des Duftes riesiger Blumenbouquets die durchfliegenden Schönsten unter den Schönen. Merkwürdig bleibt hieran nur, dass die also Ausgezeichneten lieber den Capricepolster zurücklassen, als diese reizenden Trophäen ihrer rasch ersiegten Triumphe. Freilich sind all die Rosen, noch ehe die Heimat erreicht ist, verwelkt und entblättert. Nachhause gebracht müssen sie aber doch werden; denn jede Siegesfahne bleibt schön, auch wenn sie zerfetzt ist.

Wie ganz anders präsentierte sich vor siebzig Jahren die alte königliche Stadt Eger! Ja wie ganz anders! Von einer Locomotiv-Eisenbahn träumte in jener Zeit noch niemand, am wenigsten ohne Zweifel die Egerer selbst, welche sich in dem Schnürleibe ihrer Wälle und Gräben ganz wohl gefielen und noch wenig in die Weite strebten. Zu ihnen musste man kommen; Beweis dafür: Goethe und Schiller! Ein achtunggebietendes Grau hatte allerdings schon damals ihre Gebäude ausgezeichnet; schwarz vom Fabrikenqualm sind sie aber doch erst später geworden, die prächtige Decanatskirche nicht ausgenommen, in deren unmittelbarster Nähe jenes Haus steht, worin der ungeberdige Dechant den Prüfling aus Voitersreuth so hart angelassen hatte. Wie gerne würde der lieblose geistliche Dignitär dem Tode das Zugeständnis gemacht haben, dass das Subject im Satze auch dem Zeitworte folgen könne, wenn er, als es ans Sterben gieng, eine Fristerstreckung hätte erwirken können, um noch länger des Genusses der fetten Pfründe theilhaftig zu bleiben! Ebenso ungern mochten ihrerzeit die Markgrafen von Vohburg aus dem irdischen Jammerthale geschieden sein; ihr ödes Schloss lag schon gleich der gegenüber befindlichen „Winßelburg" (Wenzels-

burg?), von der gar nur mehr einige niedrige, mit Gras überwachsene Wälle übrig waren, in verwitternden Trümmern. Dagegen waren die alten Festungsmauern noch mit wohl conservierten Thoren versehen: dem Bruckthor im Norden an der Egerbrücke, dem Oberthor im Süden, dem Schiffthor im Osten, dem Mühlthor im Westen, und über jedem derselben erhob sich ein massiver Thurm mit einer Uhr, die täglich aufgezogen wurde. Es ist sonach anzunehmen, dass auch vor siebzig Jahren der Egerer Bürgerschaft viererlei Zeit signalisiert worden sein mag, und zwar aus jeder Weltgegend eine andere. Sind doch bekanntlich nach Kaiser Karls V. Ausspruch die Uhren ganz so, wie die Menschen. Auch nur zwei Köpfe denken verschieden, und auch nur zwei Uhren lassen sich nicht in vollkommen gleichen Gang bringen. Wie erst vier Thurmuhren!

Und das Gymnasium? Durfte es nicht Anspruch erheben darauf, den Merkwürdigkeiten der Stadt Eger angereiht zu werden? Nach dem Lehrbuche der Geographie gewiss, noch mehr aber aus dem Grunde, weil kein Lehrer weniger als siebzig Jahre zählte. Als der Blondkopf aus Voitersreuth dieses Gymnasium besuchte, bestand es, wie alle gleichartigen Schulen in Landstädten, aus drei Grammatical- und zwei Humanitätsclassen, die nach ihrer Aufeinanderfolge Principi, Grammatik, Syntax, Poesie und Rhetorik genannt wurden. Auf den zwei unteren Jahresstufen kam derselbe Lehrstoff zur Behandlung, welcher an den sechsclassigen Gymnasien der Hauptstädte für die Prima (Parva), Secunda und Tertia vorgeschrieben war. Fast scheint es, dass durch diese Einrichtung im Geiste des damaligen Patrimonialsystems der Landjugend das Studieren zugunsten des Robotdienstes erschwert werden sollte. Der beabsichtigte Zweck wurde aber zumeist nur halb erreicht; denn der geistliche Stand ergänzte sich vornehmlich durch solche Jünglinge, welche ihre Lateinstudien an derlei Mittelschulen gemacht und dann eine sogenannte „philosophische Lehranstalt“, die mit keiner Hochschule verbunden war, absolviert hatten.

Den Personalstand des Egerer Gymnasiums bildeten bis zum Jahre 1815 der Präfect, der Katechet und sechs Fachlehrer, welche bis auf einen durchwegs der 41 Jahre zuvor aufgehobenen Gesellschaft Jesu angehört hatten. Nicht ohne Interesse sind die Urtheile Wilhelm's über diese Lehrkräfte.

Der Präfect Karl Steiner war eine achtungswürdige Persönlichkeit; der Katechet P. Erhard wurde als ein väterlicher Jugendfreund verehrt und verstand es, den Religionsunterricht angenehm, leicht und fruchtbar zu machen. Professor Krassold lehrte Latein (‚Autor und Stil‘, wie man damals sagte,) in beiden Humanitätsclassen und genoss den Ruf eines tüchtigen Lateiners. Professor Trauschke ‚tradierte‘ Geographie und Geschichte, und sein Unterricht war möglichst überschaulich. Dem Professor Liebscher war Mathematik am ganzen Gymnasium und Griechisch in der Tertia, Quarta und Quinta zugewiesen. In der Mathematik beschränkte er sich Jahr für Jahr auf gewisse Aufgaben; auch liebte er es nicht, zum Denken anzuregen, und gab er sich demzufolge mit rein gedächtnismäßigem Einlernen gern zufrieden. Noch ärger bestellt war es mit seinem Unterrichte im Griechischen; denn dieser bestand in nichts anderem, als in einem mechanischen Übersetzen und in einem von Fehlern strotzenden Analysieren mit der Reuchlin'schen Aussprache. Zum Überflusse fanden auch noch zweimal in der Woche halbstündige mathematische Correpetitionen statt, eine Zeitvertrödelung, für welche monatlich dreißig Kreuzer Wiener Währung, nach jetzigem Gelde 21 Kreuzer — im Verhältnisse zu dem, was geboten wurde, gewiss zu viel! – gezahlt werden musste.*) Den Unterricht im Lateinischen in der dritten Classe und in den naturwissenschaftlichen Fächern besorgte Professor Kögler. Der Stoff der letzteren war auf die Principi und Grammatik so vertheilt, dass zwei Semester der Zoologie und Botanik, ein Semester der Mineralogie und ein Halbjahr der Naturlehre gewidmet werden konnten. Arme Naturgeschichte und Physik! Die Lehrbücher waren das Umundauf für Lehrer und Schüler. Jener bekannte sich zu dem Grundsatze des Goethe'schen Mephisto, „nicht mehr zu sagen, als was im Buche steht,“ und hielt demgemäß die ohnehin nicht vorhandenen Anschauungsmittel für unbedingt überflüssig; dieser hinwieder begnügte sich, weil er für das,

*) Das Unwesen der Nachstunden herrschte allenthalben und wurde erst in neuester Zeit nach Regelung der Dienstbezüge eindringlichst verboten. Hie und da soll wohl ein und der andere Herr Professor aus Liebe zur Jugend das Geschäft heimlich auch jetzt noch treiben; im allgemeinen sind aber derlei speculative Köpfe nur mehr Seltenheiten, und werden sie nach und nach hoffentlich ganz aussterben.

was ihm noththat, noch kein Verständnis hatte, mit der ungesalzenen Schulkost und markierte gewissenhaft die ohne versinnlichende Erklärung zum Auswendiglernen ‚aufgegebenen' Seiten. Mehr bedurfte er ja nicht; denn „was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nachhause tragen", und so trug er denn auch nach jeder langweilig abgesessenen Lehrstunde im Kopfe nichts, unter dem Arme aber alles in sein Kämmerchen. Um so wertvoller war die Unterrichtsthätigkeit des weltlichen Professors Peter Niemeczek, welcher Latein in der ‚Principi' und ‚Grammatik' lehrte. Wilhelm gedenkt desselben als eines vortrefflichen Lehrers, dem die Schüler die festeste Grundlage ihrer ferneren Ausbildung verdankten. Später wurde er als Humanitätslehrer nach Königgrätz, dann nach Prag versetzt, wo er in den Fünfziger-Jahren starb.

Charakteristisch sind die Schilderungen der Eigenheiten, die manchem der geistlichen Lehrer anhafteten und von den Knaben in kindisch-übermüthiger Weise zu allerlei Schabernack ausgenützt wurden. Ein Musterkauz war der Mathematiker Liebscher, ein kleines einseitiges Männchen, welches die rechte Schulter höher hatte, als die linke, und sich eines dreieckigen Hutes als Kopfbedeckung bediente. In der Schule ließ er sich den Stuhl immer von dem Katheder herabholen und vor die erste Bank hinstellen. Warum? Darüber erzählte man sich nachstehendes Geschichtchen. Er trug Beinkleider von Manchestersammt. Einmal — so lautete die Überlieferung — belegten die Schüler die Sitzplatte des Stuhles mit Schusterpech. Ahnungslos nahm das Exjesuitlein Platz; als es aber, um zur Tafel zu schreiten, aufstehen wollte, blieb — horribile dictu! — der Stuhl an dem Gesäße kleben, so dass nur mit Hinopferung des ganzen rückwärtigen Theiles der ‚Manchesternen' eine Befreiung aus der unerwarteten Zwangslage ermöglicht werden konnte. Kaum sahen die Buben den Professor wie verrückt sich geberden, als sie auch schon lärmend aufsprangen, um dem ‚Eximi', mit welcher Verkürzung der gegenüber den geistlichen Lehrern anbefohlenen Titulatur: ‚eximie' (sc. domine) sie ihn anzureden pflegten, das fatale Anhängsel sammt einem ausgiebigen Stücke der Unaussprechlichen herunterzureißen. Endlich war das unclassische Werk vollbracht. Jetzt zogen die übergeschäftigen Retter den sonderbar drapierten Stuhl unter schallendem Gelächter bis vor die erste Bank herab. Und der ‚Eximius'? Dieser verließ, stumm vor Ärger, die hinteren Rockschöße

mit der Linken krampfhaft zusammenhaltend, und den Dreispitz tief in die Stirne gedrückt, das verhängnisvolle Lehrzimmer. Seit jenem Tage bestieg er niemals wieder das Katheder; er traute nicht mehr dem tückischen Schatten des Sitzraumes, und sooft sein Blick auf das hölzerne Ungethüm fiel, wandte er sich mit Abscheu um, und aus seinen Augen blitzte ein drohendes ‚quos ego‘ in die Knabenschar hinein. Die Jugend fürchtete ihn aber auch, wie keinen anderen Lehrer. Was Wunder, wenn es — seltene Ausnahmen abgerechnet — in seinen Lehrstunden mäuschenstill war! Sein Unterricht bewirkte das nicht, denn dieser war alles eher, als anziehend und wurde sicherlich nicht anziehender dadurch, dass ihn Liebscher durch allerlei weithergeholte Anekdoten und wohl- oder übelangebrachte scherzhafte Bemerkungen, sowie durch Witze, die mitunter sogar gelungen waren, zu würzen suchte.

Ohne jede, wenigstens für den ‚Eximi‘ wohlthuend angenehme Folge blieb aber die Furcht der Schüler doch nicht; denn sie pflanzte in manches kindliche Herz eine rührende Verständnisinnigkeit in Bezug auf gewisse Marotten des ‚gestrengen Herrn‘. Zwei Thatsachen mögen als illustrierender Beweis dafür dienen. Das Professorchen liebte Schnupftabak und Wein. Jenen ließ er sich regelmäßig während des Unterrichtes holen. Er legte zu diesem Behufe die Dose auf die Bank, das nöthige Geld auf die Dose und fragte, wer ihm Tabak bringen wolle. Natürlich erhob fast die ganze Classe die Hände. Der von ihm ausersehene Schüler nahm die Büchse, ließ aber das Geld liegen, welches ‚Eximius‘ eiligst wieder einsackte, und brachte das Nasenfutter. Eines Tages wurde Wilhelm mit der gleichen ehrenden Sendung betraut. Dieser aber nahm die Dose sammt dem Gelde und entledigte sich schleunigst des ihm gewordenen Auftrages. Liebscher schnupfte und schnupfte nochmals, gleichsam den Tabak prüfend, und fragte endlich: „Woher hat ‚Er‘ das Zeug geholt“? Mit ‚Er‘ wurden alle Gymnasiasten, als ob es Vorschrift wäre, angesprochen. Der Gefragte nannte den Trafikanten, welcher die schnupfenden Exjesuiten bediente. ‚Eximius‘ schüttelte wie zweifelnd das greise Haupt, schnupfte wieder und brummte zuletzt verdrießlich: „Der Tabak ist nicht gut.“ Die Mitschüler brachen hingegen nach beendigtem Unterrichte, den vermeintlichen Helden umringend, in ein Beifallsjauchzen aus und riefen lachend: „Der Tabak war nicht gut; wir wissen schon, warum.“ Wilhelm wusste

es auch; ja er wusste noch mehr, aber er gestattete niemandem den Einblick in seine — leere Tasche.

Ähnlich wie mit dem Tabak, aber doch wieder ganz anders verhielt es sich mit dem Weine, und spielten sich die auf diesen Bezug habenden tragikomischen Scenen in der Wohnung des Professors manchmal recht drastisch ab. Der in gewisser Hinsicht vorzüglich rechnende Mathematiker beschied nämlich von Zeit zu Zeit bald diesen, bald jenen Schüler auf einen Abend zu sich, um ihn zu — prüfen. Brachte ihm das gerufene Bürschchen dem durch Überlieferung stadtbekannten Usus gemäß eine Bouteille Wein — nur durfte es nicht ‚sauerer Österreicher' sein, den er ‚nicht leiden' konnte, wie er bisweilen mit scharfer Betonung in der Schule offen zu verstehen gab, — so bekam es ohne Examen, aber unter destomehr Lobsprüchen die ‚erste Classe', ja, wenn die Umstände darnach angethan waren, sogar ‚Eminentiam'. Wehe dagegen demjenigen, welcher ohne den goldig funkelnden Tropfen erschien! Die dem armen Teufel vorgelegte Aufgabe misslang in der Regel, weil sie misslingen musste. „Wenn man einen Fingerzeig nur hat, lässt sich's schon eher weiter fühlen." Ähnlich diesem Ausrufe des Schülers im Goethe'schen Faust regte sich ein banges Wünschen in der Brust eines solchen Abendprüflings. Ungehört blieben aber seine Seufzer, unbeachtet seine flehenden Blicke; den Mund zum Sprechen zu öffnen wagte er schon gar nicht. Das grimmige Männlein trat endlich an den verzweifelnden Knaben heran und ertheilte diesem nicht etwa den ersehnten „Fingerzeig", sondern den gemessenen Befehl, — Stiefel und Strümpfe auszuziehen. Er selbst, der Gesalbte des Herrn, beugte sich sodann in unbeschreiblicher Demuth nieder und untersuchte aufs eingehendste, ob die Füße gewaschen und die Nägel an den Zehen beschnitten waren. Wie immer aber das Ergebnis dieser wunderlichen Nachahmung Christi ausgefallen sein mochte, günstig oder ungünstig, der Inquirierte wurde — sehr seltene Fälle abgerechnet — mit den Worten: „Fort aus meinen Augen, ‚Er' hat die ‚zweite Classe,'" aus dem Zimmer hinausgewettert. Wiedergerufen wurde er aber nicht, dagegen umso öfter diejenigen, welche — ich vermuthe es nur, da mir hiefür Wilhelm'sche Andeutungen fehlen — instinctiv Horazens satyrisches Wort: „Explicuit vino contractæ seria frontis" vorweg ins Handgreifliche zu übersetzen beflissen waren.

Die anderen geistlichen Lehrer waren solche Schultyrannen nicht; da aber ihre Lehrart, vielleicht auch ihr lückenhaftes Wissen nicht ohne Einfluss auf die Disciplin blieb, so bereitete ihnen der Muthwille der Schüler viele, viele missliche Stunden. Der Naturhistoriker und Physiker Kögler, welchem man, wie oben bereits mitgetheilt wurde, auch den Lateinunterricht in der dritten Grammaticalclasse — gewiss nicht zu seiner Freude — übertragen hatte, war der bestgeplagte Mann am Gymnasium. Ihm setzten die Jungen am ärgsten zu. Trieb es einer gar zu toll, so verurtheilte er denselben zum Knien, und wurde der Befehl nicht unverweilt vollzogen, was beinahe ausnahmslos der Fall war, da die Schüler absichtlich derlei Scenen provocieren ließen, so entfuhr seinen Lippen die immergleiche Mahnformel: „Du verteixelter, verdonnerter Kerl! Flectebis, vel non?“ Der Angeschrieene leistete dann auch ohne Zaudern mit erkünstelter Armensündermiene Gehorsam, und allgemeines Kichern in den Bankreihen lohnte ihn für seine Opferwilligkeit. Professor Kögler war übrigens den Schülern eine nicht unsympathische Erscheinung; wusste man ja, dass er ein wohlwollender Charakter war und — gern Hasen aß.

Drollig ist das nachstehende Geschichtchen. Ein Schüler von sehr beschränktem Geiste hatte ein lateinisches Vorwort mit dem Genitiv construiert. Durch diesen Verstoß war ein amusanter Dialog hervorgerufen worden, der hier wegen seiner methodischen Eigenthümlichkeit einen Platz finden möge.

Der Professor: „Welche lateinischen Präpositionen regieren die zweite Endung?“

Der Schüler schweigt.

Der Professor: „Schau' ‚Er‘ her! Hier (auf die rechte Rocktasche deutend) habe ich 5 Gulden, hier (in der linken) habe ich nichts. Jetzt gebe ich ‚Ihm‘ das, was ich in dieser Tasche (links) habe; wie viel bekommt ‚Er‘?“

Der Schüler (offenbar verwirrt): „Fünf Gulden.“

Die ganze Classe brach in unbändiges Lachen aus; auch der Lehrer schmunzelte, gebot aber Ruhe, und der komische Auftritt nahm seinen weiteren Verlauf.

Der Professor: „Gebe ‚Er‘ acht. Ich schenke ‚Ihm‘, was ich in dieser Tasche habe; wie viel hat ‚Er‘ nun bekommen?“

Der Schüler: „Nichts.“

Der Professor: „Warum hat ‚Er' nichts bekommen?"

Der Schüler: „Weil nichts darin war."

Der Professor: „Welche Vorwörter verlangen also die zweite Endung?"

Der Schüler: „Wo nichts darin ist."

Der betreffende Knabe war freilich borniert, der Lehrer aber ein so unlogischer Kopf, dass über seine veranschaulichenden Hilfen wohl auch fähige Schüler gestolpert wären.

Nachgerade konnte, da durch die jährlich abgehenden Gymnasiasten das Thun und Treiben der Professoren in immer weiteren Kreisen bekannt und von einflussreichen Personen scharf gerügt wurde, maßgebenderseits das Augenzudrücken nicht mehr fortgesetzt werden. Im Sommer 1815 überraschte denn auch der Prior des Prager Kreuzherrnordens in seiner Eigenschaft als Provinzialdirector die Stadt Eger mit seinem Besuche, um das Gymnasium zu inspicieren. Die Folge dieser Visitation war für die Einwohnerschaft ein sensationelles Ereignis.

Vor allem wurde der Bürgermeister und k. k. Rath Vincenz Totzauer zum Vicedirector des Gymnasiums ernannt. Eigentlicher Institutsdirector war der Kreishauptmann, welcher in Elbogen residierte. Der Umstand aber, dass er sich noch niemals nach Eger verirrt hatte, und die pitoyablen Verhältnisse der Anstalt ließen das neugeschaffene Amt nothwendig erscheinen, und Totzauer erachtete es seinerseits sofort für geboten, durch allerlei Verfügungen, von denen manche als reine Willküracte keine Berechtigung hatten, den Fleiß der Jugend zu erhöhen. War es doch z. B. nach seiner ersten Anordnung während der drei letzten Faschingstage denjenigen Schülern, deren Eltern in den nahegelegenen Ortschaften wohnten, untersagt, sich von Eger zu entfernen. Warum sollen wir Vater, Mutter und Geschwister nicht besuchen dürfen?' Diese Frage schwebte auf den Lippen aller Nicht-Egerer; aber nur drei Vorzugsschüler, darunter Wilhelm, traten beherzt an den ‚gestrengen' Herrn Director-Stellvertreter mit der Bitte um die Erlaubnis, nachhause zu gehen, heran, freilich nicht ohne ihm hoch und theuer zu versprechen, dass sie daheim lernen werden. Die ihnen nicht genug klare Antwort lautete: „Etiamsi, ite et discite!" Um nicht zu verstoßen, begaben sich die also Beschiedenen ungesäumt zu Kögler, ihrem Ordinarius, und klagten ihm ihr Leid in lateinischer Sprache.

Ja in lateinischer Sprache! Denn diese war, obgleich schon der Lehrer der englischen Königin Elisabeth, Roger Ascham in seinem „Schoolmaster“, gestützt auf Cicero's Ausspruch: „Loquendo male loqui discunt,“ das Lateinsprechen im täglichen Verkehr für schädlich erklärt und als eine „Keckheit ohne Scham,“ als eine „Voreiligkeit ohne Kenntnisse,“ als eine „Geschwätzigkeit ohne Verstand“ gebrandmarkt hatte, bis zum Jahre 1847 herauf von der dritten Grammaticalclasse an vorschriftsgemäß auch die gewöhnliche Umgangssprache! „Was hat der Herr Vicedirector gesagt?“ fragte der Professor. Er entließ uns mit den Worten: „Ite et discite,“ erwiderten die Bittsteller. „Nun, dann könnet ihr gehen,“ lautete die Auskunft. Die jungen Leutchen waren jedoch so gewissenhaft, beizufügen, dass Totzauer der bereits mitgetheilten Erwiderung auf ihre Vorstellung ein ‚Etiamsi‘ vorausgeschickt habe. „Ja wenn er gesagt hat ‚etiamsi‘, corrigierte Kögler seine frühere Auffassung, „dann dürfet ihr nicht gehen.“ Wilhelm und seine zwei Collegen giengen aber dennoch heim und blieben nach ihrer Rückkehr wider alles Erwarten unbehelligt. Natürlich! Die Nichtbefolgung des Verbotes ließ sich ja schwer überwachen. Überhaupt that der Bürgermeister, welcher auf seine Vicedirectorswürde nicht wenig stolz war, gar selten einen glücklichen Griff, gleichviel ob er eine Maßregel schriftlich anordnete, oder ob er, was häufig genug vorkam, persönlich intervenierte. Namentlich bereiteten ihm gewisse Sonderbarkeiten, die ihm anhafteten und von der Jugend bald wahrgenommen und muthwillig ausgebeutet wurden, manchen verdrießlichen Augenblick. Eine solche Sonderbarkeit war der egerländische Dialekt, dessen er sich auch bei seinem amtlichen Auftreten als Gymnasial-Vicedirector unentwegt zu bedienen liebte. Von vielen ergötzlichen Fällen will ich nur einen erzählen. In der ersten Humanitätsclasse tobte einmal vor Beginn des Unterrichtes ein wilder Lärm, weil der Ofen beschädigt, und infolge dessen das Zimmer voll Rauch war. Plötzlich trat Totzauer ein. Er rieb sich die Augen, besichtigte den Ofen und fragte dann nach dem Thäter. Alle schwiegen. „Wer war ‚vonehds‘ da?“ *) forschte er weiter. Einer erwiderte: „Es war keiner von Ehds da,“ und die anderen wiederholten im Chorus: „Es war keiner von Ehds da.“ „Es muss aber doch

*) In der Egerer Mundart heißt von ‚vonehds‘ soviel wie von ehest, d. i. zuerst.

einer von Ehds dagewesen sein," wetterte der ärgerlich gewordene Bürgermeister. „Gewiss, es war keiner von Ehds da," erscholl es, wie aus einem Munde, mit markierender Betonung des ‚Ehds'. Kopfschüttelnd und mit finster drohendem Blicke verließ das Stadtoberhaupt die seiner Meinung nach keckleugnende Rotte. Kaum hatte sich aber hinter dem Davonpolternden die Thür geschlossen, erdröhnte auch schon ein homerisches Gelächter. „Am nächstfolgenden Tage stellte uns," erzählt Wilhelm in seinen Aufzeichnungen, „unser humaner und geliebter Lehrer Kratochwile", dessen ich später noch gedenken werde, „vor, dass wir uns gegen Totzauer doch hätten anders benehmen können; wir aber schilderten ihm den ganzen Vorfall und bedauerten, dass der ‚Herr Vicedirector' von der Behauptung nicht habe abgehen wollen, es müsse einer von Ehds dagewesen sein, während doch niemand unter uns von Ehds sei. Der Professor" — so schließt Wilhelm seine Mittheilung — „lächelte, und die Sache war ein- für allemal abgethan".

Kratochwile war einer der neuernannten Lehrer, welche, damit die Reform des Gymnasiums nicht nur am Haupte, sondern auch an den Gliedern sich vollziehe, von der k. k. Hofkanzlei nach der Stadt Eger gesandt worden waren; denn im Jahre 1816 wurden sämmtliche Exjesuiten mit Ausnahme des Präfecten am Schlusse des ersten Semesters pensioniert, und an ihre Stelle kamen jüngere weltliche Lehrer.*) Auf dass aber auch in sachlicher Hinsicht gründliche Abhilfe nicht fehle, wurde in anerkennenswerter Weise die Fächervertheilung geändert. Die nächste wohlthätige Folge hievon war, dass im Griechischen, welches gar jämmerlich im argen gelegen war, ein erfreulicher Umschwung eintrat, indem Professor Meierhof, bis auf die Anfänge zurückgreifend, dasselbe mit der erasmischen Aussprache und auf richtiges Verständnis bedacht, methodisch zutreffend behandelte.

Jegliches Menschenwerk ist aber Stückwerk. Wie sehr auch der vollzogene Personenwechsel befriedigte, da durch ihn frischeres Leben dem Gymnasialunterrichte eingehaucht worden war, alle Hoffnungen giengen doch nicht in Erfüllung. Für Mathematik, Naturgeschichte und Physik war der rechte Mann nicht gefunden worden.

*) Die greisen Patres segneten rasch nacheinander das Zeitliche; Adalbert Liebscher überlebte sie alle; am 4. Januar 1830 starb er als letzter Jesuit von Eger. Vgl. Vincenz Prökl's „Eger und das Egerland" (II. Auflage) I., pag. 630.

Wohl wurde in der ersteren ebenfalls auf die Elemente zurückgegangen, wohl wurde bei den Rechnungsübungen jedesmal die Begründung der Operation gefordert, und dabei streng auf die Regeln des Lehrbuches geachtet, welches unter Liebscher nie gebraucht worden war. Weiter wurde aber fast ebensowenig geleistet, wie vordem. Umsomehr hielt der neue Vertreter dieser drei Fächer auf Correpetitionen, die er, wie so viele andere, für unbedingt nothwendig erklärte. „Doch muss," fügt Wilhelm hinzu, „der Wahrheit Zeugnis gegeben werden, dass Liebscher's und Kögler's Nachfolger die allwöchentlich darauf verwendeten zwei Stunden in seiner Art gewissenhaft ausnützte, und die Schüler das hiefür festgesetzte Monatshonorar — 1 Gulden Wiener Währung — just nicht umsonst entrichteten." Auf eine ernstere Würdigung durfte aber dieser Mathematiker keinen Anspruch erheben. Im großen und ganzen manifestierte er sich doch nur als einen Mann der Schablone, der vor allem — verdienen wollte. Er war weder ein methodisch tüchtiger, noch ein human erziehender Lehrer; tiefere wissenschaftliche Bildung und pädagogischer Takt fehlten ihm gänzlich. Sein Vorgehen bestätigte dies mehr als zur Genüge. So gab er nach dem Schlusse der Lehre von den Gleichungen, um nur ein Factum anzuführen, eine sogenannte ‚Composition' (Schularbeit), und zwar jedem Schüler eine besondere Aufgabe, die er auf einen Zettel aufgeschrieben hatte. Wie kläglich fiel aber die Leistung aus! Nur äußerst wenige Schüler erfreuten sich des Glücks, die ‚erste' Classe zu erhalten, alle übrigen bekamen die ‚zweite, dritte, vierte, fünfte,' ja einige sogar die ‚sechste' Classe. Diese Art der Censur, obwohl niederschlagend genug, wirkte gleichwohl durch ihre bis dahin nicht gekannte arithmetische Bewertung der Arbeit motorisch auf die jugendlichen Lachmuskeln. Heute sind freilich ‚Fünfer' und ‚Sechser', amtlich ‚minder genügend' und ‚nicht genügend' zubenannt, keine Seltenheit mehr. Der Mathematiker des Egerer Gymnasiums vom Jahr 1816 classificierte daher in siebenfacher Abstufung nicht nur um nahezu fünf Decennien zu früh, sondern auch weit über das Ziel hinausschießend und hatte allen Grund, die Heiterkeitsausbrüche seiner Schüler mit den unseligerweise aufs neue zum Lachen reizenden Worten zu dämpfen: „Ihr wird't schon wissen, was das ist, sechste Classe, nämlich wenn ihr schlechtes Semestralzeugnis kriegt." Halbgebildet, wie er war, — eine Seltenheit unter

den böhmischen Lehrern jener Zeit — drückte er sich eben im Deutschen nicht nur nicht fließend, sondern auch incorrect aus. Betonung, Satzbildung und Aussprache waren gleich fehlerhaft, ein Umstand, der mit dazu beitrug, dass selbst sein direct erziehlicher Einfluss zusehends sank. Er verstand es nicht und bemühte sich auch nicht, den Knaben die Freude des Gelingens zu ermöglichen und hiedurch die Lernlust in ihnen zu wecken. Wie hätte sonst die weitaus überwiegende Mehrheit der Schüler mit der oben erwähnten ‚Composition‘ so jämmerlich verunglücken können? Darin aber, dass die Arbeiten in so großer Zahl misslangen, lag eine thatsächliche Verurtheilung seines Unterrichtes. Die jungen Leutchen waren ja über den durch die gestellten Aufgaben bedingten Ansatz der Gleichungen gar nicht belehrt worden! Sie hantierten lediglich mit schalen Ziffern, ganz sowie ihr Herr und Meister, dem es keineswegs an Fleiß gebrach, der aber trotz alles Fleißes nur sehr geringe Erfolge aufzuweisen vermochte, weil er sich in dürrem Mechanismus gefiel. Der arme Mann! Von Kindesbeinen an zu solchem Mechanismus erzogen, meinte er, und noch dazu nicht ohne einen Anflug von Selbstüberhebung, er erfülle gerade dadurch, dass er gedankenlos auf das Lehrbuch schwur, die ihm übertragenen Amtspflichten gewissenhaft und zweckfördernd, wie kein Zweiter. Über diesen Punkt war auch schwer mit ihm zu rechten; denn noch hat der Mensch sich nicht gefunden, welcher „den alten Sauerteig verdaut“ und mehr gelernt hätte, als was er lernen konnte. Und was ließ sich von einem so geistesmatten Vertreter der naturwissenschaftlichen Disciplinen erwarten? Er dachte und that so, wie vor ihm der weise Mann gedacht und gethan hatte, durch welchen sein Wissensdurst gestillt worden war. Genauer gesprochen: er ließ die Naturgeschichte wörtlich aus dem Compendium lernen und prüfte — gewöhnlich außer der Schulzeit, am liebsten an Ferialtagen und in seiner Wohnung — gegen das Ende des Semesters jeden Schüler, ohne ein Wort mehr über seine Lippen kommen zu lassen, als: „Die dritte, vierte, fünfte, zehnte, zwölfte u. s. w. Lection.“ Die bezifferte Lection musste dann der Examinand ‚aufsagen‘. Blieb der arme Junge stecken, oder recitierte er — was mitunter freilich nicht ohne Absicht geschah — statt der geforderten Partie eine andere, so war er geliefert, und der Handkatalog des Professors um einen ‚Zweier‘ reicher. „Auswendiglernen

ohne Anschauung" war somit methodischer Grundsatz auch nach dem Abgange Kögler's geblieben. Daran waren allerdings Präfect und Lehrer nicht in erster Linie schuld. A capite foetuit piscis! Die Studien-Hofcommission und die obersten Landesbehörden, einschließlich der ‚Provinzialdirectoren', traten dem geisttödtenden Schlendrian nicht entgegen. Vielleicht begünstigten sie ihn sogar? Zu solcher Vermuthung wird man wenigstens durch die Thatsache gedrängt, dass späterhin die Naturgeschichte aus dem Gymnasial-Lehrplane ganz verschwand.

Der geistvolle und umfassend gebildete Humanitätslehrer Dominik Kratochwile, ebenfalls von Geburt ein Čeche und für seine Muttersprache wirklich begeistert, war ein besonnener, wohlwollender Mann, den die Schüler achteten, und dessen gesellschaftliche Umgangsformen in den Kreisen der Bürgerschaft verdiente Anerkennung fanden. In der Schule benahm er sich seinem ernsten Wesen gemäß niemals scurril, niemals unmanierlich oder gar roh. Gegenüber seinen Amtsgenossen war er jederzeit collegial, manchmal sogar mit Hintansetzung seiner besseren Überzeugung. Einen Beweis hiefür bietet die nachstehende Thatsache. Bald nach dem Anfange des Schuljahres 1816—1817 kündigte Kratochwile an, dass er diejenigen, welche sich die böhmische Sprache anzueignen wünschen, unentgeltlich darin unterrichten wolle. Die Schüler der ‚Poesie' und ‚Rhetorik' widmeten sich — es war nicht anders zu erwarten — ausnahmslos diesem nichtobligaten Studium, denn der daraus erwachsende Gewinn — das sahen sie ein — konnte ihnen früher oder später nur Vortheil bringen. Der Professor der Mathematik und der Naturwissenschaften dachte jedoch anders, zum mindesten praktischer, als sein Amtsgenosse. Auch er, der Verstümmler des Deutschen, kündigte einen gleichen Lehrcurs an, aber — gegen Honorar. Ihm war es somit nicht um das Interesse der Studenten und um das Verdienst, sondern um sich und um den Verdienst zu thun. Kratochwile mochte mit seinem Nachtreter, welcher Vater von drei Kindern war, Mitleid haben; denn er beeilte sich, zu erklären, er könne unter den obwaltenden Umständen, und damit seinem Herrn Collegen kein Abbruch geschehe, den begonnenen Unterricht im Böhmischen nicht weiter fortsetzen, und empfahl den unangenehm überraschten Schülern, zu seinem Rivalen überzutreten. Diese aber kamen stimmeneinhellig überein, dem Rathe

nicht zu folgen. Wie unbeliebt musste der geldsüchtige Mann gewesen sein, wenn die jungen Leute, welchen sonst jeder Wunsch Kratochwile's Befehl war, sich so ungefügig erwiesen! Gleichwohl blühte der Weizen des Honorarprofessors, so dass man bei ihm und den Seinigen, obzwar er nach seiner Ankunft in Eger recht ärmlich gelebt hatte, schon wenige Jahre später einen mehr und mehr in die Augen fallenden Aufwand wahrnahm. Auch der Jugend entgieng diese Wandlung nicht, und gerade sie war es, die das nicht ganz lautere Gebaren des überhaupt und insbesondere von ihr wenig geachteten Lehrers der herbsten Kritik unterzog. Die alten Römer hatten wieder einmal Recht: „Maxima debetur puero reverentia“.

Und wie ergieng es unter solchen Verhältnissen dem Andreas aus Voitersreuth? Wie anders als gut! Er war ein treuherziger Gesell und respectierte die ungeschriebenen Gesetze der Kameradschaft; er war ein geweckter, emsiger Schüler und stand mit keinem seiner Vorgesetzten auf gespanntem Fuße. Darum waren ihm die ‚Eximii‘ gewogen gewesen, und darum würdigten ihn deren weltliche Nachfolger nicht minder ihres Vertrauens. Viel und immer nur Erfreuliches hatte er daher, sooft er die Ferien im Vaterhause verbrachte, zu erzählen, und mit einem gewissen Ausdrucke der Befriedigung reichte er jedesmal das gedruckte Classenverzeichnis herum, in welchem er wohl auch, allen seinen Commilitonen voran, als ‚præmio donatus‘ glänzte. Niemand war aber mehr entzückt darüber, als die um ihren Blondkopf so zärtlich bekümmerte Mutter. Was für ein gelehrter ‚Pater‘ wird der Junge werden! In diesem einen Gedanken floss all ihr Lieben, all ihr Glauben, all ihr Hoffen zusammen. Dieser eine Gedanke machte ihr die Wirtschaftssorgen noch einmal so leicht und verklärte Alles um sie her, auch das Alltäglichste. Der zum Jüngling heranreifende Knabe begnügte sich aber auch nicht mit dem für das Gymnasium gesetzlich vorgezeichneten Lernstoffe. Er that noch ein Übriges, indem er bei einem Sprachmeister, der sich in Eger angesiedelt hatte, Unterricht im Französischen und Italienischen nahm, nachdem er früher schon, von der ‚Principi‘ angefangen, auf das Violin- und Clavierspiel sich verlegt, um des letzteren willen jedoch das erstere wieder aufgegeben hatte. Seiner Selbstanklage in Betreff eines solchen Mangels an Ausdauer lieh er in den vor mir liegenden Mittheilungen folgende

Worte: „Bei dem Umstande, dass ich im Violinspiele sehr gute Fortschritte gemacht hatte, war das Fallenlassen desselben ein unverzeihlicher Fehler, den ich gewiss nicht begangen haben würde, wenn mir jemand mit überzeugendem Rathe zur Seite gewesen wäre."

Das Turnen kannte man in unseren Schulen bis in die Fünfziger-Jahre herauf noch nicht; ja vor den Märzen-Idus des Jahres 1848 war es geradezu verpönt. Wurde doch in den hochbureaukratischen Regionen der Metternich'schen Ära die Demagogenriecherei systematisch betrieben, und Barren und Pferd und Bock und Schwungseil ebenso, wie Frei- und Ordnungsübungen als Werke des Umsturzteufels gefürchtet. Was Wunder, wenn man in jenen Kreisen sogar den pädagogischen Wert der Gymnastik leugnete! Der beschränkte Unterthanenverstand konnte allerdings einer solchen übeväterlichen Sorge um das Heil der heranwachsenden Generation keinen Geschmack abgewinnen; daran kehrte man sich aber maßgebendenorts soviel wie gar nicht. Man wusste ja, dass die verschiedenen Censurstifte jeder vorlauten Meinungsäußerung, ehvor sie noch gedruckt war, scharfrichterlich an den Leib fahren würden. Die warmblütige Gymnasialjugend hinwieder ließ sich nur widerwillig in die Zwangsjacke staatsbürgerlicher Duckmäuserei hineinpressen, träumte jedoch um so lebhafter von den athenischen Jünglingen und von deren Siegeshymnen nach den olympischen Spielen. Um aber doch ihrerseits, soweit es eben thunlich war, den Überschuss von Kraft zu verwerten, zogen die Egerer Gymnasiasten, Wilhelm nicht ausgenommen, selbst bei nassem Wetter hinaus nach den Wällen. Kämpfe, wohlgeordnete, wenn auch nicht regelrechte Kämpfe wurden daselbst ausgekämpft, und ein allgemeines Halloh brauste jedesmal, wenn einer der aus dem Graben aufwärts Stürmenden, von den oben postierten Vertheidigern zurückgeworfen, den ganzen Wall unaufhaltsam hinabkollerte, durch die Lüfte bis in die Gassen der Stadt hinein. Solche Ring- und Kletterübungen ersetzten zum nicht geringen Ärger manches pedantischen Professors und verzopften Spießbürgers dem Studentenvölklein das heute für legitim erklärte und in den Lehrplan aufgenommene Turnen.

Feindseliger, und vielleicht mit Grund, war die allgemeine Stimmung dem Schwimmen, und das Lehrercollegium hielt sich für verpflichtet, dieser Stimmung auf disciplinarem Wege gerecht zu werden, indem es das Baden im Flusse, sowie das winter-

liche Schleifen auf dem Eise untersagte. Ovid schrieb aber nicht umsonst: „Nitimur in vetitum semper cupimusque negata.“ Dieses Wort treuestens zu bewahrheiten, sammelte sich Egers lateinisch-griechischer Bevölkerungsnachwuchs, wenn der Wasserstand nicht zu hoch war, an warmen Sommertagen nächst dem Mühlthore, um über eines der beiden Wehre nach dem linken Ufer zu wandern, das nicht, wie das rechte, zum Gartenbau verwendet wurde. Dort befand sich, in mäßiger Entfernung von der Badestelle der Militärstiftsknaben, der Flusstummelplatz des studierenden Civils. Das Schwimmen hatte dieses durch aufmerksame Beobachtung jenen abgelernt, vorsichtigerweise aber doch zugleich durch Anbinden von Kalmusbündeln und aufgeblähten Schweinsblasen der Möglichkeit des Untersinkens vorzubeugen gesucht. Die Lehrer belästigten das junge Volk mit ihrer Gegenwart nicht, denn der Weg zum verbotenen Vergnügungsraume war eben keine via Appia. Aber das Auge des Gesetzes wachte dennoch, und einmal — im Sommer 1815 — war dem Professor Niemeczek die Anzeige erstattet worden, dass viele Schüler in der Eger zu baden pflegen. Er las nun infolge dessen täglich den Katalog, beschränkte sich jedoch immer nur auf einige Namen und notierte diejenigen, deren Träger die Frage, ob ihrerseits der betreffende Paragraphus der Disciplinarvorschriften übertreten worden sei, mit ‚Ja‘ beantwortet hatten. Als der Buchstabe ‚W‘ an die Reihe kam, klopfte dem blonden Wilhelm stärker als sonst das Herz, denn auch er wusste sich nicht „frei von Schuld und Fehle.“ Allzeit aufrichtig und der Lüge feind, gestand er, als an ihn die Frage, ob und wie oft er gebadet habe, gerichtet worden war, mit anmuthendster Unumwundenheit: „Siebenmal.“ Die ganze Classe lachte hell auf. Auch der Professor konnte seine Heiterkeit nicht verbergen, zumal da ihm nicht unbekannt geblieben war, dass Wilhelm unter allen Schülern die ausgesprochenste Vorliebe für das Egerwasser hatte, und schlug den Katalog, ohne etwas darin vermerkt zu haben, eiligst wieder zu. Von amtswegen wurde aber kurz darauf den Gymnasiasten das Baden unter der Aufsicht erwachsener Personen gestattet. Den Schülern, welche der Präfect, damit er sich des Gehorsams seiner ‚Lieben‘ versichere, zu öfterenmalen als Gesetzeshüter entsandte, wurde ihre polizeiliche Mission dadurch erleichtert, dass man bald diesen, bald jenen unter den mitbadenden ‚Alten‘ als verantwortlichen Auf-

seher bezeichnete. O diese Jugend! Thöricht aber, wer von ihr rigorose Tugend begehrt, denn er vergisst, dass die Welt dann zum Sterben langweilig wäre. Es ist schon genug, übergenug gethan, wenn man das junge Blut unmerklich vor Schädlichkeiten bewahrt. Das Sprüchlein: „Omne nimium nocet“ bleibt ja doch unter allen Umständen Goldes wert.

Ein ‚Heiliger‘ war, wie das, was ich von ihm erzählt habe und noch erzählen werde, sattsam darthut, Wilhelm, der Knabe und Jüngling nicht; sonst würde sich Wilhelm, der Greis, an jene rosige Zeit nicht so seelenvergnügt zurückerinnern, an jene rosige Zeit, in welcher er fühlte, dass Gott ihn froh, wie er ihn erschaffen hatte, auch haben wollte. Aber „Alles in der Welt lässt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.“ Um deren Reiz unvergesslich zu machen, bricht, ein ewiges Gesetz will es so, unabwendbares Unglück herein, wodurch der Wert eines genossenen Glückes erst recht gesteigert wird. Auch Wilhelm sollte das erfahren; denn im Sommer des Jahres 1817 wurde ihm der Vater durch den unerbittlichen Tod entrissen. Ein Segen war ihm jedoch geblieben. Noch lebte die — Mutter „weise herrschend im häuslichen Kreise.“ An ihr, der Guten, die immer noch von ihm als künftigem ‚Pater‘ träumte, hieng er mit einer Zärtlichkeit sondergleichen. Nur im Punkte der Berufswahl stimmte er mit ihr nicht mehr ganz überein; schon keimte in ihm der Entschluss, andere Wege einzuschlagen, als diejenigen, welche zu Altar und Kanzel führen. Kurz: der Blondkopf hatte es, wenngleich noch nicht völlig aufgegeben, ‚Pater‘ zu werden.

Mancherlei Ferialerlebnisse scheinen mit dazu beigetragen zu haben, dass die Abneigung des Jünglings gegen den geistlichen Beruf immer kenntlicher wurde. Die warme Begeisterung des Kindes für Messe und Hochamt hatte sich, die Mutter merkte es zu ihrer Betrübnis nur zu bald, gar sehr abgekühlt. Zudem zog es ihn immer mächtiger und mächtiger hinaus in die Weite. Vorerst schwieg Andreas; als aber das Ende der Ferien ganz nahe gerückt war, trat er fest entschlossen zwar, jedoch nicht ohne einiges Zagen an die Ahnende heran, um ihr zu offenbaren, dass er seine Studien in Wien fortsetzen wolle. In Wien, dem üppigen, verführerischen Wien! Wie ein Dolchstich fuhr der besorgten Mutter die Mittheilung des Sohnes ins Herz, und still stand ihr der Geist, so still, wie damals, als ihr der Schulmeister

die ‚Schauerscene‘ in der Egerer Dechantei geschildert hatte. War doch auch jetzt der Entschluſs ihres Blondkopfes für sie „ganz was Unerwartetes“ und „Ungeheueres, das sie mit nichts vergleichen“ konnte. Wer anderer sollte und konnte in dieser Seelennoth ihr, der bekümmerten Witwe, helfen, als der Herr Pfarrer? Dieser entsprach auch bereitwilligst ihren Wünschen, vermochte aber, wie redlich er sich abmühte, den Vorsatz des jedem vernünftigen Rathschlage sonst so zugänglichen Andreas nicht ins Wanken zu bringen. Der ‚Hochwürdige‘ begegnete einer Entschlossenheit, frei am eigenen Glücke zu schmieden, die ihm nicht wenig imponierte; endlich gab er nach, weil das Wollen des jungen Menschen mit schwer anfechtbaren Gründen sich geltend machte. Auch die beklommene Frau fügte sich letztlich ins Unabänderliche, nachdem ihr der geistliche Herr zu Gemüthe geführt hatte, daſs nicht Alles an Eines gebunden sein könne, und daſs es ihrem Lieblinge schon darum wohl ergehen werde, weil er mit sich selbst nicht im Streite sei. „Aber ein ‚Pater‘ wird er nicht werden,“ seufzte die an ihren Hoffnungen irre gewordene Mutter. Das stand nun allerdings noch nicht fest; darob jedoch zu verzweifeln, war eine haltbare Ursache auch nicht vorhanden, denn Andreas — und auf den kam ja schließlich Alles an — hatte das entsetzliche Nein noch nicht gesprochen. Nur nach Wien gieng vorderhand sein Sehnen, nach dem, wie Mütterchen klagte, so verführerischen Wien. Schluchzend segnete und küſste sie daher ihren Blondkopf, dessen Gepäck bereits vorausgeschickt worden war, als er die Gemarkung seines Geburtsortes verließ, um zuvörderst nach Schönfeld und von dort mit seinem liebsten Jugendfreunde in die weite, weite Welt zu gehen. Die Mutter hinwieder schritt langsam und in Gedanken verloren ihrem Hause zu. Innerlich hatte sie ja halb und halb schon darauf verzichtet, ihren Sohn dereinst als geweihten Diener Gottes von der Kanzel herab predigen zu hören. Herzensfromm, wie sie war, tröstete sie sich aber endlich damit, daſs kein Mensch „die Kinder nach seinem Sinne formen könne“, sondern daſs er sie, „sowie Gott sie gab, haben und lieben, sie aufs beste erziehen und jeglichen gewähren lassen“ müsse. Und wahrlich, die schlichte Frau hatte ihre Kinder, hatte insbesondere ihren Andreas so erzogen, daſs die Ängstlichkeit, mit der sie ihm nachsah, als er die Reise nach dem sündigen Wien antrat, ungerechtfertigt erschien. Überfluſs an Moneten plagte den Voitersreuther Musensohn gerade

nicht, eine Thatsache, welche desto gewichtiger in die Wagschale fallen musste, je weniger Bedürfnisse und je mehr Wissensdurst das Provinzkind nach der Haupt- und Residenzstadt mitbrachte. Denn damals — im Jahre 1817 — als an der Donau, wie Schiller schon in den Tagen des Xenienkrieges geißelnd geschrieben hatte, noch immer das Volk der Phäaken mit glänzenden Augen wohnte, und es immer Sonntag war, und immer der Spieß am Herde sich drehte, konnte der von Haus aus ernstgesinnte Egerländer ohne gespickte Börse nicht wohl in die Lage kommen, in lustiger Gesellschaft kennen zu lernen, „wie leicht sich's leben lässt."

Nach einer beschwerlichen Reise theils zufuß, theils auf einem mit Jahrmarktsfracht beladenen Wagen kam das Egerer Freundespaar endlich in Wien an. Die ersten Tage wurden von Passplackereien verschlungen; denn das absolutistische System jener Zeit erleichterte niemandem, gut zu denken, forderte jedoch von allen, dass sie so denken, aber nicht ohne zugleich zu fürchten, dass keiner dieser Forderung genüge, und jeder, wes Zeichens er auch war, ein staatsgefährlicher Kopf sei. Der Justinianische Rechtssatz: „Quisque præsumitur bonus, donec probetur contrarium", von der Justiz heilig gehalten, wurde von der Polizei umgekehrt, und ihr galt jeder als „malus", der nicht das Gegentheil nachgewiesen hatte. Besonders kritisch war man in Wien. Nur der ordnungsmäßig ausgestellte Pass legitimierte die Ankömmlinge als brave Unterthanen, und wer einen solchen papiernen Tugendschein besaß, konnte, wenn er nur sonst nichts Bedenkliches sprach oder gar schrieb, unbehelligt hantieren und studieren, ja, wenn er's pfiffig trieb, sogar — conspirieren.

Wilhelm und sein Genosse verstanden von den Staatsgefährlichkeiten ihrer Tage wenig genug. Daheim hatten sie wohl ein- und das anderemal gehört, dass ein Fürst Metternich existiere; welchen staunenden Einfluss dessen Allmacht aber auf das öffentliche Leben in Österreich nahm, davon war auch nicht die leiseste Andeutung zu ihnen gedrungen. Den Zweck ihres Aufenthaltes in der Kaiserstadt und nichts anderes im Auge, erhofften sie daher von den neuen Verhältnissen nicht mehr, als ihnen die früheren gewährt hatten: freundliche Leitung auf der Studienlaufbahn und ein gutes Zeugnis, nebenbei vielleicht noch ein Stückchen Naturgenuss auf dem dürren ‚Wasserglacis' und in dem herrlichen Gewälde des ‚Praters'.

Mit ehrfürchtiger Scheu betraten die beiden Deutschböhmen die Hallen des ‚akademischen‘ Gymnasiums. Präfect Seitz, der zugleich Director des kaiserlichen Convictes war, kam ihnen vertrauenerweckend entgegen. Er sowohl, als auch die Professoren Kritsch, der Latein und Griechisch lehrte, Walch, der Mathematiker, Holzmann, welcher den Unterricht in der Geographie und Geschichte besorgte, und der Katechet Franz waren geistlichen Standes, und zwar durchweg clerici regulares scholarum piarum der Ordensprovinz Österreich ob und unter der Enns. Wilhelm's Mittheilungen über diese fünf Piaristen sind spärlich, was sich dadurch erklärt, dass er als Schüler der ‚Rhetorik‘ bloß ein Jahr lang unter ihrer Führung stand. Nur über Franz und Walch fand ich einige Andeutungen. Jener liebte es, in seinen Unterricht, namentlich wenn er prüfte, kurze Späße und Witze, die aber das Zartgefühl nicht verletzten, einzuflechten, und sah es gern, wenn darüber herzlich gelacht wurde. „Und weil der seelengute Herr es wünschte, so lachten wir auch weidlich drauf los", bemerkt Wilhelm, den Satz mit einem Ausrufungszeichen schließend. Ernster und strenger scheint Walch gewesen zu sein, dem Tüchtigkeit in der Mathematik von berufener Seite auch in jener Zeit nachgerühmt wurde, da ich mit ihm — er war damals schon Präfect — in nähere Berührung getreten war.

Der Studiosus aus Voitersreuth musste, wie jeder Ankömmling, welcher einem anderen Gymnasium, namentlich einem solchen, das sich außerhalb der Residenz befand, angehört hatte, gegen hochgradiges Misstrauen ankämpfen. Während des ersten Semesters erhielt Wilhelm — die Absicht ließ sich nicht bezweifeln — nur wenig Gelegenheit, seine mathematischen Kenntnisse in ausreichendem Maße darzuthun, und wurde ihm am Schlusse, allerdings ohne Berechtigung, auch nur die ‚erste‘ Classe zuerkannt. Das zweite Halbjahr verlief umso günstiger. Walch, durch sorgfältiges Beobachten zu der Überzeugung gelangt, dass der blonde Egerländer nicht nur mit gespanntester Aufmerksamkeit und mit unverkennbarer Lust dem Unterrichte folgte, sondern auch ein wirklich tüchtiger Denker war, würdigte denselben von nun an einer regeren Theilnahme. Ein Glück für Wilhelm, und nicht bloß für Wilhelm allein war es übrigens, dass der pädagogisch umsichtige Mathematikprofessor, welcher — in parenthesi gesprochen — bei seinem Unterrichte das empirische Interesse nie unberücksichtigt ließ, von den Sextanern

nichts forderte, was ihre Kräfte überstiegen hätte. Er hielt sich eben — und das war ein nicht geringes Verdienst — immer den Grundsatz gegenwärtig, dass der Lehrer darüber im reinen sein müsse, was er dem Lernenden zumuthen dürfe, weil kein Irrthum unleidlicher sei, als der, zu meinen, „Rechnen sei Erfinden“. Gewohnt jedoch, den Schüler zu verhalten, dass er Schritt für Schritt angebe, was er thue, und weshalb er es thue, wollte er Wilhelm gründlich ‚auskosten‘, ehvor er sich entschied, denselben als einen wirklich guten Kopf anzuerkennen. Zu diesem Zwecke unterzog er ihn endlich einmal einer schneidigen Prüfung, die eine geschlagene Glockenstunde währte. Unter lautloser Stille beantwortete Wilhelm die Fragen, und die Sicherheit und Raschheit, womit er die gestellten Aufgaben löste, erwarb ihm ebensosehr die Achtung der Mitschüler, wie den Beifall des nicht leicht zu befriedigenden Professors, der einen gewissen Stolz darein setzte, dass von allen Studenten, die er der Universität zugeführt hatte, keiner ein „ἀγεωμέτρητος“ gewesen, folglich auch keiner im Sinne Plato's untauglich für den philosophischen Unterricht befunden worden sei.

Drittes Buch.

Hochschule und Berufswahl.

Das Schuljahr 1818—19 begrüßte Wilhelm mit dem erhebenden Gefühle eines „Herrn", denn er war Hörer der „Philosophie" und als solcher in gewisser Beziehung sui juris geworden. Dagegen wurde ihm, als er zum erstenmal das ‚Collegium' besuchte, ad oculos dargethan, dass es in Österreich neben dem volksüblichen Höflichkeitsadel der Herren von Pimpelhuber und Zwergelpointner eine staatsgiltige Nobilität gebe, welcher dem Herkommen gemäß auch an der Hochschule ein sonderbares Vorrecht eingeräumt war, indem in der Sitzreihe an der Fensterwand die zwei ersten Bänke für die studentischen Honoratioren, nämlich für die Fürsten, Grafen und Barone vorbehalten bleiben mussten! Den jungen Weisheitsadepten sollte ja, damit ihnen der Begriff des Normalbürgerthums klar werde, die Ständegliederung als eine Staatsnothwendigkeit voll und ganz zum Bewusstsein gebracht, insbesondere aber derjenige, welcher ‚vonlosen' Eltern sein Leben verdankte, vor dem demokratischen Ebenbürtigkeitsdünkel bewahrt, und die sancta simplicitas in ihrem Miterziehungsrechte geschützt werden. Dafür, dass dieser gesetz-

lichen Forderung Genüge geschehe, und dem Adel, welcher, wie der damals noch im Flügelkleide eines siebenjährigen Cavalierchens dahinflatternde Graf Leo Thun späterhin behauptete, „dem Throne näher geboren“ war, sein Recht werde, waren die Professoren verantwortlich!

Als Wilhelm in die Hallen der alma mater eintrat, zählte die philosophische Studienabtheilung noch drei Jahrgänge; denn erst im Jahre 1825 weist das „Taschenbuch der Wiener Universität“ die vollzogene Herabminderung dieser Facultät auf zwei Jahrescurse (‚Logik‘ und ‚Physik‘) nach. Für die jetzige Generation dürfte es nicht ganz wertlos sein, die „Vorlesungen, welche sowohl ordentlich, als auch außerordentlich gehalten“ wurden, kennen zu lernen, und lasse ich zu diesem Zwecke den Universitätspedell Anton Phillebois, den Herausgeber des oben gedachten Taschenbuches, selber berichten.

Ordentliche Vorlesungen.

Im ersten Jahrgange.

(I. und II. Semester.)

1. Die theoretische Philosophie in **lateinischer** Sprache. Professor Leopold Rembold; Lehrbuch: Karpe's „Institutiones philosophiæ dogmaticæ.“

2. Die reine Mathematik in **lateinischer** Sprache. Professor Ignaz Appeltauer nach seinem Compendium.

3. Die Universalgeschichte. Professor Dr. Martin Wikosch nach eigenen Heften.

4. Die griechische Sprache. Professor Anton Stein nach dem vorgeschriebenen Vorlesebuche.

5. Religionsunterricht. Professor Vincenz Weintridt; Lehrtext: Jakob Frint's „Handbuch der Religionswissenschaft für die Candidaten der Philosophie.“ *)

Im zweiten Jahrgange.

(I. und II. Semester.)

1. Physik in Verbindung mit angewandter Mathematik und entscheidenden Versuchen in **lateinischer** Sprache. Professor Dr. Joh. Zemantšek; Lehrbuch: Döttler's „Elementa physicæ.“

*) Die Religionswissenschaft war im Jahre 1804 an allen philosophischen Studienanstalten „zur Begründung fester religiöser Bildung“ eingeführt, und Frint zum ersten Professor derselben an der Wiener Universität ernannt worden.

2. Die praktische Philosophie in lateinischer Sprache. Professor Leopold Rembold; Lehrbuch: Karpe's „Institutiones philosophiæ moralis."

3. Die Universalgeschichte. Professor Dr. Martin Wikosch nach eigenen Heften.

4. Die griechische Sprache. Professor Anton Stein nach dem vorgeschriebenen Vorlesebuche.

5. Religionsunterricht. Professor Vincenz Weintridt, Lehrbuch: Jakob Frint's „Religionswissenschaft."

Im dritten Jahrgange.

(I. und II. Semester.)

1. Das höhere praktische Studium der lateinischen Classiker (für alle Schüler dieses Jahrganges). Professor Anton Stein; Vorlesebuch: „Exempla eloquentiæ romanæ in usum auditorum philosophiæ anni tertii."

2. Religionsunterricht. Professor Vincenz Weintridt; Lehrbuch: Jakob Frint's „Religionswissenschaft."

3. Geschichte der österreichischen Staaten (nur für künftige Schüler der Rechtswissenschaft). Professor Dr Martin Wikosch nach eigenen Heften.

4. Allgemeine Naturgeschichte (nur für angehende Mediciner). Supplierender Professor Dr. Anton Georg Braunhofer; Lehrtext: Erxleben's „Leitfaden."

5. Griechische Philologie (nur für diejenigen Studierenden, welche sich der Theologie und Arzneikunde zuwandten). Professor Anton Stein nach dem vorgeschriebenen Vorlesebuche.

Außerordentliche Vorlesungen.

1. Mathesis forensis; 2. Mechanik (für Künstler und Handwerker); 3. die höhere Mathematik nach Karsten's „Lehrbegriff der gesammten Mathematik"; 4. physikalische, theoretische und praktische Astronomie; 5. Technologie; 6. Naturgeschichte mit Rücksicht auf Landwirtschaft und Forstwesen; 7. wissenschaftliche Landwirtschaft; 8. Diplomatik und Heraldik; 9. Ästhetik und Geschichte der schönen Künste und Wissenschaften; 10. Geschichte der Philosophie; 11. Alterthumskunde; 12. Numismatik; endlich 13. Erziehungskunde nach dem Lehrbuche von Vincenz Eduard Milde, welcher auf die

im Jahre 1805 neu errichtete Lehrkanzel für Pädagogik als der erste Professor dieses Faches berufen worden war.

Außerdem wurde ökonomische Rechnungs- und Contierungskunde vorgetragen, und auch der Unterricht im Italienischen, Französischen und Englischen nicht vernachlässigt. Von den in der Monarchie landesüblichen Sprachen wurde nur die čechische sorgsamer gepflegt. Phillebois berichtet darüber in dem Taschenbuche für das Jahr 1819, wie folgt: „In beiden Semestern Montag, Mittwoch und Freitag die böhmische Sprachlehre nach dem „Lehrgebäude der böhmischen Sprache“ des Herrn Josef Dombrowsky von 10—11 Uhr für die ersten Anfänger; dann die Fortsetzung für jene, welche sich schon in einem vorigen Jahre darauf gut verwendet haben, Dienstag und Sonnabend von 11—12 Uhr; endlich für jene, welche schon hinlängliche Vorkenntnisse haben, am Montag und Freitag von 12—1 Uhr über die Literatur der Čechen in Böhmen, und am Mittwoch ebenfalls von 12—1 Uhr über die čechisch-slavische Sprache, verglichen mit der russischen, vom außerordentlichen Herrn Lehrer Johann Hromadko.“

Aus den Mittheilungen Wilhelm's über den wissenschaftlichen Geist, der zu jener Zeit an der Universität herrschte, und über die Personen, in denen er verkörpert zur Erscheinung kam, sowie über das superfeine Gehör, womit die absolutistischen Wächter des Gesetzes den Vorträgen allerlei Bedenkliches ablauschten, führe ich nur an, was besonders charakteristisch für die Metternich'schen Tage ist. Es soll bloß angedeutet werden, dass die österreichischen Universitäten infolge des Lehrzwanges, der ihr wissenschaftliches Leben gewaltthätig einengte, mit den deutschen Hochschulen, denen doch ein gewisses Maß von Lehrfreiheit gegönnt war, einen geistigen Wettkampf nicht aufnehmen konnten. „Jedes freie, ja selbst jedes kaum haarbreit über die von staatswegen vorgezeichnete Linie hinausgreifende Kathederwort war strengstens verpönt und musste, wenn nicht einflussmächtige Fürsprecher zugunsten des Denuncierten ihre Stimme erhoben, mit dem Verluste von Amt und Würde gebüßt werden.“ Ein solches Los ereilte auch die Professoren Rembold und Weintridt, deren der greise Wilhelm mit hochachtungsvoller Anerkennung gedenkt. Wahrlich eine Anerkennung, die schwer genug wiegt, weil sie ein erprobter Schulmann seinen dahingeschiedenen Lehrern zollt, ein Schulmann, welchem, nachdem er so viel Erfahrungen

gesammelt und so viel „leere, unwissende Declamatoren" gehört hat, niemand ein befugtes Urtheil über den Inhalt von akademischen Vorlesungen und über den Stil und Vortrag derselben absprechen wird. Er lobt Rembold und Weintridt als tüchtige Lehrer, und deren Unterricht als gründlich und anregend. Und in der That, beide fanden ihren schönsten Lohn in dem nachhaltigen Eindrucke, den ihre vox viva auf die Studierenden machte. Die Begeisterung, mit welcher der hochbetagte Schüler die Lehrweise dieser Männer rühmt, erinnert mich an ein sinniges Wort des pfadfindenden Philologen Friedrich August Wolf. „Ich bin," sagt dieser, „einer, der sich seit langer Zeit an den zarten Reiz gewöhnt hat, welcher in der augenblicklichen Entwicklung unserer Gedanken vor gespannten Zuhörern und in der lebendigen Gegenwirkung liegt, welche von dem Lehrer leise empfunden wird. Weckt sie doch in seiner Seele auf Stunden und Tage eine geistvolle Stimmung, die der Sitz vor den leeren Wänden und dem gefühllosen Papier so leicht niederschlägt."

Rembold trug im ersten Semester eine Einleitung in die Philosophie vor, welche mit der Definition begann: „Philosophia est disquisitio systematica ultimi agniti absoluti", und gieng dann zur Psychologie über. Im zweiten Jahrgange las er über Metaphysik, Moral- und Rechtsphilosophie. Seine Art vorzugehen, charakterisierte sich dadurch, dass er das Wichtigste und Wesentlichste, in kurze Sätze zusammengefasst, heraushob und diese als Themata dessen dictierte, was er in weiterer Ausführung ebenso treffend, wie fasslich zu erklären pflegte. Mit Lust schrieben die Zuhörer das Dictierte nach und zwar so genau, dass sie einen sicheren Anhalt gewannen, mittelst dessen sie den Verlauf der Vorlesung sich deutlich vergegenwärtigen und den Inhalt derselben leicht ins Gedächtnis zurückrufen konnten. Jedenfalls war dieses Lehrverfahren richtiger, als der ununterbrochen zusammenhängende Vortrag, welcher den Schülern zumuthet, mit nicht geringer geistiger Anstrengung das eben erst Gebotene abzukürzen und auf der Stelle herauszufühlen, was erheblich und von Belang sei. Wilhelm und seine Collegen, selbstverständlich nur diejenigen, die das Studium ernst nahmen, lernten, indem sie die verschiedenen Vorlesungen miteinander verglichen, sehr bald den Unterschied zwischen Dictieren und Dictieren kennen, besonders aber, als während einer

längeren Krankheit Rembold's dessen Adjunct Johann Peithner Edler von Lichtenfels die Schriften des Professors schlechtweg, um nicht zu sagen speditionsgeschäftlich, dictierte, so dass die kostbare Unterrichtszeit auf unfruchtbares Nachschreiben vergeudet wurde, und der vorgezeichnete Lehrstoff obendrein nicht ganz bewältigt werden konnte. Im Grunde genommen, war Rembold ein Feind jegliches Dictierens, wurde aber dazu durch die übereifrige Sorge der Regierenden für das Wohl des Staates geradezu gezwungen. Nur war es ein Glück für die jungen ‚Philosophen', dass Rembold's Dictierweise, wie ich bereits bemerkt habe, pädagogisch nicht ohne alle Berechtigung, wenngleich minder fruchtbringend war, als die weder von ihm, noch von einem anderen Professor zur Anwendung gebrachte dialogische Lehrform, durch welche die Gelegenheit geboten gewesen wäre, die Studenten der Mehrzahl nach persönlich kennen zu lernen und mit ihnen in ein näheres, freundliches Verhältnis zu treten. Früher hatte Rembold nach seiner gedruckten Psychologie vorgetragen; diese wurde aber bald für den Lehrgebrauch verboten, und als er dann den Vorlesungen seine Schriften zugrundelegte, war er Jahr für Jahr genöthigt, Änderungen an diesen vorzunehmen, weil man „hohenorts" aus den gehaltenen Vorträgen immer und immer wieder etwas Bedenkliches herausgehört hatte. Einige Jahre später enthob man ihn als zu freisinnig ohne jegliches Disciplinarerkenntnis kurzweg seines Amtes! Verstimmt kehrte er dem „Capua der Geister" den Rücken, um sich nach Pest zu begeben, woselbst er Medicin studierte und, zum Doctor der Heilkunde promoviert, als Arzt bis an sein Lebensende segensreich wirkte.

Ein würdiger Gesinnungsgenosse Rembold's, erfreute sich auch der Religionsprofessor Weintridt einer ausnehmenden Verehrung seitens der Studierenden, die seinen fesselnden Vorträgen, zumal sie auf verstandesmäßige Auffassung gerichtet und von durchsichtigster Klarheit waren, mit athemloser Stille lauschten. Der Glückliche! Er brauchte ihnen nicht erst das Wort eines berühmten Philologen zuzurufen: „A vobis exigitur, ut ad novas auditiones afferatis aures." Bald aber war er nach obenhin missliebig, und zwar ebenso missliebig geworden, wie sein wissenschaftlich hochgebildeter College Dr. Bernhard Bolzano, welcher an der Prager Universität die neugeschaffene Lehrkanzel der Religionsphilosophie innehatte.

Schon nach seinen ersten Vorlesungen sah sich dieser helldenkende Priester unter dem Vorwande, als bekenne er sich zu Schelling's Katechismus, in seiner Stellung bedroht, und nur dem Schutze des damaligen Erzbischofes von Salm hatte er es zu danken, dass er noch fünfzehn Jahre lang bis in die Periode der allgemeinen Reaction sein lehramtliches Wirken fortsetzen konnte. Im Jahre 1820 ward er aber vom Katheder verdrängt, ja sogar in seiner schriftstellerischen Thätigkeit und — man möchte es kaum glauben — selbst im Verkehre mit seinen Schülern und Freunden auf vielfache Weise gehemmt. Gleichzeitig mit ihm musste auch Weintridt den Lehrstuhl räumen; denn auch er hatte durch die von dem herkömmlichen Brauche abweichende Behandlung seines Lehrgegenstandes in den entscheidenden Kreisen Ärgernis erregt. So verloren die Studenten an der Donau und Moldau zwei geistvolle und vorurtheilsfreie Führer. Bolzano zog sich, den Stachel der Verkennung tief im Herzen, in die Einsamkeit des Landlebens zurück und lebte einzig der Philosophie. Weintridt dagegen, eine sanftere Natur, schied mit Wehmuth, aber ohne Verbitterung von seiner Lehrkanzel und wurde, als ihm gewissermaßen zum Ersatze die Pfarre von Retz verliehen worden war, im besten Sinne des Wortes ein „pastor fidelis animarum fidelium".

Von den übrigen Professoren Wilhelm's ist nicht viel zu erzählen. Anton Stein, der Griechisch und Latein vortrug, war ein vorzüglicher Philolog, jedoch beschränkt durch den damaligen Lehrplan, der alle Schwungkraft lähmte. Nicht minder tüchtig war der Supplent Andreas von Ettingshausen. Er vertrat den kranken Mathematiker Appeltauer und flößte, obwohl er noch ein ganz junger Mann war, durch sein gediegenes Fachwissen und durch seinen nachdrücklichen Ernst den Hörern einen seltenen Respect ein. Alle anderen waren wohl pflichtgetreue Staatsdiener, aber auch nicht mehr, und blieben unbeachtet, weil sie nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit hinausragten. Zwei von ihnen: der Historiker Dr. Wikosch und der Physiker Dr. Zemantsek machten trotzdem unter den Studenten viel von sich reden. Jener, ein an sich herzensguter Mann, hatte einen ermüdenden, immer in derselben Stimmbeugung auf- und niedersteigenden Vortrag, an welchen man sich, um ihn nicht komisch zu finden, erst gewöhnen musste. Zudem ergieng sich Wikosch mit Vorliebe in mancherlei gehaltlosen Späßen

die, obgleich sie nur ihm gefielen, von der Zuhörerschaft dennoch mit donnernden Lachsalven aufgenommen wurden. Recht ergötzlich hörte sich aber seine Aussprache an, zumal wenn er in Augenblicken der Erregtheit die Zuhörerschaft herunterkanzelte, und in den nur ihm eigenen Dialekt verfallend, das ‚i' mit dem ‚e' verwechselte. Oder musste es nicht erheiternd wirken, als er, in einer Geschichtsstunde die Entstehung des Namens „Gibraltar" erklärend, die Versammlung, welche anlässlich eines öfter wiederkehrenden lapsus linguæ in helles Lachen ausgebrochen war, folgendermaßen anfuhr: „Meine Herren, Se wessen nex, und eben deswegen, weil Se nex wessen, well ech noch einmal sagen, was Se wessen sollen."*) Ein ironischer Beifallssturm dröhnte durch den Saal; Wikosch aber nahm, als man sich in den Bänken beruhigt hatte, mit gewohnter Gutmüthigkeit den abgerissenen Faden der Vorlesung wieder auf, und der Rest der Stunde verlief ohne weitere Störung des, wie schon gesagt, in immer gleichem Tonfall sich hinschleppenden Vortrages.

Dr. Zemantšeks Unterricht in der Physik und in der, wie ich bereits oben angeführt habe, nur für Künstler und Handwerker in das Lectionsprogramm eingefügten Mechanik ließ recht viel zu wünschen übrig. Der erstere Gegenstand musste in lateinischer Sprache gelehrt werden; der letztere wurde aus leicht begreiflichen Gründen deutsch vorgetragen. Man stelle sich nun einen Professor vor, welcher nur das ungarische Latein konnte und der deutschen Sprache nicht vollkommen mächtig war. Wie hätten die Vorlesungen eines solchen Lehrers nicht allerlei Heiterkeitsausbrüche hervorrufen sollen, insbesondere bei Anlässen, die ihm die gewohnte Ermahnungsformel: „Tertias classes debemus evitare" abnöthigten, zumal da er die erste Silbe in dem Verbum „evitare" mit übermäßig dehnender Betonung auszusprechen pflegte? Ein Professor an einer deutschen Universität, der nicht deutsch konnte! War das nicht die beißendste Satyre auf den erhabenen Zweck einer Hochschule? War das nicht kennzeichnend für den Geist des Metternich'schen Regierungssystems? Es scheint, als ob man in jener dunklen Zeit keine Ahnung gehabt hätte von dem durch Kaiser Friedrich Barbarossa mit dem ronkalischen Reichstage im

*) Meine Herren, Sie wissen nichts, und eben deswegen, weil Sie nichts wissen, will ich noch einmal sagen, was Sie wissen sollen.

Jahre 1158 zum Besten der Lehrer und Studenten Bolognas vereinbarten Gesetze, in welchem „mit besonderer Liebe diejenigen gegen jede Unbill geschützt und vertheidigt werden, durch deren Wissenschaft die ganze Welt erleuchtet wird.“ Vielleicht erachtete man es **im Jahre 1820** — wenigstens in Bezug auf Physik und Mechanik — entscheidendenorts nicht für unbedingt nothwendig, dass jemand ein classisches Latein schrieb und an einer deutschen Universität fließend deutsch sprach, um als Leuchte der Wissenschaft zu gelten? Musste als solche doch jeder von vornherein angesehen werden, der durch ein ordnungsgemäß ausgefertigtes Decret dazu — ernannt worden war!

Und wie wurden diejenigen, welche sich dem Gymnasial-Lehramte widmen wollten, für ihren künftigen Beruf ausgebildet? Seminarien, so eingerichtet, wie sie heute sind, gab es damals nicht. Es war bloß als leitender Grundsatz aufgestellt, dass jeder, der zum Concurse um das Lehramt für die Humaniora zugelassen werden oder die Befugnis, Schüler der ‚Poetik‘ und ‚Rhetorik‘ privatim zu unterrichten, erlangen wollte, sich mit Prüfungszeugnissen darüber auszuweisen hatte, dass er das Studium der Universal- und österreichischen Staatengeschichte, der classischen Literatur, der griechischen Philologie und der Ästhetik mit Erfolg zurückgelegt habe. Außerdem war die Pädagogik, welche nach dem seit 1814 angeordneten Lehrbuche Milde's vorgetragen wurde, früher aber nur für die Hörer der Theologie ein allgemein verbindlicher Gegenstand gewesen war, eine conditio, sine qua non für die Bewerber um Professuren an Gymnasien und an philosophischen Studienanstalten, sowie für jeden Privatlehrer und jeden Inhaber eines Erziehungsinstitutes. Eines fehlte freilich. Die Candidaten erhielten eben nur ein gewisses Maß von theoretischer Bildung; die Gelegenheit zu praktischen Unterrichtsübungen blieb ihnen aber versagt. Ein Übelstand, der für diejenigen am empfindlichsten fühlbar wurde, welche sich hinterher nicht als Lehrer von Gottes Gnaden zu erproben vermochten! Ein solcher magister natus war aber Wilhelm, der nunmehr zum Manne herangereifte Blondkopf aus Voitersreuth. Jeder Zoll an ihm, jede Faser in ihm war ein Stück lebendiger Gymnasialmethodik, und wer ihn kennt, kann sich ihn nur so vorstellen, wie er gleich seinem Vorbilde Friedrich August Wolf, dem „größten Philologen seiner Zeit“, komödienhaftes Benehmen und lebhafte Geberdung

unziemlich fand und dem „profanum vulgus“ jener schellenlauten Kathederthoren, die durch ihre Vorträge mehr dem Ohre schmeicheln, als den Verstand bilden wollten, schon während seiner Universitätsjahre keinen Geschmack abzugewinnen vermochte.

Den ersten Grund zu solch ernster Auffassung seines damals noch unklar ihm vorschwebenden Berufes legten die ungünstigen materiellen Verhältnisse, welche ihn in Wien beengten, aber auch zugleich sein ohnehin lebendiges Ehr- und Pflichtgefühl heilsam anregten. Ja, der Kampf ums Dasein! Wie sehr nahm dieser all sein Denken und Wollen in Anspruch! Es konnte wohl kaum anders sein. Die Subsistenzmittel, welche ihm vom Elternhause zuflossen und im Jahre 1818 noch 500 Gulden Wiener Währung*) betragen hatten, sanken im folgenden Jahre auf etwa 100 Gulden und weiterhin fast auf Null herab, so dass er, auf seine eigene Kraft angewiesen, durch kärgliches Stundengeben und Abschreiben sich forthelfen musste und manchen Tag, ja einmal sogar drei Wochen lang nichts Warmes zu essen hatte. Und wie dürftig sah es in seinem Daheim aus! In den ersten zwei Jahren bewohnte er im dritten Stocke eines Hauses der Wollzeile ein Kämmerchen, das mehr als ärmlich eingerichtet war. Hatte es doch nicht einmal einen Ofen! Vergegenwärtigt man sich nun, dass Wilhelm auch im strengsten Winter bloß über ein leichtes Röckchen und eine Zeitlang bloß über einen Frack verfügte, so wird man sich auch im bestgeheizten Zimmer eisig angeweht fühlen. Was Wunder, wenn der junge Mann, nachdem er von einigen Collegen, die ihn zu besuchen pflegten, das Rauchen gelernt hatte, hoch oben in dem kalten Stübchen die Tabakpfeife wacker anblies! Konnte er doch an ihr die starren Hände erwärmen. Trotz all dieser Bedrängnis blieb aber Wilhelm — er war ja sonst kerngesund — frisch und wohlgemuth. Als der schlagendste Beweis hiefür durfte wohl der gesegnete Appetit, den er zum Mittagstisch und Abendbrot in das Gasthaus ‚zum Einhorn‘ mitbrachte, und der nie versiegende Humor gelten, der ebendaselbst, wenn des Tages Arbeit gethan war, in Lied und Wort und Spiel eines trauten Kreises von Freunden zum Ausdrucke kam. Und diesem ‚Einhorn‘ blieb, solang er in Wien lebte, Wilhelm unausgesetzt treu. Nur einige Wochen hindurch sah man an jedem

*) Heute 210 Gulden!

Samstagsabende den Platz des bescheidenen Stammgastes unbesetzt. Die Veranlassung hiezu war folgende. Einige junge Männer besuchten eine Bierwirtschaft des Trattnerhofes und versammelten sich regelmäßig an dem gedachten Tage in einem besonderen Zimmer, um ihre literarischen Arbeiten, kleine unverfängliche Aufsätze und Gedichte vorzulesen und kritisierend zu besprechen. Wilhelm, durch einen Bekannten in diese Gesellschaft eingeführt, erschien, da ihm der Zweck der geistig geweckten Tafelrunde zusagte, pünktlich jeden Sonnabend in der den Musen geweihten Trinkstube. Aber das Auge des Gesetzes wachte. Der Studiosus aus Voitersreuth fand, als er einmal an dem bestimmten Tage zur festgesetzten Stunde wieder erschien, das Heiligthum geschlossen. „Ja kommen heute die Herren nicht?“ fragte er den hin- und herfliegenden Kellner. „Sie kommen gar nicht mehr“, lautete die rasch geflüsterte Antwort, „die Polizei hat die Zusammenkünfte verboten“. „Verboten“! sprach erstaunt und in langgezogenem Tone der Überraschte. Warum, warum? murmelte er auf dem Wege zum ‚Einhorn‘ vor sich hin, konnte aber ungeachtet alles Grübelns einen stichhältigen Grund der sicherheitsbehördlichen Maßregel nicht auffinden. Eine schwache Ahnung dämmerte ihm aber doch auf, und er wurde von diesem Augenblick an wider seinen Willen bedächtiger, vielleicht sogar, obwohl er sich's nicht eingestehen wollte, auch aus Misstrauen schweigsamer, da er bereits bei anderen Gelegenheiten, allerdings nicht in so rauher Weise, erfahren hatte, dass man fremde Reden beim Wiederholen nur darum so sehr verändert, weil man sie nicht verstanden hat. Dagegen suchte und fand er ausgiebige Heilung, sooft die Menschen und ihre stümperhaften Einrichtungen ihn verletzten, draußen in der freien Natur, von der er überzeugt war, dass sie ewig recht handle, möge sie durch Blütenduft und laues Säuseln der Lüfte ihre Allgüte, oder durch Blitz, Donner und Sturm ihre übergewaltige Macht den Sterblichen empfinden lassen. Weit weg von dem Gewühle der Stadt in die Hinterbrühl, ins Helenenthal bei Baden, bis hin an den Fuß des Schneebergs zog es ihn und einige gleichgestimmte Freunde jetzt häufiger als je. Und ein Sonnenaufgang, betrachtet von einer mühsam erstiegenen Höhe, eine wolkenfreie Mondnacht, genossen auf der Wanderung durch eine wechselreiche Landschaft, ein herzerquickender Frohgesang, begleitet von dem Rauschen eines lustig dahinspringenden Gebirgsbaches, der die ge-

heimnisvolle Waldeinsamkeit belebte, ließ sie vergessen auf die vielerlei Nergeleien, von welchen in jenen goldenen Tagen des sogenannten Naderertums*) selbst politisch naive Gemüther nicht immer verschont blieben.

Am Schlusse des Schuljahres 1820—1821 waren die philosophischen Studien beendigt, und an Wilhelm trat nun die Nothwendigkeit der Berufswahl mit ihrem ganzen Ernste heran. Kindliche Pietät erinnerte ihn an die alternde Mutter, und so lebhaft stellte sich deren Bild vor seine entscheidungsbange Seele, dass es ihm war, als vernehme er, wie sie mit ihrer lieben Stimme den lang gehegten Wunsch, er möge Priester werden, aufs neue ausspreche und ihn zu dessen Erfüllung zärtlich bittend dränge. Andererseits umschmeichelte ihn der Tagesgeist mit seiner verlockenden Zukunftsmalerei, so dass er, rathlos hin- und herschwankend, einer verlässlichen Hand bedurfte, um die Richtung gewahr zu werden, wohin sein Wille zu steuern hatte. Ja, wohin, wohin? Wer konnte ihm das sagen? Bei Tag und bei Nacht peinigte ihn dieser von allerlei Zweifeln getrübte Gedanke. Wer ihm das sagen konnte? In der Residenz mit Ausnahme seiner Lehrer niemand, gar niemand. Die Professoren standen ihm aber, vorausgesetzt, dass sie überhaupt zugänglich waren, nicht nahe genug, um ihnen vertrauensvoll seine Brust zu erschließen. „Auf nach Voitersreuth“! rief er plötzlich eines Morgens, „dort wirst du finden, was du hier vergeblich suchest“. Und so geschah's. Ein Frächter aus Haslau, einem Orte nicht weit von Eger, war eben im Begriffe heimwärts zu fahren. Diesem schloss er sich an. Es war eine langwierige, ermüdende Reise, die er auf der Kaiserstraße über Budweis hinaus meistentheils zufuß zurückzulegen hatte. Endlich winkten ihm in blauer Ferne die heimatlichen Berge, und alles grüßte ihn, je näher ihm die Seinigen rückten, mit einem Hauche tiefer Ruhe. In Haslau, woselbst sein Bruder Georg seit kurzem ein Färbergeschäft betrieb, hielt er Rast. Ein freudigeres Wiedersehen, ein herzlicherer Empfang

*) Mit dem Worte „Naderer“ bezeichnete der Wiener Volksmund vor dem Jahre 1848 diejenigen Sendlinge der geheimen Polizei, welche ungekannt und unerkannt an öffentlichen Orten die Gespräche der Leute belauschten und jede politische Unzufriedenheitsäußerung betreffendenorts zur Anzeige brachten. Es genügte daher einer politisierenden Tischgesellschaft die Mahnung des Kellners: „Naderer da!“ um — unschuldig zu conversieren.

läßt sich nicht denken. Unaussprechlich war das Lustgefühl, das die Brust des Ankömmlings bei dem kräftigen Händedrucke des schlichten Handwerkers schwellte, und diesem schoss das Wasser in die Augen, als er in dem heimgekehrten Bruder den gemüthvollen Andreas von ehedem wiederfand. Und nun gieng's an ein Erzählen von Dem und Dem, von Der und Der, von allem, was seit vier Jahren da und dort sich ereignet hatte. Viel Neues hörte der drängende Frager freilich nicht; aber was er hörte, wirkte auf ihn mit dem bestrickenden Reize der Heimatlichkeit. Und erst recht sonnig erglänzte ihm die ganze Welt ringsum, als am anderen Tage die Mutter tief ergriffen an seinem Halse hieng, und aus ihren treuherzigen Augen Thräne um Thräne auf seine Wangen herunterperlte! Und sie that noch mehr, indem sie, längst entflohener Tage gedenkend, dem Tiefgerührten vorstellte, wie der Vater, wenn er noch unter den Lebenden wäre, mit Stolz auf ihn, den wohlgerathenen Sohn, blicken würde. Das drang ihm in die Seele, und eine Wehmuth überkam ihn, die er nicht zu bemeistern vermochte. War es ihm doch, als ob in jedem Einrichtungsstücke des freundlichen Gemaches und in dem Gezweige des Baumes vor den Fenstern eine Stimme wohne, die gleichwie aus den Träumen der eigenen Kindheit zu ihm spräche. Ganz natürlich! Bleibt ja auch am Starren und Todten ein Schimmer haften von dem Geiste dessen, der einst darüber zu verfügen das Recht hatte.

Unter den Lebenden weilte aber noch des seligen Vaters treuester Freund und Rathgeber, der treffliche Pfarrer von Ober-Lohma, der dem Knaben den Weg nach Latium geebnet hatte. Auch dieser kam dem ‚Philosophen' mit anheimelnder Zutraulichkeit, aber nicht ohne jene zarte Rücksicht entgegen, die der gebildete Mann einem höheren Bildungsgrade immer angedeihen läßt, selbst wenn der Unterschied zwischen dem ehemaligen Büblein und dem zur vollen Männlichkeit aufgeblühten Jüngling nicht beachtet zu werden braucht. Der geistliche Herr hatte eben zu viel psychologischen Takt, als dass er die innere Umwandlung seines unter anderen Verhältnissen reif gewordenen Pfarrkindes nicht sofort erkannt und sein Benehmen nicht solcher Erkenntnis gemäß eingerichtet hätte, um das in dem jungen Freunde schlummernde, allerdings nur mehr leise schlummernde Selbstgefühl wachzurufen. Die Wirkung eines so väterlich klugen Entgegenkommens trat auch bald genug zutage; denn als Wilhelm in Eger die Plätze seiner kindlichen Spiele aufsuchte, in

den Räumen des Gymnasiums an vergangene Tage gemahnt wurde, zu den Fenstern der Dechantei aufblickend, seines Jammerexamens aus der Syntax gedachte und endlich sah, dass anstatt der seinerzeit schwach begrasten Wälle und übelriechenden Gräben ein Kranz von wohlduftenden Gärten die Stadt einrahmte, da stieg in ihm klar und hell das Bewusstsein auf, sowie Eger ein anderes Eger, sei auch er ein anderer Wilhelm geworden. Dass er allüberall einer fast auszeichnenden Zuvorkommenheit begegnete, die sich umso merklicher zur Höflichkeit steigerte, je mehr er durch sein bescheidenes Wesen jedermann für sich einnahm, konnte dieses Bewusstsein nur erhöhen. Durfte er sich doch sagen, dass er noch immer gekannt und, was ungleich schwerer ins Gewicht fiel, nicht bloß gern gesehen, sondern auch allerorts geschätzt war.

Wahrnehmungen solcher Art verursachten zwar, dass ihm das Egerland noch einmal so schön, und dessen Bewohner liebenswerter als je zuvor erschienen; aber nur Momente des hellen Tages waren es, in denen er das, was auf seiner Seele lastete, vergessen konnte. In den Stunden der Nacht saß er hingegen schlaflos auf seinem Bette, und alles, was, umstrahlt vom Sonnenlichte, ihn entzückt hatte, fiel vernichtenden Träumen zum Opfer. Denn noch hatte er in Betreff seines zukünftigen Berufes keine entscheidende Wahl getroffen; noch hatte er, um eine solche zu treffen, der Mutter den Einblick in das ihren Wünschen widerstrebende Herz nicht gewährt. Geschehen musste es aber doch, und endlich geschah's zu Wilhelm's nicht geringer Verwunderung ohne alle schmerzliche Erregung der ehrwürdigen Matrone. Nicht einmal feucht wurden ihre ergrauten Wimpern, obwohl ihr sonst bei derlei Anlässen die Thränen leichtlich ins Auge zu dringen pflegten. Sie versuchte es auch nicht, wie vor neun Jahren, als sie in dem eingeschüchterten Knaben die halberloschene Lust zum Studieren wieder angefacht hatte, auf Umwegen zu ihrem Ziele zu gelangen. Offen und frei, wenngleich nicht ohne Zagen, war ihr von Andreas am Morgen des letzten Tages seiner Anwesenheit in Voitersreuth gestanden worden, dass er glaube, im geistlichen Stande keine Befriedigung finden zu können, und daher zum Studium der Rechte sich entschlossen habe. Die fromme Greisin richtete wohl einen wehmüthigen, aber nichts weniger als vorwurfsvollen Blick auf den geliebten Sohn. „Thue, was Kopf und Herz Dir räth", lispelte sie endlich nach minutenlangem

Schweigen, und indem sie das blonde Haupt des willensstarken Lieblings mit beiden Händen streichelte, setzte sie, das Weinen mühsam unterdrückend, mit zitternder Stimme noch hinzu: „Und werde glücklich, mein liebes, liebes Kind“.

Wer in Voitersreuth hätte es für möglich gehalten, dass Mutter Wilhelm ihren Sinn ändern und den Andreas einen Weg einschlagen lassen werde, der anderswohin, als in das Priesterhaus oder in ein Kloster führte? Man wusste doch, dass sie das Los eines Geistlichen für das begehrenswerteste ansah, nicht nur weil der Talar ihr gar so viel Ehrfurcht einflößte, sondern auch weil sie Pfarrer und Stiftsherren für die einzigen Menschen hielt, denen Gott ein völlig sorgenloses Dasein beschieden habe. Und ein solches Dasein — sie selbst hatte es ja oft genug gesagt — wünschte sie ihrem Blondkopf, welchen sie wie „ihres Auges köstlichen Apfel“ bewahrt wissen wollte vor jeglicher Gefahr und „vor jeglicher Tücke des Schicksals“. Was und wer hatte nur diese Sinneswandlung zuweggebracht? So fragte man kopfschüttelnd im ganzen Dorfe. Wohl waren diejenigen, welche der Witwe näherstanden, der Ansicht, das sündige Wien, wo schon gar mancher Egerländer den Grundsätzen des Vaterhauses abtrünnig geworden sei, trage die Schuld; diese Muthmaßung wurde jedoch von anderer Seite durch den Hinweis auf das gesetzte und anspruchslose Wesen des jungen Mannes sofort widerlegt. Wodurch also und durch wen wurde die um das Wohl ihrer Kinder so liebvoll besorgte Frau umgestimmt? Vielleicht war der Pfarrer mit seinen bisweilen ziemlich weltlichen Anschauungen im Spiele? Unmöglich wäre das just nicht gewesen, denn der gelehrte Bruder des Haslauer Färbermeisters hatte oft, recht oft ganze Nachmittage bei dem Seelsorger zugebracht. Ganz gewiss sei bei solchen langen Besuchen, raunte man sich in die Ohren, der hochwürdige Herr von dem Wiener Studenten für dessen Zukunftspläne gewonnen worden. Man zerbrach sich aber ohne Noth die Köpfe; denn nicht das sündige Wien, nicht der verständige Pfarrer hatte die überraschende Wendung in den Wünschen der Mutter bewirkt, sondern einzig und allein ihr gefassterer Geist, welchem im Laufe der Jahre bisher nie gedachte Gedanken aufgegangen waren. Sie hatte eben mehr als einmal an sich und anderen erleben müssen, wie soviel Unvernünftiges gelang, soviel Vernünftiges fehlschlug, und Glück und Unglück wider alles Erwarten

sich ins Gleiche stellte, so dass sie, fromm wie sie war, schließlich immer in Dem sich beruhigte, „der da ist, der da war, und der da sein wird“ bis ans Ende der Zeiten. Zudem war ihrem echtweiblichen Feingefühle nicht verborgen geblieben, dass ihr Andreas an innerem Werte keinem nachstehe; denn wer sich nicht zuviel dünkt, meinte sie, sei weit mehr, als er glaubt, und sie war überzeugt, das „brave Kind“ könne nicht verloren gehen und werde unter allen Umständen sein Glück selber fertigschmieden, auch — ohne ein ‚Pater‘ zu werden. Das hatte sie, seitdem er in Wien studierte, aus seinen Briefen immer deutlicher herausgelesen, und lang schon versah sie sich keiner anderen Entscheidung, als derjenigen, womit Andreas der quälenden Ungewissheit jetzt ein Ende gemacht hatte. Von nun an war ihr Herzschlag gleichmäßiger, und als der junge Mann, um in Haslau von Georg Abschied zu nehmen, das Haus verlassen hatte, sank sie auf die Knie nieder, und betete sie voll Inbrunst zu dem Gekreuzigten, er möge ihr Kind auch fernerhin schützen und dasselbe begleiten auf des Lebens vielverschlungenen Wegen. Stillselig gieng sie, die sorgliche Hausfrau, dann den Geschäften nach, die in der Wirtschaft ihrer harrten. Und wie flink und leicht flog ihr nunmehr, was sie that, von der Hand, so dass es ihr fast vorkam, als mache sich alles von selber. Ab und zu lugte sie in die Gegend hinüber, wo Ober-Lohma lag, denn gern hätte sie, wovon das Herz voll war, ihrem Beichtvater zugeflüstert. Aber der Pfarrer ließ sich nicht blicken. Um so lebhafter erinnerte sie sich, dass ihr einmal schon — es war vor vier Jahren, als Andreas seinen Willen, in Wien weiter zu studieren, durchgesetzt hatte — der geistliche Herr versicherte, einem Jünglinge, der gottesfürchtig und mit sich selbst nicht im Streite sei, könne es in der Welt auch gar nicht anders, als wohlergehen. Bisher war das Wort des Seelenhirten in Erfüllung gegangen; warum sollte es nicht auch in der Folge sich bewähren? Die Engel des Himmels wachen ja über dem rechtschaffenen Blondkopf, sagte sie, ins Haus zurücktretend, zu sich selbst, und froh und zufrieden rief sie sich, gleichsam um ihren Muth zu erhöhen, auch noch ins Gedächtnis zurück, wie „Seine Hochwürden“ zaghaften Gemüthern nicht oft genug von der Kanzel herab vorhalten zu müssen glaube, dass Gottvertrauen im Glücke verständig und sicher mache, im Unglücke dagegen „den schönsten Trost reiche und die herrlichste Hoffnung belebe“.

Andreas, von der alten Frau bereits mit Ungeduld erwartet, hatte sich heimwärts gesputet. Die letzten Stunden waren, nachdem er noch dem Pfarrherrn den pflichtschuldigen letzten Besuch abgestattet und vom Schullehrer, sowie von den erprobtesten Freunden des Vaterhauses sich verabschiedet hatte, ausschließlich der Mutter und seinem um dritthalb Jahre jüngeren Bruder gewidmet. Oswald — so hieß dieser — hatte eben die ‚Rhetorik‘ beendet und war jetzt mit den Vorbereitungen zur Wanderung nach Prag beschäftigt, da er an der dortigen Carolina die Studien fortsetzen sollte. Alle seine Lieblingsgerichte fand Andreas auf dem Mittag- und Abendtische, den die Mutter selber mit eigenhändig gesponnenem „schneeigtem Lein“ gedeckt hatte. Noch mehr! Auch seine Sachen waren, als er sich außerhause befand, von der nichts vergessenden Greisin sorglich eingepackt worden und noch manches dazu, was ihm die Zehrungskosten während der langen Fahrt verringern konnte. Sogar ein Lederbeutel mit Knaster fehlte nicht, denn die Mutter, fürdenklich in jeder Hinsicht, wusste ja, gleich dem Schultheißen der vertriebenen Franzosengemeinde in Goethe's: „Hermann und Dorothea“: „Guter Tobak ist dem Reisenden immer willkommen.“ Und näher rückte die Mitternacht, ohne dass den drei guten Menschen die Augen zufallen wollten. Eine Mutter und zwei Söhne! Wie viel des Ernsten gab es zwischen diesen nicht zu berathen und zu erörtern. Immer erneute sich der Gesprächsstoff, immer und immer wieder stockte das Schnurren des sonst so beweglichen Spinnrades. Sehr erklärlich! Gieng doch die niemals rastende Hausfrau jetzt so ganz in Liebe auf, dass sie nur Augen und Ohren hatte für ihren Andreas, weil derselbe früher als Oswald von ihr sich losreißen musste. Erst als die Schwarzwälderin mit lautem Schlage den Ablauf der zwölften Stunde verkündete, fand man, dass es Schlafenszeit sei. Sie erhob sich rasch von ihrem ungepolsterten Armstuhle, stellte das Spinnrad in die dafür bestimmte Zimmerecke, umhalste beide Kinder und gieng dann zur Ruhe. Eine Weile dauerte es freilich noch, bis sie in den Federn lag; erst musste sie ja dem Himmel danken für alles tagüber empfangene Gute und Gott bitten, dass er ihre Kinder, insbesondere aber den in gar so weite Ferne ziehenden Andreas auch fürderhin nicht in Versuchung führe, sondern vor allem Übel bewahre. Und als sie am nächsten Morgen erwachte, war wieder Andreas der erste Gedanke, den sie in ihr Gebet einflocht. Der

Augenblick des Auseinandergehens fand sie aber gefasst, freilich nur scheinbar gefasst, denn in ihrem Innern brannte der Trennungsschmerz lichterloh. Ach, Scheiden thut weh, am weheſten jedoch einem gealterten Mutterherzen, dem die Pulse gezählt sind. Segnend legte die fromme Witwe ihre Hände auf das geliebte Kindeshaupt, zitternd umschlang sie die treue Kindesbrust, weinend küsste sie den lieben Kindesmund. Wusste sie doch nicht, ob der Blondkopf nicht zum letztenmal an ihrer Seite geweilt habe.

Ein Fuhrmann nahm ihn eine mäßige Strecke weit mit; den übrigen Theil des Weges musste er aber, wenige Unterbrechungen abgerechnet, zufuß, sowie er gekommen war, und allein nach Wien zurückpilgern. Bis zum letzten Hause des Dorfes hielt er den Kopf aus dem Wagen vorgestreckt und dorthin gewandt, wo seine Wiege gestanden. Bald hatte er auch diesen Punkt aus dem Auge verloren, nicht aber aus der Seele das Bild derjenigen, die ihm das Heiligste war und blieb all sein Leben lang. Zurückgelehnt auf dem mit Stricken befestigten Sitzbrette, suchte er Trost in dem Gedanken an die Möglichkeit, dass der Engelsguten die Freude, in der Familie einen ‚Pater‘ zu haben, noch durch Oswald werde bereitet werden. Wie bitter täuschte er sich aber! Schon nach wenigen Monaten kam ihm die Kunde, dass der Bruder infolge einer schweren Erkrankung von Prag nach Voitersreuth habe überführt werden müssen, und sein junges Leben in den Armen der Mutter erloschen sei. Die arme Witwe! Einsamer und immer einsamer wurde es um sie herum, so dass ihre Augen fort und fort in Thränen schwammen. Nur die milden Tröstungen des Pfarrers, nur die von zärtlichster Theilnahme überströmenden Briefe aus Wien, nur die Arbeit im Hause und auf dem Felde, nur das Gebet und ihr unerschütterliches Vertrauen zur himmlischen Vorsehung hielten sie aufrecht. „Gott hat es gewollt“, seufzte sie, wenn sie an den Gräbern der Ihrigen kniete, „der Name Gottes sei gebenedeit“! . . . . .

Volle zwei Wochen hatte Wilhelm wandern müssen, ehvor ihm der Stephansthurm aus den Novembernebeln entgegenwinkte. Endlich kam er — es war nach dem Allerseelentage — in der Kaiserstadt an. Er hatte sich nicht verspätet; denn damals waren die Ferien in die Monate September und October verlegt. Ohne Säumen ließ er sich für das Studium der Rechtswissenschaften einschreiben, obwohl er dafür ebensowenig Neigung fühlte, wie für

die Theologie. Ein Semester lang bequemte er sich aber doch dazu allein das, was er selber hörte, wie auch das, was ihm die Juristen der höheren Jahrgänge über die von ihnen besuchten Vorlesungen erzählten, und vor allem das wenig erbauliche Getreibe der Welt wirkte so verstimmend auf ihn ein, dass er schier an sich und seiner Zukunft verzweifeln wollte. Wie oft beklagte er sein eigenes und seiner Collegen menschenunwürdiges Los, wenn man ihn, den harmlosen Studierenden, mit unverkennbarer Absichtlichkeit fühlen ließ, welch breiter Abgrund zwischen Seinesgleichen und dem einfältigsten Junker gähne. Als ob dieser wirklich mit Sporen an den Füßen, und er mit dem Sattel auf dem Rücken zur Welt gekommen wäre! Wohl sprühte es bei derlei Anlässen, da er mit Voltaire für Gleichheit aller Menschen nicht bloß vor Gott, sondern auch vor den Gesetzen des Staates schwärmte, blitzähnlich aus seinem Auge, aber er schwieg. Erst in seinem Kämmerchen machte er dem gepressten Herzen dadurch Luft, dass er den stummen Wänden Mephisto's Ausspruch zornig vordeclamierte: „Vom Rechte, das mit uns geboren ist, von dem ist leider nie die Frage“.

Manchmal überkam ihn jedoch ein Weh, für das er keinen Grund und keinen Namen fand, das ihm aber alle Lebensregung zu hemmen drohte. Es nistete eben in seiner Brust die bange Sorge um die Zukunft, und mehr als einmal fragte er sich, ob er nicht doch besser thäte, wenn er, dem mütterlichen Wunsche jetzt noch nachgebend, ein ‚Pater‘ würde. Mit unbezwingbarem Widerwillen wohnte er fürderhin den Egger'schen Vorträgen über ‚natürliches Privatrecht‘ bei, bis er endlich — es war an einem Nachmittage, als das Collegium geschlossen worden war, — auf dem Heimwege plötzlich ausrief: „εὕρηκα, εὕρηκα, εὕρηκα“! Ja er hatte es gefunden. Das Lehrerideal, wie es ihm, ohne dass er sich sagen konnte, warum, seit jenen Tagen, da die Egerer Gymnasialprofessoren Niemeczek und Kratochwile ihn so mächtig angezogen hatten, unablässig vorschwebte, war wie durch einen Zauberschlag in seinem Bewusstsein lebendig geworden. Ja er hatte es gefunden! Klar war es ihm nunmehr, welchem Lebensziele er zuzustreben habe. Sein Auge glänzte, seine Brust wogte vor Freude, und diese Freude hielt umso länger an, als ein glücklicher Trieb ihn gegen die Scheu vor den Forderungen der Wirklichkeit schützte und ihn, um ein Wort Goethe's zu gebrauchen, „complet“ werden ließ, so dass er,

weil fremder Zwang ihm nicht mehr den Weg verlegte, zuversichtlich hoffen durfte, mit dem gewählten praktischen Berufe sein Schicksal zu erfüllen. Und er erfüllte sein Schicksal — die Folge bewies es — im vollsten Maße, weil das Höhere und Bessere in ihm nicht durch die ernsten Thorheiten schwelgerischer Gesellschaften verschroben und verfratzt worden war, und weil er, innerhalb seiner Sphäre verharrend und tapfer in seinem Wollen, unablässig die Kraft der Entsagung übte. Und diese Kraft blieb ihm eigen bis in sein höchstes Greisenalter; oder ist es nicht ein Beweis von Entsagungsmuth, wenn er mir am 24. Juni 1882 schreibt: „Es geht langsam mit dem Lesen und noch langsamer mit dem Schreiben; aber es ist nicht ohne Interesse für mich, wahrzunehmen, wie der Mensch nach und nach abstirbt".

Zum Guten, ich möchte sagen, vorausbestimmt und früh an Edles gewöhnt, verlangte Wilhelm nie nach schrankenloser Freiheit, und fand er, sich selbst gewissenhaft beobachtend, auf seinem Wege immer ein Wahres, so dass ihm das Sittliche, weil es ihm als Leitstern vorschwebte, zur Diät wurde, die ihm, einen Goethe'schen Satz bestätigend, „Mäßigung im Willkürlichen" und „Emsigkeit im Nothwendigen" als Gesetz vorschrieb. Nothwendig war aber dem jungen Manne von jetzt ab, dass, nachdem er sich für den Beruf eines öffentlichen Lehrers und Erziehers entschieden hatte, alles Schwanken, alle individuelle Regellosigkeit in seinen Strebungen für immer aufhörte. Der Weg zum selbstausersehenen Ziele musste ihm, weil er dieses und nur dieses Ziel als das rechte erkannt hatte, auch in jeder Strecke zum rechten Wege, ja jeder Schritt, der ihn demselben näher brachte, musste ihm zum Ziele selbst werden.

Im Vorgenusse der Frucht, die er einst zu brechen hoffte, warf er sich, nachdem er seinen Austritt aus der juridischen Facultät angemeldet hatte, im zweiten Semester des Jahres 1822 mit Feuereifer auf die Vorbereitungsstudien für das Lehramt. Er blieb jedoch nicht im Bücherstaube stecken. Um an diesem und an den hohlen Abstractionen, die davon eingehüllt waren, Freude zu finden, hätte Wilhelm nicht ein so echter Sohn der Natur sein dürfen, als er wirklich war. O diese allgütige Natur hatte er schon als Kind in seinem Geburtsorte, dann als Gymnasiast in Eger und vollends als Universitätshörer in der reizenden Umgebung Wiens und auf seinen ausgiebigen Ferienmärschen lieben, ja bis zur Begeisterung

lieben gelernt. Durch solche Hingebung an die Natur erhielt er sich aber auch den Körper leistungstüchtig, die Sinne kräftig und das Jugendgefühl lebendig, so dass er nicht zu jenem schwächlichen und im Umgange ungenießbaren Gelehrtennachwuchse gezählt werden konnte, den man überall wegen seiner unheimlichen Gesichtsblässe und Eingesunkenheit der Brust als dem Dämon der Hypochondrie verfallen bedauerte. Die nothwendige Folge einer so gesunden Lebensauffassung war, dass er sich auch der Gesellschaft nicht entzog, sondern dieselbe vielmehr suchte, um durch sein eigenes Handeln sich mit anderen Menschen zu vergleichen, zugleich aber auch im Geiste des γνῶθι σεαυτόν der Alten auf sich selbst zu achten, damit er gewahr werde, wie er sowohl zu Seinesgleichen, als auch zu sogenannten Respectspersonen zu stehen käme. Solcherart eignete er sich zugleich die bedeutende Kunst an, mit einsichtiger Bescheidenheit seine Forderungen an die Außenwelt nur insoweit zu steigern, als seine Fähigkeiten wuchsen, und den Mitlebenden, mochten sie höher oder ihm gleich gestellt sein, nützlich und angenehm zu werden.

Dass Wilhelm von nun an imstande war, mit ganzer Kraft seinen beruflichen Studien sich zu widmen, verdankte er seinen Verbindungen mit den ihm geneigten Professoren des akademischen Gymnasiums. Denn infolge ihrer Empfehlungen, die er bereits zu wiederholtenmalen durch seinen ersprießlichen Unterricht von Privatisten gerechtfertigt hatte, war er ein vielgesuchter Hauslehrer geworden, und hatte er in einigen angesehenen Familien so gut bezahlte ‚Stunden‘, dass er viele Anträge, um nicht Zeit und Kraft zu versplittern, ablehnte und sich eines in Anbetracht seiner Verhältnisse glänzend gesicherten Auskommens umsomehr rühmen durfte, als er seinen Lebensunterhalt mit geringem Geldaufwande bestreiten konnte.*)

*) Es ist nicht ohne Interesse, Wilhelm selber über diesen Punkt sprechen zu hören. „Im Jahre 1818“, theilte er mir mit, „kostete in den gewöhnlichen Gasthäusern Suppe, Rindfleisch und Gemüse sammt Brod (nach der jetzigen Währung) 21, später 17, dann 12, ja durch einige Zeit sogar nur 11 Kreuzer. In öffentlichen Speiselocalen (z. B. Schweizer im Seitzerhof), wo man obendrein nicht genöthigt war, zum mindesten ein Seidel Bier oder Wein zu trinken, konnte man ein Mittagmal sogar um nicht ganz 8·5 Kreuzer haben.“ Noch in meiner Universitätszeit, in den ersten Vierziger-Jahren, war es dem Studenten möglich, fast ebenso billig sich zu verköstigen, und verabreichte die ‚Schmausbaberl‘ seligen Andenkens (in der Bäckerstraße gegenüber der Aula) einen sehr wohlfeilen Frühstückskaffee. Von Trinkgeldern für Kellner und Marqueure war in Wilhelm’s Lehramtscandidatentagen noch keine Rede!

Die geistigen Bedürfnisse befriedigte er in der Universitäts-bibliothek durch Auszüge aus solchen Werken, die er, weil sie zu kostspielig waren, nicht selbst sich anzuschaffen vermochte. Daneben wurde aber die eigene Büchersammlung nachgerade reich genug an leichter zu erlangenden methodischen Schriften, so dass er auch für den Fall der Bedienstung an einer noch so kärglich ausgestatteten Anstalt hinreichend versorgt war.

Wie ernst er es mit seiner Vorbereitung für das höhere Schul-amt nahm, beweist die Thatsache, dass er in den Jahren 1823 und 1824 nacheinander nicht weniger als sieben Concurse für die Grammaticalclassen und zwei für die Humaniora mit vorzüglichem Erfolge ablegte. Aber weit entfernt davon, dem ersehnten Ziele sich nahe gerückt zu wähnen, war er fest entschlossen, immer und immer wieder, sooft die ‚Wiener Zeitung‘ die Ausschreibung einer Stelle brachte, zur Befähigungsprüfung sich zu melden. Dessen bedurfte es jedoch glücklicherweise nicht. Eines Tages — es war am 29. Februar 1824 — stürzte einer seiner theilnehmendsten Freunde, der Mediciner Hohler, in sein Zimmer mit dem Ausrufe: „Freue dich, du bist Professor“! „Woher weißt du das“? fragte Wilhelm, nachdem er sich von seiner Überraschung erholt hatte. „Von meinem Bruder, dem fürstlich Schwarzenberg'schen Hofrathe, welchem der Referent der Studienhofcommision durch den Schottenpräfecten und Vicedirector der niederösterreichischen Gymnasien Meinrad Lichtensteiner die Nachricht hievon hat zukommen lassen“, antwortete, dem tief-erregten Kameraden die Hand schüttelnd und ins freudig leuchtende Auge blickend, der noch immer athemlose Glücksbote. Die Stube wurde den beiden Jünglingen zu eng; hinaus, hinaus ins Freie zog es sie, denn ihre Seligkeit war zu groß, als dass sie innerhalb der vier Wände des bescheidenen Hauses ‚zu den sechs Krügeln‘, an dessen Stelle sich heute eine Zinskaserne breitmacht, Raum gehabt hätte. Arm in Arm stürzten sie sich, als ob sie das Jahrhundert in die Schranken fordern wollten, in das Straßengetümmel. „Seid umschlungen, Millionen“! declamierte am Hausthore der Jünger Äskulap's mit komischem Pathos; „diesen Kuss der ganzen Welt“!, sprach ergänzend der zum Berufsphilologen beförderte Sohn des böhmischen Egerlandes mit einer Gefühlswärme, die ihm noch vor wenigen Stunden bei einem Temperaturminus von 20° Reaumur undenkbar erschienen wäre.

Im Kaffeehause traf Wilhelm viele ihm befreundete Juristen und Mediciner, und allen kam er ganz anders vor, als sonst. Wie auch nicht? Lag doch auf seinem Antlitz ein Freudenschimmer, welcher den Augen der Kameraden umsoweniger entgieng, als sie die glückliche Wendung in den Lebensverhältnissen des wackeren Collegen noch tagszuvor nicht hatten ahnen können. Da trat Hohler vor, und im feierlichen Tone erzählte er, was geschehen war. Ein Beifallsbrausen, untermischt vom Vivatdonner und dem Ausrufe: „Accidit in puncto, quod non speratur in anno“, folgte der Mittheilung, die alle entflammt hatte. In dem Maße aber, als der Jubelsturm seiner Freunde zunahm, wurde Wilhelm von Minute zu Minute stiller und stiller. In seiner Seele stiegen allerlei Bedenken auf. So ganz unerwartet, so ganz unvermittelt war das Glück an ihn, man konnte sagen, herangeflogen, dass ihn der Zweifel überkam, ob denn zu der Freude, die ihm das Herz bewegte, wirklich ein vollbegründeter Anlass gegeben sei. „Schwarz auf weiß muss ich's erst haben, früher glaube ich nicht an Fortunas Einkehr“. Mit diesen das überlaute Kameradengejauchze dämpfenden Worten setzte er sich zum Frühstück, und dieses mundete ihm — er ließ es nur nicht merken — so vortrefflich, wie noch nie. In seinem Innern aber drängte ein Vorsatz den anderen, und so lebhaft stand die verwirklichte Hoffnung vor seiner Seele, dass er im stillen gleich jetzt den Arbeitsplan für seinen zukünftigen Wirkungskreis sich zurechtlegte.

Schon als junger Mann hielt Wilhelm, geistig und sittlich gesund, wie er war, an dem Grundsatze fest, dass es besser sei, das unscheinbarste Ding von der Welt zu thun, als eine halbe Stunde gering zu achten. Doppelt sündhaft erschien es ihm jedoch, wenn der Träger eines öffentlichen Amtes nicht jeden Augenblick gewissenhaft ausnutzte. Konnte es daher wundernehmen, dass der angehende ‚professor publicus‘ als goldene Lebensregel hochhielt, was Goethe seinem Enkel ins Stammbuch geschrieben hat:

„Über sechzig hat die Stunde,
Über tausend hat der Tag;
Söhnchen, werde dir die Kunde,
Was man alles leisten mag“.

Von diesem Gedanken, wie immer, auch in dem Augenblicke, da er seinem Ziele so nahe war, erfüllt, schritt er über das schnee-

bedeckte Wasserglacis zur Universitätsbibliothek hin. Er gehörte seit jeher zu deren eifrigsten Besuchern, so dass die Diener ebenso genau, wie die Custoden und Scriptoren ihn und die Richtung seiner Studien kannten. Wohl waren auch andere, namentlich zur Winterszeit, Tag für Tag an den Lesetischen zu sehen, jedoch mit dem Unterschiede, dass es ihnen nicht so sehr um geistige Nahrung, als vielmehr darum zu thun war, in dem geheizten Raume die Zeit durchzufaulenzen. Oder war es etwas anderes, als sträfliche Faulenzerei, wenn derlei Subjecte das empfangene Buch zwar aufschlugen und vor sich hinhielten, aber darüber wegblickend gedankenlos ins Leere stierten, um endlich die schläfrigen Augen ganz zu schließen? Kein Wunder! Mussten doch diese armen Augen tagtäglich vom frühen Abend bis zum späten Morgen unter dem brennenden Einflusse des Kneipenqualmes soviel leiden, dass sie bei Sonnenlicht zu jeglichem Dienste untauglich waren. Wie grundverschieden von diesen Universitäts-Nachtvögeln benahm sich dagegen Wilhelm, wenn er in der Bücherei der Hochschule weilte! Wie emsig arbeitete sein Stift oder seine Kielfeder in dem Hefte, das vor ihm und neben dem Werke lag, mit dessen Lectüre er sich gerade beschäftigte! Dieser praktische Ernst wurde ihm aber auch zum Segen; denn derselbe half ihm einerseits die vielerlei Hindernisse überwinden, die sich ihm bald mehr, bald minder wuchtig entgegenstemmten, und bewahrte ihn andererseits vor der Gefahr, gleich manchem begabten Studiengenossen als verbummelte zweifelhafte Existenz zu den Todten geworfen zu werden. In diesem praktischen Ernste, der sein ganzes Gebaren innerhalb und außerhalb des von ihm gewählten Pflichtenkreises kennzeichnete, lag der Grund des Vertrauens, das ihm allerorts entgegengebracht, und der Würdigung seiner Leistungstüchtigkeit, welche ihm von Seiten der obersten Unterrichtsverwaltung durch die am 28. Februar 1824 vollzogene Ernennung zum Grammatical-lehrer in Neu-Sandec zutheil wurde.

„Jetzt glaube ich an mein Glück, denn ich habe es schwarz auf weiß in Händen“, sprach der Ernannte, indem er, das Studienhofcommissionsdecret wie eine Siegesfahne schwingend, in das Zimmer seines Freundes Hohler rascher zwar als gewöhnlich, aber seinem Naturell entsprechend nicht so erregt, wie es dieser leicht werden konnte, eintrat. „Und wann hast Du in Deinem Bestimmungsorte einzutreffen“? fragte der Besuchte. „Ich reise vor dem Ferienanfange

ab“, lautete die kurze Antwort. „Also noch Zeit über Zeit, um uns aufs Scheiden, vielleicht aufs Nimmerwiedersehen vorzubereiten“, setzte, sich umkleidend, in kläglichem Tone der Mediciner hinzu. Bald aber die heitere Stimmung wieder zurückgewinnend, verließ er Arm in Arm mit dem Freunde die Wohnung, und eine halbe Stunde später saßen beide vergnügt beim Mittagstische in einem Kreise gleichgestimmter und gleichstrebender Genossen, denen, wie Hohler es als geziemend bezeichnet hatte, der neuernannte Professor vorgestellt werden musste. Und als die Becher klangen, sah der von Freude gehobene Egerländer im Geiste das glanzumflossene Bild seiner Mutter, just wie sie seinen allerletzten Brief, welcher ihr das überraschende Glück meldete, dem Herrn Dechant von Ober-Lohma zum Lesen überbringt. Was mag wohl der hochwürdige Herr der Seligweinenden gesagt haben? Gewiss nichts anderes, als dass der liebe Gott alles zum Guten lenke, und dass Andreas einzig und allein nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse kein ‚Pater‘ geworden sei. Nur gar zu weit entfernt von ihr lebte der gottbegnadete Liebling. Gewiss weit, sehr weit! Jedenfalls wäre er ihr in der Gymnasialstadt Eger näher, viel näher gewesen, als in dem ihr ganz fremden galizischen Neu-Sandec, von dessen Vorhandensein sie jetzt zum erstenmal gehört hatte. Der Pfarrer tröstete sie. „In dem Buche der Vorsehung stand es eben anders geschrieben,“ meinte er, und ihre Thränen trocknend, fügte sich die fromme Seele in den göttlichen Willen.

Beschwichtigt verließ die ehrwürdige Matrone das Pfarrhaus. Auf dem Heimwege zuckte es ihr wohl noch manchmal durch Herz und Kopf; denn so leicht verwindet eine Mutter nicht den Schmerz, den ihr die Vorstellung verursacht, dass sie durch unmessbare Fernen vielleicht auf immer von ihrem Kinde getrennt ist. Und unmessbar weit entfernt war für Frau Wilhelm der Amtsort ihres Andreas, zumal da in jenen Tagen der Dampf den Abstand zwischen Ost und West noch nicht verkürzt hatte. Je näher sie aber dem Dorfe Voitersreuth kam, desto ruhiger wurde ihr Gemüth. „Im Buche der Vorsehung stand es eben anders geschrieben“, lispelte sie mit einem Aufblick zum blauen Märzhimmel, und lächelnden Angesichts reichte sie, die allgemein verehrte ‚Mutter‘, denen, die ihr begegneten, die Hand; denn auch sie alle sollten sich freuen, dass ihr Blondkopf ‚Professor‘ geworden sei, und die

Seligkeit theilen, die sie — zur Schau trug. Wie wahr singt doch Gottfried Kinkel von dem „Segen des Schmerzes“?

„Das ist die Stärke, die den Menschen ehrt,
„Daß er noch lächeln kann, von Gram verzehrt.
„Der Groll, der Schmerz, der Zweifel, die sind dein;
„Doch trittst du in der Menschen Kreis herein,
„Dann birg sie in der starken Brust
„Und, selber fröhlich, spend' auch Andern Lust“.

Viertes Buch.

Der Professor.

Vor dem Gasthofe ‚zu den drei Fürsten' in Brünn hielt am Nachmittage des 9. August 1824 eine bestaubte Landkutsche. Sie war aus Wien angekommen. Unter den Passagieren, welche ausstiegen, befand sich auch ein blondhaariger junger Mann. Es war Andreas Wilhelm, welcher nach Galizien reiste und damals gewiss nicht ahnte, dass er sechsundvierzig Jahre später in der Hauptstadt Mährens seine dienstliche Laufbahn beschließen werde. Schon am anderen Tage fuhr er mit der Diligence, auf welcher ihm von der k. k. Hofkammer — seit dem Jahre 1848 ‚Finanzministerium' genannt — ein Freisitz bis Bochnia angewiesen worden war, seinem Exile zu, denn als solches betrachtete er im Gegensatze zu einem mitreisenden Gymnasiallehrer aus Sambor das österreichische Polen. In Podgórze, welches zu jener Zeit ein Freihandelsplatz war, wurde ein ganzer Tag verbracht, da der Schaffner vielerlei Angelegenheiten mit dem Zollamte zu verhandeln hatte, und erst am 16. August langte der Postwagen in Bochnia an. Hier wurde zweitägige Rast gehalten, um in das Salzbergwerk einzufahren und die Einrichtung des Gymnasiums

kennen zu lernen, das übrigens durch nichts Besonderes sich auszeichnete. Eines war aber doch merkwürdig daran. Obwohl eine weltliche Anstalt, hatte es in seinem Lehrkörper keinen einzigen Professor weltlichen Standes, weil der Stadtpfarrer, der zugleich das Präfectenamt versah, nur Geistliche wollte, und die Studienhofcommission es für gut fand, seinen Wünschen, wenigstens in dieser Beziehung, zu entsprechen. Rieger — so hieß der Hochwürdige — war aber auch ein sehr unternehmender und thatkräftiger Mann, unter dessen kluger Leitung die Schule über 300 Zöglinge zählte, und die Kataloge von ‚Eminenzen' strotzten; ja er nahm sogar keinen Anstand, auf eigene Faust den ersten Jahrgang der Philosophie zu eröffnen. Freilich wurde dieser, als man in Wien von dem pfarrherrlichen Übereifer Kenntnis erhalten hatte, sofort wieder geschlossen, den Zeugnissen jedoch, welche über das bereits zurückgelegte erste Semester ausgefertigt worden waren, die Staatsgiltigkeit zuerkannt. Ob Rieger bei dieser Gelegenheit nicht auch durch den schriftlichen Ausdruck der Anerkennung für seine Mehrleistung besonders belohnt worden ist, darüber scheint nichts in die Öffentlichkeit gedrungen zu sein.

Voll von den empfangenen Eindrücken und froh darüber, dass er in dem kaum mit dem Nothwendigsten ausgestatteten Gasthause — einer halb verfallenen und überaus zugigen Holzbarake — nicht mehr zu übernachten brauchte, setzte Wilhelm am 19. August frühmorgens die Reise weiter fort. Abends um die achte Stunde humpelte endlich das Gefährt, welchem er nicht ohne einiges Missbehagen seinen Leib anvertraut hatte, in Neu-Sandec dem ihm als vortrefflich empfohlenen Hotel ‚zur Franciszkowa' zu. Angenehm berührt fühlte sich der ‚gnädige Herr', mit welcher Titulatur jüdische Demuth den jungen Professor tagüber unaufhörlich beehrt hatte, beim Anblick des ‚Hotels' gerade nicht; denn es war ein ebenerdiges Gebäude, das nicht mehr als ein großes Zimmer und neben diesem eine unansehnliche Kammer hatte. In einer Ecke des ersteren, das auch als Speisesaal diente, fand der durch die Fahrt ermüdete und jetzt in seinen Erwartungen wieder, nur weniger arg, als die Tage zuvor, getäuschte Deutschböhme ein ziemlich unbehagliches Unterkommen. „Immer noch besser, als der von weitklaffenden Rissen durchzogene Holzverschlag in Bochnia“, dachte sich Wilhelm, und während er diesem Gedanken leise Ausdruck gab, hüpfte ein

ironisches Lächeln über sein Antlitz; denn er erinnerte sich an den Enthusiasmus, womit sein Samborer Collega das ‚paradiesische‘ Galizien gepriesen hatte. Frau Franciszkowa, die schlichte und gutmüthige Wirtin, schien aber von ihrem Hause und dessen Vorzügen ganz andere Begriffe zu haben, als ihr jugendlicher Gast. Hätte sie wohl sonst, dessen Mienenspiel ganz irrig für ein Zeichen der Befriedigung nehmend, ihre Herberge als gar so gern und gar soviel besucht mit einer den unfreiwilligen Zuhörer an den Wiener Naschmarkt wohlthuend gemahnenden Zungengeläufigkeit hervorgehoben? Ganz im Unrechte war die rührige Frau aber keineswegs; denn an ihrem Mittagstische in dem großen Zimmer versammelten sich jeden Tag unverheiratete Honoratioren der Stadt und ansehnliche Fremde aus der Umgebung. Die Speisen wurden eben schmackhaft zubereitet und reinlich aufgetragen, von der aufmerksamen Bedienung gar nicht zu reden.

Von der Stadt Sandec ist wenig zu sagen. Vor neunundfünfzig Jahren machte sie sich, wie ich aus den vor mir liegenden Aufzeichnungen Wilhelm's entnehme, nicht eben durch Sauberkeit bemerkbar. Straße und Hauptplatz waren vernachlässigt und starrten besonders an jenen Tagen förmlich von Schmutz, die auf Wochenmärkte folgten, da diese ungewöhnlich viel Menschen herbeizogen, welche nur in der Unreinlichkeit sich wohl fühlten und, nachdem sie ihr Helotenelend in ungezählten Fuselmengen ersäuft hatten, ekelerregend in allen Gassen umherlagen. Heute soll es, sagte man mir, in Neu-Sandec und auch anderwärts in dem Szlachcicenlande weniger anwidernd aussehen. Wieviel von dieser Besserung auf Rechnung des Culturfortschrittes zu schreiben ist, wieviel das Gesetz gegen die Trunksucht dazu beiträgt, ist — auch das sagte man mir — noch nicht erforscht und statistisch nachgewiesen worden.

Durch Vermittlung des Präfecten erhielt Wilhelm schon am ersten Tage nach seiner Ankunft eine Wohnung, bestehend aus einem Zimmer, um den Jahreszins von 40 Gulden Conventionsmünze in einem anderen, gleichfalls ebenerdigen, aber größeren Gasthofe, der, weil er nur schwach besucht war, dem ruheliebenden Mieter in der Folge nur selten Anlass zur Unzufriedenheit gab. Dafür erachtete sich aber auch der junge Mann seinem unmittelbaren Vorgesetzten gegenüber für verpflichtet zu besonderem Danke. Ja, zu besonderem Danke! Versprach er sich doch von so liebenswürdigem

Entgegenkommen noch mehr, vor allem aber Befriedigung seiner geistigen Bedürfnisse und Einführung in eine methodisch richtige Praxis, da der Mangel einer solchen sein erwachtes Lehrergewissen gar sehr beunruhigte. Und diese Beunruhigung wuchs von Stunde zu Stunde umsomehr, als Wilhelm seit jeher, auch wenn Andere seine Leistungen anerkennungsvoll beurtheilten, sich selbst am wenigsten genugthun konnte. Noch einmal so beängstigend drückte ihn jetzt das Bewusstsein der übernommenen Verantwortlichkeit; denn wie der begabteste Schauspieler bei seinem ersten Auftreten vom Lampenfieber geschüttelt wird, und wie der herzhafteste Soldat vor der ersten Schlacht in allen Gliedern das Kanonenfieber verspürt, so wird der wissenschaftlich tüchtigste und von Ehrgefühl durchdrungene Neuling in der Unterrichtskunst, wenn er zum erstenmal vor eine ihm ganz fremde Schülerschar hintritt, vom Kathederfieber ergriffen. Um der Beklommenheit seines Herzens los zu werden, säumte Wilhelm nicht, das von ihm beabsichtigte Lehrverfahren dem Präfecten darzulegen und diesen um Rathschläge und Winke anzugehen. „Machen Sie's, wie Sie es für gut finden". Das waren die richtunggebenden Worte, womit Klimaszewski — so hieß der Leiter des Gymnasiums — das Ansuchen seines didaktisch ungeschulten Untergebenen kurzweg erledigte. „Machen Sie's, wie Sie es für gut finden", sprach der unbefriedigte Grammaticallehrer während der Rückkehr nach seiner Wohnung verdrießlich vor sich hin. „Wie finde ich aber, dass das, was ich mache, gut ist"? fragte er sich, als er in sein Zimmer trat. Und diese Frage war umso berechtigter, als es sich im vorliegenden Falle für ihn nicht um das Wissen, sondern um das Können handelte, und er für sich selbst nur schwer zu ergründen vermochte, wieviel von demjenigen, was die besseren unter seinen ehemaligen Lehrern gethan hatten, nachahmungswert sei, zumal da ihm niemals die Gelegenheit geboten war, competente Richter darüber urtheilen zu hören. Er blieb somit auf sich selbst angewiesen und musste, da es ihm nicht vergönnt war, fremden Fußstapfen folgend, recht zu wandeln, auf seinem eigenen Pfade irregehen, um endlich den Weg zum Ziele zu finden. Zunächst gab er auf sich selbst und auf das Thun der Schüler sorgfältig acht, und hiedurch gelangte er zu der Erkenntnis, dass nichts so lästig und schädlich sei, als Anfangsgründe auf eine ermüdende und abschreckende Weise zu lehren, dass aber das entgegengesetzte Ver-

fahren, wenn es übertrieben wird, andere Nachtheile im Gefolge habe und, was das Schlimmste ist, den Grund zur Unselbständigkeit lege. Einmal zu dieser Überzeugung gekommen, machte er sich's zur Regel, jeder Zerstreuung entgegenzuarbeiten, ohne derjenigen Abwechslung zu entsagen, die sich aus einer methodisch-gerechtfertigten Behandlung der Lehrgegenstände von selbst ergibt. Eines hatte er, durch die Schüler selbst dazu angeregt, besonders bald sich angeeignet. Mochten die Antworten auf seine Fragen, von der Sache abschweifend, noch so sehr ins weite gehen, immer wusste er durch eine Gegenfrage Geist und Sinn wieder hereinwärts zu ziehen, so dass die Knaben, weil er sich seinen Standpunkt nicht verrücken ließ, zuletzt gezwungen waren, nur das und nur so zu denken, was und wie er es wollte. Ein angesehener Staatsbeamte, der das Neu-Sandecer Gymnasium besucht hatte, jetzt aber nicht mehr unter den Lebenden ist, konnte mir nicht genug erzählen, wiesehr Wilhelm die Aufmerksamkeit der Schüler zu fesseln verstand, ohne sich anderer Anregungsmittel zu bedienen, als solcher, die ihm die Natur des Gegenstandes an die Hand gab. Von der Universität hatte er das Lehrgeschick nicht mitgebracht; aus Büchern hatte er nur theoretisch-allgemeine Grundsätze schöpfen können, und der Präfect, welchem es so leicht möglich gewesen wäre, auf Grund selbstgeholter Anschauungen nachhelfend einzugreifen, ließ, unbekümmert um den Gang des Unterrichtes, jeden Lehrer „machen, was und wie es dieser für gut fand". Am meisten beunruhigt fühlte sich jedoch Wilhelm durch die unaufhaltsame Wiederkehr von Fehlern, die er bereits überwunden zu haben glaubte; aber gerade dadurch, dass er sich dieses für so viele Lehrer kaum merklichen Übels bewusst wurde und mehr über sich als an sich dachte, fand er ohne Hinzuthun Anderer schließlich doch den rechten Weg, und schützte er sich vor der Gefahr, hinterher ein fremdes Joch abschütteln zu müssen.

Die Wahrnehmung, dass das Griechische am Neu-Sandecer Gymnasium und bekanntlich auch an vielen anderen Anstalten nicht nach Gebür gewürdigt, ja sogar vernachlässigt wurde, that dem jungen Professor in der tiefsten Seele weh; denn eine Begeisterung für das griechische Volk und dessen Sprache, wie die war, welche ihn durchglühte, wurde in jenen Tagen nicht häufig gefunden. Wohl erkannte er die Wichtigkeit und den Wert des Lateinischen, schon weil es uns näherliegt, im vollsten Maße an, doch befriedigte

ihn die römische Literatur weitaus weniger, als die hellenische. Wilhelm blieb eben nicht an der Oberfläche haften und war, angefeuert durch die Schriften geistvoller Philologen, bei seiner fleißigen Lectüre der Classiker zu der Einsicht gelangt, dass die Studien, wie die Römer sie trieben, lediglich auf rednerische Zwecke berechnet waren. Dagegen fehlte ihnen das Interesse für die Kenntnis der Natur fast ganz, sowie ihre Philosophie sich nicht über das jeweilige Zeitalter zu erheben vermochte. Und ihre Dichter? Diese waren auch in der Augusteischen Ära, welche, entgegen der beschränkten und beschränkenden Charakterderbheit der früheren Perioden, durch feinere Sitte den großen Abstand zwischen Herrscher und Beherrschten auszugleichen suchend und in solchem Streben das für den Römer erreichbare Gute und Schöne vollendet darstellend, weder in Bezug auf den geistigen Gehalt ihrer Werke, noch hinsichtlich der technischen Form und poetischen Sprache über die Nachbildung der athenischen Muster hinausgekommen. Wilhelm's Collegen, welche vor ihm den Unterricht im Griechischen besorgt hatten, waren selbst hinter den bescheidensten Erwartungen zurückgeblieben. Der eine von ihnen verstand nicht einmal alle Sätze in der kleinen Grammatik, und der andere benöthigte drei bis vier Stunden, oft auch mehr Zeit, um in der Chrestomathie eine Stelle von nur zwölf Zeilen mit qualvoller Mühe und trotzdem unrichtig zu übersetzen. Um die vorgefundenen Lücken auszufüllen und den Widerwillen gegen die griechische Sprache, welcher in den Schülern durch handlangernde Wissensarmut erzeugt worden war, in das Gegentheil umzuwandeln, bedurfte es der unermüdlichen Geduld und Ausdauer eines Lehrers, der nicht bloß zu den Berufenen, sondern zu den Auserwählten gezählt werden durfte. Und ein solcher Lehrer wurde Wilhelm in verhältnismäßig kurzer Zeit. Denn eingedenk der Mahnung, die Friedrich August Wolf an die gelehrten Schulmänner Deutschlands gerichtet hatte, entdeckte er gar bald die rechte Bahn, weil er die Studien, die er trieb, und die Jugend, die ihm anvertraut war, liebte, diese sogar, wenn Collisionen ihm die Arbeit erschwerten, noch mehr liebte, als jene. Daher bekannte er sich, je reicher sein Erfahrungsschatz wurde, umso überzeugungsstärker zu dem Grundsatze Wolf's: „Immer das Beispiel neben, ja vor der Regel, denn dadurch wird dem Schüler nicht bloß die Auffassung erleichtert, sondern auch das Lernen zu einem Vergnügen, und weil

es eine unbestreitbare Thatsache ist, dass die Kinder nichts gut thun, als was sie gern thun, so empfiehlt es sich, sie dahin zu bringen, dass sie auch alles gern thun, was sie thun müssen".

Die Nothwendigkeit, das Schlusswort dieser Mahnung des großen Philologen zu bethätigen, trat, wie gesagt, an Wilhelm besonders zwingend beim Unterrichte im Griechischen heran. Er benutzte darum von dem damals vorgeschriebenen Lehrbuche „Brevis grammatica graeca" nur die Declinationsmuster nebst der Contractionslehre mit Beifügung der erforderlichen Zusätze und war bei den Conjugationen mit der Kreide nichts weniger als sparsam, um die sorgfältig gepflegte Einübung durch eine übersichtliche Darstellung auf der Schultafel zu unterstützen. So gelang es ihm, die Schüler dahin zu führen, dass sie nicht, wie vordem, Unverstandenes mechanisch und mühsam übersetzten und auswendiglernten, sondern mit Sicherheit und Leichtigkeit, daher auch mit Lust und Liebe arbeiteten. In der vierten Grammaticalclasse wurden Stücke aus Xenophon's Kyropädie gelesen, und in den späteren Jahren kam Homer's Odyssee an die Reihe. Hiezu reichte freilich die gesetzliche Stundenzahl nicht hin; darnach fragte aber Wilhelm in seinem jugendlichen Amtseifer nicht. Wusste er doch, dass die Jugend, weil solche Beschäftigung sie anmuthete, auch außer der gesetzlichen Unterrichtszeit seinem Rufe willig folgte.

Ähnlich hielt er es auch in Bezug aufs Lateinische, indem er außerordentliche Stunden festsetzte, um nach dem Beispiele des Wiener akademischen Gymnasiums in der ‚Principi' den Eutropius, in der ‚Grammatik' den Cornelius Nepos und in der ‚Syntax' Cäsar's gallischen Krieg durchzunehmen. Allerdings war diese Art von Lectüre und die dadurch bedingte Mehrbelastung der Schüler — wer möchte das leugnen? — eine gegen die bestehenden Vorschriften verstoßende Verirrung; aber wenn man bedenkt, wie lähmend damals der Mangel an entsprechenden Schulbüchern gerade auf strebsame Lehrer einwirkte, so wird man auch bei der ängstlichsten Achtung vor dem Gesetze solch übergreifendes Gebaren, weil es den reinsten Absichten entsprungen war, nicht unbedingt verurtheilen, sondern vielmehr, wenngleich nicht ohne allen Vorbehalt, entschuldigen, ja vielleicht sogar anerkennen. Den Studentchen selbst erwuchs ja daraus ein geradezu unbezahlbarer Gewinn, ohne dass hiefür deren Eltern nach der herrschenden Gepflogenheit auf was

immer für eine Weise finanziell in Mitleidenschaft gezogen worden wären.

Die Zustände am Sandecer Gymnasium waren ganz dazu angethan, charakterschwache Lehrer, mochten sie auch am Beginne ihrer dienstlichen Laufbahn von den löblichsten Vorsätzen erfüllt gewesen sein, nachgerade jedes sittlichen Haltes zu berauben. Hiezu gesellte sich noch jene grundfalsche Auffassung von Collegialität, die das Pflichtgefühl abstumpft und zu niedriger Berufsgesinnung verleitet. Gegen diese Gefahr war Wilhelm durch sein Temperament und durch den ihm eigenen Lebensernst geschützt; gleichwohl gieng auch er nicht ohne allen Schaden aus der Versuchung hervor. Die ideale Vorstellung, welche er von der Schule und deren Leitung nach seinem ersten Dienstorte mitgebracht hatte, war durch die rohe Wirklichkeit gar bald verdunkelt worden. Was er sah, und was er hörte, widersprach so sehr dem Bilde, das er in seinem Herzen trug, und verletzte so tief sein Pflicht- und Zartgefühl, dass es Stunden und Tage gab, die er in seinem Erfahrungskalender als Jammerzeiten mit blutrother Tinte verzeichnete. Die Professoren waren der Mehrzahl nach Mietlingsseelen in des Wortes schlimmster Bedeutung; den Präfecten widerte nichts mehr an, als wenn man ihn durch dienstliche Aufklärungsbegehren aus seinem behaglichen Schlendrian aufscheuchte, und der Kreishauptmann ließ, weil er das ihm übertragene Localdirectorat als eine unnütze Last ansah, sämmtliche Herren des Gymnasiums jahraus jahrein unbehelligt. Der Provinzialdirector Zachariasiewicz, ein gutmüthiger Domherr, benahm sich den vorhandenen Unzukömmlichkeiten gegenüber ganz und gar unthätig. Seine Visitationen gewährten ihm keinen tieferen Einblick in die Verhältnisse, folglich auch keine Gelegenheit, entscheidend einzugreifen, zumal da auf die ganze Besichtigung nicht mehr als drei Tage verwendet zu werden pflegten. Während eines solchen wenig auf- und noch weniger anregenden Triduums gieng es matt genug her! In einer Classe eine schriftliche Arbeit (Composition) unter der Aufsicht eines Lehrers, dem diese Classe sonst nicht zugewiesen war, und in einer anderen Classe gleichzeitig eine mündliche Prüfung, bei welcher es lediglich auf die Fertigkeit im buchstäblichen Antworten ankam! In der Regel verlief auch dieses Examen ganz glatt, da der Vorsitzende sehr genügsam war und jedem Anlasse, auf den Grund zu sehen, fast furchtsam aus dem

Wege gieng. Dass demgemäß auch in der die Visitation abschließenden Conferenz des Erheblichen nicht viel erörtert wurde, liegt auf der Hand. War doch, nachdem der Vertreter des Guberniums sein Urtheil über die Leistungen oder, richtiger gesprochen, über das Ergebnis der Prüfungen mitgetheilt hatte, die Tagesordnung erschöpft! Von didaktischen Belehrungen konnte, selbst wenn der Director ein Fachmann gewesen wäre, keine Rede sein, weil nur die Lernenden gehört, diese aber gerade dort, wo die Prüfungen den glänzendsten Verlauf genommen hatten, früher schon in Kenntnis gesetzt worden waren, aus welchem Gegenstande, und aus welchem Stücke desselben jeder Schüler werde vorgenommen werden. Für einen Lehrer, wie Wilhelm, konnten derlei amtliche Besuche, durch welche sich die Behörde von dem Zustande der Anstalt nach allen Seiten hin Kenntnis verschaffen wollte, keinen Wert haben, da der beabsichtigte Zweck unerreicht blieb; sie bewiesen ihm nur, dass Prüfungserfolge einen meistentheils unzuverlässigen Maßstab zur Beurtheilung der Lehrerleistungen abgeben, weil sie sehr oft dem Zufalle und nicht immer schlechthin dem Unterrichte zuzumessen sind. Als daher Zachariasiewicz nach drei Jahren wieder gekommen war, brachte Wilhelm anläslich einer ohne sein Zuthun ihm ermöglichten Unterredung in aller Bescheidenheit und mit Beobachtung der gebotenenen Rücksichten die schreiendsten Übelstände, und unter diesen namentlich den zur Sprache, dass es der Behörde gleichgiltig sei, ob ein Lehrer ernstlich strebe oder nur oberflächlich und zur Wahrung des äußeren Scheines das Nothwendigste leiste. Die Antwort des Domherrn war ein von Achselzucken begleiteter Seufzer und das Anbieten einer Versetzung nach Tarnow, die aber Wilhelm, um nicht aus dem Regen unter die Traufe zu kommen, dankend ablehnte. Eine Besserung trat, wie von vornherein zu erwarten stand, nicht ein, und es war noch als ein Glück zu preisen, dass es nicht schlechter wurde, zumal da es an anderen Orten zum mindesten nicht besser aussah. „Solamen miserum est, socios habuisse doloris“, rief der Enttäuschte jedesmal aus, wenn er von einem und dem anderen gleichstrebenden galizischen Amtsgenossen Jammerbriefe erhielt, die von weit ärgeren Zuständen erzählten, als diejenigen waren, gegen welche er vergeblich ankämpfte. Allerdings ein übler Trost, der Wilhelm's Lippen nur zu einem bitteren Lächeln verziehen, ihn aber nicht beruhigen konnte, da ihm jeder Zweifel

schwand, dass man die Verirrungen, die sich in den Schulen so auffällig zu Schädlichkeiten steigerten, oben ganz wohl kannte, jedoch unbehindert fortwuchern ließ, auch wenn sich alle Welt darüber höchlichst verwunderte. Kam es doch vor, dass, um einer kaum glaublichen Sonderbarkeit zu gedenken, der für die Lehrkanzel der Ökonomie ausersehene Professor es nicht für unpassend hielt, seinen Pudel gewissermaßen als lebendiges Symbol der Landwirtschaft, die zu jener Zeit dem Lehrplane aller galizischen Gymnasien als eigener Unterrichtsgegenstand eingefügt war, in die Classe mitzunehmen. Auch das ließ man ungerügt zur Freude der Köter und zur Auferbauung der Jugend!

Fünftes Buch.

Minnelust und Minneleid.

Aendern konnte Wilhelm nichts von all dem, was ihn so tief verstimmte, und leben mit denen, die ihr Amt als Melkkuh behandelten, muſste er doch, wie- sehr ihr Treiben ihn auch anwiderte. Die verläſslichste Kraft gegen das Andringen solcher Werkeltagsnaturen konnte er nur in seinem Geiste finden, der unentwegt festhielt an den Muster- begriffen des Guten und Schönen, die ihm das griechische und römische Alterthum so einladend verkörperte. Darum versenkte er sich mit verdoppeltem Eifer in seine Classiker, zumal da ihn die Aussicht auf Erlangung einer Humanitätslehrerstelle dazu von neuem angeregt hatte. Sein Hoffen blieb aber, obwohl er die Concursprüfung glänzend bestanden hatte, unerfüllt, weil er sich mit keinem Zeugnisse über ästhetische Studien auszuweisen vermochte. Die Folge davon war, daſs er auch seinen Wunsch, den unleidlichen Verhältnissen am Sandecer Gymnasium im Wege der Beförderung entrückt zu werden, wenigstens vorläufig aufgeben muſste. Anfangs half ihm wohl sein geschlossenes, in sich gefestigtes Wesen und der Gedanke, daſs ihm ein Unrecht eigentlich doch nicht widerfahren sei, über den Schmerz

der letzten Enttäuschung hinweg, ja er fühlte sich durch diese sogar angespornt, das Fehlende zu ergänzen. Und er schritt umso entschiedener ans Werk, als er eine unerklärliche Leere in seinem Inneren schier gewaltsam ausfüllen wollte. Fast erkaltet wähnte er sein Herz. Ein solcher Seelenzustand war aber auf die Dauer unerträglich, und der junge Professor glaubte, denselben nicht anders als durch Verzicht auf jegliche Antheilnahme der Welt heilen zu können. Schon wollte er sich mit dem mühsam errungenen Wissensschatze und mit dem mäßigen Vorrathe von Weisheit, den er sich im Umgange mit den verschiedenst-gearteten Menschen erworben hatte, männlich zufrieden geben, da fiel ganz unverhofft ein erwärmender Strahl in seine verfinsterte Brust. Es offenbarte sich ihm das beseligende Wunder der — Liebe, auf deren goldener Leiter sein Herz zum Himmel steigen konnte. Von nun an schien er auch ausgesöhnt, völlig ausgesöhnt mit dem launenhaften Schicksal. Es war aber auch, hätte er nicht endlich doch verbittert werden sollen, wirklich hohe Zeit, dass sein nachgerade ungemein brennend gewordenes Fühlen eine wohlthuende Ablenkung erfuhr. Vielleicht würde er sich dem zarten Geschlechte noch lange nicht suchend genähert haben, wäre ihm ein Freund zur Seite gewesen, der seinen Geist und sein Gemüth befriedigt hätte. Das war aber nicht der Fall. „Freundschaft kann sich“ eben, wie der Welt- und Menschenkenner Goethe sich ausspricht, „bloß praktisch erzeugen und Dauer gewinnen, indem die zwei Menschen, welche durch sie verbunden werden, gleichen Schritt im Leben halten, ihre Zwecke wechselseitig billigen und in dieser Übereinstimmung unverrückt zusammen fortgehen, wie auch sonst die Differenz ihrer Denk- und Lebensweise sein möge“. Einen solchen Freund hatte er, wie gesagt, nicht gefunden, obwohl er überall in der besseren Gesellschaft eine gerngesehene Erscheinung war. Einerseits muthete ihn das dienstliche Thun und Lassen der Collegen nicht an, und andererseits verkehrte er mit außeramtlichen Persönlichkeiten doch viel zu wenig, als dass er sich einer derselben inniger angeschmiegt hätte. Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, dass er sich seit dem Tage seiner Ankunft in Sandec wie verbannt vorkam und, sooft er auf der Straße, die sich gegen Limanowa hinschlängelt, bergan stieg, sehnsuchtsvoll nach dem Westen ausblickte.

Ein günstiger Zufall brachte diese Sehnsucht zum Schweigen. Im Fasching des Jahres 1827 speiste er an einem schnee- und

sonnenhellen Tage beim Kreiscommissär D u n a j e w s k i, und dieser überredete ihn, alle seine Einwendungen entkräftend, mit ihm und seinen Angehörigen einer Abendunterhaltung beizuwohnen, die der Bürgermeister aus einem besonderen Anlasse veranstaltete. Hier nun entschied eine g ö t t l i c h e F ü g u n g über seines Lebens glücklichste Wendung. Eine der jungen Damen zog ihn durch ihre gewinnende Heiterkeit unwiderstehlich an, so dass er sich ihr näherte und, nichts um sich herum beachtend, fortan nur mit ihr sich unterhielt, nur sie zum Tanze auserkor, nur für sie Aug' und Ohr hatte, ja schließlich sogar, als sie mit den Ihrigen die bürgermeisterliche Familie verließ, der Einladung mitzufahren ohne Zögern folgte und, rückwärts auf dem Schlitten stehend, sie nachhause begleitete.

Seine Aufmerksamkeiten waren — wer möchte darüber staunen? — nicht unbeobachtet geblieben, und des andern Tages flüsterte man sich bereits allenthalben zu, was er zwar selbst schon ahnte, aber sich nicht zu gestehen wagte, da er mit dem Mädchen über alles gesprochen hatte, nur nicht über das, wovon sein Herz so mit einemmal und so süß bewegt wurde. Allerdings war ihm das ungewöhnlich freundliche Entgegenkommen aufgefallen, womit ihn gleich am ersten Abende, als er sich von den vermeintlichen Eltern der anmutbigen Tänzerin und von dieser selbst empfehlen wollte, aufgefordert ward, einzutreten und noch eine Tasse Thee zu nehmen. Er ließ sich natürlich nicht zweimal bitten und war, nachdem tagsdarauf sein Anstandsbesuch von dem Ehepaare in liebenswürdigster Weise willkommen geheißen, von dem sanfterröthenden Mädchen mit einem bezaubernden Lächeln aufgenommen und von a l l e n D r e i e n durch geistvolles Fortspinnen des Gesprächsfadens in die Länge gezogen worden war, an diese kaum gefundene Familie schon mit Banden gefesselt, die er nicht mehr zu sprengen begehrte. Seine von nun an öfter wiederholten Besuche setzten ihn in die Lage, die neuen Bekannten mit allen ihren Umgebungen und Gewohnheiten, sowie in ihren unausweichlichen Zuständen zu beobachten und dabei zu sehen, wie sie um sich wirkten, und wie sie sich ineinander fügten. Auf solche Art lernte er — und gerade darin lag für ihn der anziehendste Reiz — Geist und Gemüth des munteren Kindes nicht bloß kennen, sondern auch so sehr schätzen, dass er, ermuthigt durch jene gewisse Höflichkeit des Herzens, mit der man ihn auszeichnete, nach etwa zwei Wochen bei dem Herrn des Hauses um F a n n i's Hand anhielt. Seine

Werbung wurde, als man aus dem Munde des Mädchens das lispelnd gesprochene Bekenntnis gehört hatte, es sei entschlossen, Freud' und Leid mit ihm zu theilen, willfahrend beantwortet.

Jetzt erst erfuhr er, dass die Eltern seiner Verlobten von hochadeligen Familien abstammten, und der Vater ein Baron von König und k. k. Officier, die Mutter hingegen eine geborene Freiin von Wiese-Wangten war. Dr. Stirba von Stirbitz, zur Zeit, als Wilhelm sein Haus besuchte, Brunnenarzt des Bades Krynica, und dessen Gemahlin Eleonore, eine leibliche Schwester der Mutter des lieblichen Elschens, hatten dieses, weil sie selber kinderlos waren, zu sich genommen und hiengen an demselben mit einer ergreifend-zärtlichen Liebe. Was Wunder, wenn ein Theil dieser Liebe auch dem jungen Professor, als einem neugewonnenen Sohne, zugute kam?

Das ruhige, maßhaltende Wesen Wilhelm's war von diesem Zeitpunkte an wie umgewandelt. Nicht als ob er mit seinem Glücke öffentlich geprunkt hätte, nicht als ob er Unbetheiligten gegenüber mit einemmal redselig, in seinen Amtsverrichtungen weniger genau, in seinen Studien minder eifrig geworden wäre. Dazu besaß er zu viel Schicklichkeitsgefühl, zu viel Besonnenheit, zu viel Pflichttreue und Bildungsbedürfnis. Aber es lag ein Verklärungsschimmer über seinem Antlitz ausgegossen, der desto mehr auffiel, je schärfer vordem der Ausdruck innerer Unzufriedenheit in seinen Mienen sich ausgeprägt hatte. Allerdings begegnete auch ihm manchmal, was Uhland von seinem eigenen Liebesleben sang:

„Geöffnet sind die Bücher immer,
Doch wenig Seiten rück' ich fort".

War er nicht — Bräutigam? Ein solcher aber wird, selbst wenn er das verleiblichte Phlegma wäre, mitunter von allerlei Zweifeln gequält, welche ihm die zum Studium nöthige Sammlung des Gemüthes erschweren. So ergieng es auch Wilhelm. Noch konnte er der verhältnismäßig rasch eroberten Liebe nicht ganz froh werden, und es gab Augenblicke, in denen er von dem freilich grundlosen Gedanken, dass Fanni noch nicht fest genug an ihn gekettet sei, immer und immer wieder gepeinigt wurde. Zudem beschäftigten ihn, den daran noch nicht gewöhnten Mann der Wissenschaft, die verschiedenen kleinen Sorgen materiellster Natur, und zwar umsomehr, als er die Gründung seines häuslichen Herdes nicht allzulang hinaus-

geschoben wissen wollte. Darüber pflegte er sich wohl auch mit seiner Braut zu berathen, sooft er bei ihr war; denn gerade sie sah das Leben mit seinen tausenderlei Forderungen trotz ihrer Jugend gar verständig an, so dass sein Augenmerk auf mancherlei hingelenkt wurde, an dem er ohne ihr Hindeuten achtlos vorübergegangen wäre. Dabei blickte er, und sie mit ihm, vorausdenkend in die Zukunft, wie sie es auch thaten, wenn sie nicht beisammen waren, weil sie, um mit Goethe zu sprechen, „das Ungefähre, das vor ihrem geistigen Auge in der kommenden Zeit sich hin- und herbewegte, durch stille Wünsche so gern zu ihren Gunsten herangeleitet“ hätten. War es diesen Zukunftsträumen nicht entsprechend, dass der Grammaticallehrer auch die Vorrückung zum Humanitätsprofessor und die dazu nothwendige Vervollständigung des Wissens in seine Erwägungen mit aufnahm? Um aber solcher Vorbereitungsarbeit frei von jeglicher innerer Störung sich widmen zu können, musste seine Seele vorerst entlastet sein, und das war nur möglich durch die Beschleunigung seiner Vermählung. Fanni's Onkel und Tante, die geltend gemachten Gründe vollauf würdigend, ließen es ihrerseits an dem erforderlichen Eifer auch nicht fehlen, um den Wünschen des Bräutigams gerecht zu werden. Inzwischen aber schwelgte das Pärchen in den schmeichelndsten Hoffnungen, ja selbst der Himmel schien ihm, als die Boten des Frühlings ins Land gezogen kamen, „mit Silberschrift, auf blauen Grund geschrieben“, verkünden zu wollen, dass ihr ehelicher Bund als Hort und Bollwerk sie gegen jeden Anprall des Unglücks schützen, als Lenz im Winter sie umblühen, als Ruhe im Sturme sie beseligen werde. Und dieses Glaubens voll traten sie am **9. Juli 1827** vor den Altar, um die Ringe zu wechseln, und als er die Angetraute in den Kreis ihres Frauenwirkens einführte, da mochte er ihr wohl in seiner Weise zugeflüstert haben, was des Dichters Verse:

„Nun ist Dein Leben ein geweihtes,
„In Deinem Wesen blüht ein zweites,
„Gesegnet und voll Licht und Ruh'“,

so unnachahmlich schön zum Ausdrucke bringen.

Wilhelm's Sehnsucht nach dem Westen verlor sich; Neu-Sandec gewann für ihn wieder frischen Reiz; alle Verhältnisse um ihn erschienen ihm menschlicher und daher verzeihungswerter; er selbst wurde zugänglicher, ja in gewisser Beziehung sogar aufgeknöpfter.

Hatte er doch gefunden, was er, ohne sich in seiner gesicherten Stellung darüber jemals ganz klar gewesen zu sein, vermisst, oft sogar empfindlich vermisst hatte: ein Herz, welches, je mehr es schenkte, desto freudiger schlug, und je mehr es empfieng, desto seliger erbebte. Ohne Zweifel, sein Sehnen war gestillt, und während der vierundvierzig Jahre seiner Ehe gab es auch nicht eine Secunde, in welcher er sich veranlasst gefühlt hätte, seine Verbindung mit dem bei aller Feinfühligkeit doch willenskräftigen, bei aller Geduld und Hingebung doch selbständigen Wesen zu bereuen. Die untrüglichste Gewähr hiefür bietet Wilhelm's eigenes Tagebuch, in welchem, nicht etwa aus den Honigwochen, sondern aus den Tagen des ersten Greisenalters herrührend, der Ausspruch sich findet: „Wo mein liebes Weib ist, dort ist meine Heimat, meine Welt, mein Himmel auf Erden“.

Ja, wo sie war, da war sein Himmel! Wodurch mochte sie wohl ein solches Wunder bewirkt haben? Wodurch mochte sie wohl seine Heilige geworden sein? Ich will versuchen, es darzulegen, soviel ich's eben vermag. Im Grunde genommen, gieng es aber sehr natürlich zu, und kann auch jeder anderen Frau das Gleiche gelingen, wenn der Mann ein Mann der That, und ihr genug Entsagungsmuth eigen ist, um sich dem Fahrzeuge anzuvertrauen, auf dem er hinaussteuert in das hohe Meer des Wettens und Wagens. Man übersehe nur nicht, dass die Ehe ihre Vollziehung nicht schon am Altare, sondern, weil sie ein nie endender Fortschritt ist, erst in der Gesammtheit des Lebens findet und finden kann.

Gewöhnt an die Bedingungen, unter denen man in der Welt überhaupt, sodann aber auch in besonderen Kreisen leben kann, schweifte Dr. Stirba's Nichte bereits als sehr junges Mädchen niemals ins Grenzenlose hinaus; denn sie war mit jenem in der Folgezeit erst recht erstarkten praktischen Sinne ausgerüstet, der eine Frau vor der Verirrung bewahrt, nur das, was sie begehrt, für nothwendig, und nur das, was ihr gefällt, für nützlich zu halten. Eines erschien ihr aber, und zwar zu ihrem und der Ihrigen Segen bis ans Ende ihrer Tage und unter allen Umständen nicht bloß als nothwendig, sondern auch als nützlich, und dieses Eine war die — Arbeit. Nichts von dem, was zu verrichten war, schob sie auf, und alles, was sie leistete, das Größte nicht minder, als das Kleinste, erfüllte sie mit Befriedigung, weil sie es verstand, das dem Augenblicke Angemessenste wahrzunehmen und infolge dessen bei

jeglichem Schaffen ohne Weitläufigkeit hindurchzukommen. Kein „Weg war ihr zu sauer", keine Stunde der Nacht zu beschwerlich, kein Geschäft zu unbedeutend, keine „Nadel zu fein", kein Nachdenken zu anstrengend; denn der Grundsatz: „Dienen lerne beizeiten das Weib nach seiner Bestimmung", und nichts eigne es sich an, was es als Hausfrau und Mutter abstreifen und der Vergessenheit überantworten müsste, war ihr von der klarsehenden Tante so tief in die Seele gelegt worden, dass er ihr späterhin weder weggeschmeichelt, noch weggespöttelt werden konnte.

Am reizendsten offenbarte sich dieser Drang nach Thätigkeit in der Theilnahme der Gattin an dem Berufsleben des Gatten, soweit dasselbe dem Standpunkte ihres gesunden Idealismus entsprach und sich ihr fassbar gegenüberstellte. Nicht der Philolog mit seinem kritischen Geiste, sondern der Gatte in seiner ihr verständlichsten Eigenschaft als Mensch und als Lehrer bildete den Gegenstand ihres Interesses, das mit jedem Schritte, den der geliebte Mann vorwärts that, sich erhöhte. Konnte es doch gar nicht anders sein! War er ja, das fühlte sie schon nach vollzogener Trauung und späterhin bei unzähligen Anlässen, von Gott auch ihr zum Lehrer und Erzieher gesetzt worden, dessen Ideen sie nicht so sehr erleuchten, als vielmehr erwärmen sollten. Darum blieb er für sie vom ersten bis zum letzten Tage ihrer Ehe ein klares und lebendiges Buch, aus dem sie unablässig holte, was sie zu glauben, wornach sie zu streben, wohin sie sich zu wenden hatte. Und sie schmiegte sich umso vertrauensvoller an diesen Berather an, als er seinerseits redlichst beflissen war, sie mit der Hefe des Tages und dem bitteren Niederschlage des Nichterfolges zu verschonen. Denn mochten die Lagen, in welche ihn sein Amt brachte, noch so herzbeklemmend sein, niemals erschien er vor den Seinigen von Traurigkeit niedergebeugt oder gar verzweifelnd an dem endlichen Siege der guten Sache. Ernster gestimmt, bisweilen auch wohl verdrießlich betrat er allerdings die Stätte seines rein-menschlichen Empfindens, wenn ihm die Außenwelt durch ihr Kleben an schalem Zeuge, und der Dienst durch den beengenden Zwang des bureaukratischen Formalismus seine sorgfältigst überdachten Pläne durchkreuzt hatte; niemals ließ er aber die Familie entgelten, was seinen Geist in Fesseln schlug und sein Gemüth verdüsterte. War jedoch die Gefahr nahe, dass der in seinen berechtigtsten Erwartungen getäuschte Mann der Schule, wie das

zuzeiten bei jedem Menschen, auch dem kaltblütigsten vorkommt, unwirscher werden könne, als es sonst seine Art war, so genügte ein Blick aus den mildklugen Augen seiner Lebensgefährtin, oder wenn's viel brauchte, ein einziges Wort aus ihrem trostreichen Munde, um die Unmuthsfurchen auf seiner Stirne zu glätten und seinem Verstande die frühere Beweglichkeit wiederzugeben. O wie glücklich war sie dann immer, weil sie sah, wie er mit Lessing erkannte, dass, während alle Dinge müssen, der Mensch das alleinige Wesen ist, welches will!

Und derlei glückliche Stunden mochte sie während der vier Decennien ihres Zusammenseins mit ihm oft genug genossen haben. Verstünde es nur jedes Ehepaar, sowie das Wilhelm'sche es verstanden hat, einerseits des Mannes Belehrungen ins Weiblich-schöne und andererseits die Offenbarungen des Gefühles der Gattin ins Männlich-systematische zu übersetzen, es gäbe keinen Jammer, der nicht überwunden, kein Missgeschick, das nicht ertragen werden könnte. Freilich kommt es, damit sich das Doppelleben so gestalte, zunächst und beinahe ausschließlich auf das weibliche Walten an. Die Frau muss, das ist eine Grundbedingung, unter allen Umständen der beschwichtigende Friedensengel sein, welcher jeden unheimlichen Schatten verscheucht, für jede Seelenwunde ein wirksames Linderungsmittel in Bereitschaft hat, jedes Missverständnis, ehvor es noch zum offenen Zwiespalte wird, bis auf die letzte Spur vertilgt.

Ein solcher Engel war, es sei noch einmal gesagt, Wilhelm's Gattin. Sie stand vermittelnd zwischen ihm und der kaltfordernden Welt und erwärmte ihn auch dann für deren Wohl, wenn ihn dieselbe durch absichtlichen Undank verletzt hatte. Mit dieser Zauberkraft verband sie aber auch noch den feinsten weiblichen Takt; denn obschon sie sich bewusst war, dass ihr Gatte an dem kaum merkbaren Fädchen ihrer sanften Rede sich willig leiten ließ, mied sie es gleichwohl mit fast ängstlicher Scheu, aus dem um sie gezogenen Kreise auch nur um eines Haares Breite herauszutreten. Nie erlaubte sie sich, auf Wilhelm's amtliches Thun Einfluss zu nehmen, sosehr sie sich für alle ihr noch so fremden Gebiete interessierte, sobald sie die seinigen waren; nie missbrauchte sie die Liebe, mit welcher er an ihr hieng, zugunsten derer, die vor ihr den Rücken krümmten, und zum Nachtheile jener, deren Umgangsweise weniger biegsam war. Eine durch und durch edle Natur und als solche völlig frei von

kränkendem Stolze, hasste sie alle Augendienerei, verabscheute sie splitterrichtendes Enthüllen der Blößen des Mitmenschen, hatte sie für die Selbstverhimmelung und das steife hochnasige Wesen der durch erbuckelte Gunst der Mächtigen oder durch mattherzige Manteldreherei und winkelzügigen Ehrgeiz rasch in die Höhe gekommenen Glückspilze nur ein mitleidiges Lächeln.

Um so zu sein, musste wohl diese ihrem ganzen Wesen nach seltene Frau eine außergewöhnliche Geistesbildung empfangen haben? Außergewöhnlich? Nein! Eine solche Bildung würde den classisch-denkenden und für edle Einfachheit begeisterten Wilhelm nicht angezogen, nicht bleibend gefesselt haben. Im Umgange mit trefflichen Menschen aufgewachsen und von ihrer Kindheit an nur das gelehrt, was ihr vor allem zu wissen nothwendig war, um das Übrige leichter zu begreifen, hatte sie gelernt, was sie nie zu verlernen brauchte, und war sie schon bei ihren ersten Handlungen so geleitet worden, dass sie all ihr Leben lang das Rechte und Gute ohne sonderliche Anstrengung vollbringen konnte und niemals in die Lage kam, etwas Ungehöriges von sich werfen zu müssen. Ein Glück für sie war es, dass des Oheims erziehliche Umsicht ihre Phantasie vor Überschwenglichkeit bewahrte, und der Tante intuitives Vorwegnehmen der Zukunft jene oberflächliche Geistesbildung, der es nur auf blendendes Prunktreiben ankommt, von vornherein und zielbewusst ausschloss. Im Einklange mit seiner Gattin, war Dr. Stirba hauptsächlich darauf bedacht, zu verhüten, dass das geistige Wachsthum des wohlbeanlagten Mädchens durch künstliche Treibhauswärme verfrüht wurde. Als Arzt musste er sich ja sagen, dass die Geistesthätigkeit nur bei regelrechter Erregbarkeit des Gehirns, bei passender Reizung und gesundem Zustande der dazu gehörigen Organe ungestört vor sich gehen könne, dass somit jede starke Hemmung der physischen Entwicklung nur einen schädigenden Einfluss auf das psychische Leben der Jungfrau ausüben müsse. Was sie lernte, lernte sie daher nicht wie ein Mann, und das Wissen, womit man sie ausgestattet hatte, war kein streng-systematisches, aber es war ein durch ihre eigene Kraft verarbeitetes und durch Anwendung geläutertes. Sie besaß die bei Frauen so oft vermisste Gabe, ohne Vordringlichkeit und Ziererei zu sprechen, und bewies eben dadurch, dass sie wahrhaft weiblich gebildet war, und ihr geistiger Gesichtskreis dasjenige Leben umfasste, dessen Inhalt nicht lediglich aus Modethorheiten,

rauschenden Vergnügungen und Stadtgeschichten sich zusammengesetzt hatte. Aber sie sprach nur dann, wenn man sie dazu angeregt hatte, und trug, was sie wusste, niemals prahlerisch und herausfordernd zur Schau; denn vor solcher Blaustrumpfunart schützte sie ein hoher Grad jener echten Bescheidenheit, die sie immer und überall an die Unzulänglichkeit ihrer Kenntnisse und daran gemahnte, dass die Frauen, aphoristisch wie sie im ganzen sind, selbst auf den verschiedenen Kunstgebieten über die Grenzlinie des Dilettantismus nicht hinauskommen. Hingegen freute sie sich gleich der Prinzessin in Goethe's „Torquato Tasso" immer darüber, dass sie verstehen konnte, wie kluge Männer es meinten, wenn über eine Wissenschaft geredet wurde, „die, durch Erfahrung ausgebreitet, dem Menschen nützt, indem sie ihn erhebt". Umsoweniger liebte sie aber die Nähe seichter Halbwisser, die gelehrtthuerisch sich spreizten und, dünkelvoll in allen Wissensfächern herumstümpernd, das von Anderen vertheidigte Rechte nicht gelten lassen wollten, nur um ihre Hohlheit zu bemänteln, weil sie sonst gar nichts gewesen wären.

Wie hätte eine solche Frau den Gatten nicht anziehen, nicht befriedigen sollen? Schon als sie die Führung des neugegründeten Hauses übernahm, konnte sie in demselben, ohne über die Schranken, welche die Verhältnisse um sie zogen, hinauszugreifen und ihren übrigen Obliegenheiten etwas abzubrechen, der Repräsentationspflicht mit herzlichster Heiterkeit und doch mit sanftzwingender Wahrung der Schicklichkeitsformen entsprechen. Solche Äußerlichkeiten allein hätten aber nicht hingereicht, einem Manne von dem Ernste Wilhelm's das eheliche Leben lebenswert zu machen. Dieser erwartete von seiner Gattin mehr, weit mehr; denn der natürlichen Bestimmung des Weibes zu genügen, die Wirtschaft zu besorgen, Besuche zu empfangen und den Faden einer angefangenen Unterhaltung weiterzuspinnen, wäre am Ende jeder anderen auch gelungen. Obwohl aller Schöngeisterei grundsätzlich abhold, verlangte er von der Frau eines Professors doch ein gewisses Maß von Kenntnissen, weil diese, wenn sie auch nicht schon an sich Bildung sind, als deren Grundlage nicht entbehrt werden können. Höchlichst erfreut war er daher, als sie, in sein wohnliches Heim eingeführt, sanft errötheud ihn aufforderte, ihr Lehrer zu sein, damit alles das, was sie als Mädchen in Unruhe versetzt haben würde, ihre Seele erhebe, und damit sie niemals, weder im Gespräche mit ihm,

noch im Verkehre mit Anderen als mitleiderregende Ignorantin erscheine. Genau genommen, war Wilhelm's Arbeit nicht schwer gewesen; denn um ihrem Wunsche nachzukommen, hatte er nur an die ihm zugebrachte geistige Mitgift anzuknüpfen gebraucht. Und diese war nichts weniger als dürftig; denn die Neuvermählte besaß nicht nur jenen ausgeprägt häuslichen Sinn, dem das Kleinste nicht zu klein ist, sondern auch die seltene Eigenschaft, ihr leicht-entzündbares Gemüth, wenn es aufzuwallen drohte, durch ihren hinreichend geklärten Verstand zur Ruhe zu bringen. Hatte man doch bei ihrer ganzen Erziehung das Augenmerk darauf gerichtet, sie für Geist und Herz eines tüchtigen Mannes, und nicht bloß für die Heirat im gewöhnlichen Sinne des Wortes vorzubereiten.

Durch Tante Eleonore war in ihr auch die Liebe zur Musik geweckt, und mit Hilfe derselben manche ihrer Kindesfreuden erhöht, manches ihrer Seelenleiden gelindert worden, so dass sie in gedrückter Stimmung immer ihr Gefühl in Tönen auszittern ließ, die, je wehmüthiger sie dahinschwebten, desto sicherer den Schmerz forttrugen und ihrer Frohnatur wieder zum Durchbruche verhalfen. Außerdem holte sie sich Trost und Ermuthigung aus einer reinen, jungfräulichen Lectüre; denn zu diesem Zwecke hatte man ihr nach sorgsamster Auswahl die Hauptwerke der besten und hervorragendsten deutschen und französischen Schriftsteller zugänglich gemacht. Die mit diesem Unterrichte verbundenen schriftlichen Übungen, anregend geleitet, wurden durch gehaltvolle Gespräche Anderer, namentlich aber dadurch, dass sie, unter Wohlredenden aufgewachsen, gewöhnt worden war, zu schweigen, wenn sie nichts zu sagen hatte, dagegen das Genauüberdachte gut und ohne Stocken hervorzugeben, aufs ausgiebigste unterstützt. Sie hasste vorlaute Vielschwätzerei, sprach und schrieb aber ein fließendes, ja gewähltes Deutsch, und diese Kunst blieb nicht ohne wirksamen Einfluss auf ihr künftiges Leben in Familie und Gesellschaft. Niemals war sie verlegen um den richtigen Gedankenausdruck; immer stellte sich ihr, da Alles an und in ihr lautere Wahrheit war, das rechte Wort zur Verfügung, und möchte ich ihre Briefe, was diese Bildungsseite betrifft, geradezu als mustergiltig bezeichnen.

Und ihr sonstiges Wissen? Wie hätte es bei der zielsicheren Führung, welche ihr der Himmel im Hause des Oheims beschieden hatte, anders als den Forderungen des Lebens angemessen sein

können? Die Geschichte hatte man sie als einen Spiegel der Religion und Sitte schätzen gelehrt; aufs wohlthuendste berührt fühlte sich jedoch Wilhelm dadurch, dass seine junge Gemahlin mit glühender Hingebung an Österreich, als ihrem Vaterlande hieng, in welchem, und für welches, wie man ihr am Familientische so oft erzählt hatte, Männer und Frauen frohen Muthes zu leben und zu sterben wussten. Und was die Lehrer, denen die damaligen gedankenmageren Lehr- und Lerntexte mehr als ausreichend schienen, bei ihrem Unterrichte zu thun vergaßen, das thaten ergänzend und berichtigend ihre Pflegeeltern. Der Oheim setzte ihr die Natur und deren Wissenschaft mit den historischen Stoffen in Verbindung und lenkte in seinen geographischen Unterhaltungen ihre Aufmerksamkeit auf Bodenbeschaffenheit, Klimate und Bildung der Erdrinde als die Bedingungen aller Culturentwicklung, sowie er andererseits durch seine anschaulichen Belehrungen über den Einfluss der Naturgeschiche und Physik auf Gewerbe und Handel ihr Herz für die industriellen Fortschritte der Menschheit erwärmte. Auf solche Weise, und weil er die formale Entwicklung des Geistes als das Hauptziel der weiblichen Erziehung auffasste, stärkte er in ihr den Trieb, sich zu unterrichten, aber er erließ ihr die Wissenschaft als solche.

Die Tante, selber ein Muster aufrichtiger Frömmigkeit und, gleich ihrem Gatten, eine — freilich in ihrer Art — durchweg praktische Natur, hatte hinwieder die religiöse Kräftigung der heranreifenden Ziehtochter so besorgt, wie es sich kaum trefflicher denken lässt. Ihr galt die Religion nicht als Schablone, sondern als ein werkthätiger Gottesdienst voll Gefühl und Leben, als eine aufopfernde Hingabe an den Mitmenschen, als ein beharrliches Verlangen, in der Gemeinschaft mit dem Gotte in und über ihr zu wachsen und dessen heiligem Willen freudig zu folgen. So war ihr der Glaube ein häusliches, heimliches Capital geworden, von dem sie sich ihre Zinsen im stillen selbst nahm, indem sie, der Möglichkeit künftiger Vereinsamung gedenkend, an der Überzeugung festhielt, dass das ewige Wesen als Lohn ihrer Liebe zu ihm auch ihr bereiten werde, „was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, und was in keines Menschen Herz gekommen ist“. Und diese Überzeugung, sie erfrischte, sooft trübe Stunden hereinbrachen, in einem innigen Gebete ausklingend, ihre Hoffnungen, wenn sie zu erlöschen drohten, immer wieder, wie der Weihrauch, um mich eines Goethe'-

schen Vergleiches zu bedienen, „das Leben der Kohle erfrischt“. Solche Ideen, verbunden mit dem steten Hinweis auf die Pflicht, auch die Gebote der sichtbaren Kirche zu beachten, wusste die kluge Frau ihrem Pflegekinde bei der Anleitung zur Hauswirtschaft und bei der Unterweisung in den weiblichen Handarbeiten ganz unvermerkt nahezulegen. Den letzteren aber hauchte sie gerade damit, vielleicht ohne sich dessen bewusst zu werden, eine Seele ein, durch welche dieselben erst vergeistigt wurden; indem sie Fanni's Aufmerksamkeit darauf lenkte, wie alle diese Verrichtungen, auch nur als Sache des Alltagsbedürfnisses angesehen, geachtet zu werden verdienen, weil sie eine Beschäftigung sind, aus welcher den Frauen für ihr Denken Licht, für ihr Wollen Stärkung, für ihr Gemüth Befriedigung zufließt. Zudem charakterisieren sie, und hiemit sprach Tante Stirba eine selbstgefundene Wahrheit aus, jene bewunderungswürdige Sorgfalt, die in das Einzelne, sei es auch noch so unbedeutend, sich versenkt und, indem sie liebevoll ermittelt, was den Nächststehenden noththut, und zartsinnig ablauscht, was anderen nützt oder auch nur gefällt, dort, wo sie waltet, den Duft der Ordnung und Schönheit verbreitet und allem, was durch sie geschaffen wird, das Gepräge verständiger Anmuth aufdrückt.

Also ausgestattet gieng Fanni ein in das Haus des Fremdlings, dem sie sich ganz geweiht hatte, um nimmer wiederzukehren dorthin, wo sie vordem mit tausend Wurzeln festgehalten worden war. Aus den Armen derer, welche sie so treu gehütet hatten und von ihr so innig geliebt waren, kam sie, die Sechzehnjährige, zum Gatten, den sie hochachtete. Nicht zögernd, nicht zaghaft kam sie, aber mit zerrissenem Herzen. Liebte sie ihn, weil ihre Seele weinte, deshalb weniger? Im Gegentheil, unendlich mehr, denn sie liebte ihn mit dem ganzen Schmerze des Opfers, das sie ihm gebracht hatte. Und Wilhelm, der besonnene, stille Wilhelm? Er war sich vollauf bewusst der Pflicht, ihr von nun ab Alles in Allem sein zu müssen, und erfüllte auch diese Pflicht mit jener Gewissenhaftigkeit, die jeder, welcher ihn kennt, als einen Grundzug seines Charakters rühmt. Er wurde ihr ein Bruder, ein guter Kamerad, der traulich mit ihr plauderte; er wurde ihr ein Vater, der Tag für Tag sie neu im Geiste zeugte; er ersetzte ihr die Mutter, indem er sie mit ängstlicher Fürsorge beschützte und, unerschöpflich in Beweisen seiner Liebe, mit schonender Vorsicht aus

der Vergangenheit in die Zukunft hinübergeleitete. Ja noch mehr! Wie seine Classiker, wurde auch sie ihm ein Gegenstand unablässigen Studiums. Und das war recht und weise. Er vermuthete eben, dass in ihr noch gar manche herrliche Anlage schlummere, und gieng von der gesunden Ansicht aus, dass die Liebe zweier Menschen zueinander in dem Maße wächst, als sie zusammen gelebt, zusammen nach dem Höchsten gerungen, zusammen Leid und Lust erfahren haben. Kannte er vielleicht das sinnige Bauernwort: „Ei seht doch diese zwei Leute, sie sind kaum acht Tage Mann und Weib, und haben einander schon so lieb“?

Hatte sich ihm die Bedeutung dieses prächtigen „Schon“ etwa rascher, als man es sonst bei jungen Ehemännern zu finden gewohnt war, aufgedrängt, weil er sich vornahm, das Wesen seiner Gemahlin zu studieren? Ich weiß es nicht; aber es scheint, als ob er, wie Michelet lang nach ihm, der Überzeugung gewesen sei, dass die eheliche Liebe für den Mann eine von Mysterium zu Mysterium fortschreitende Vertiefung in die Frauennatur ist, welche stets unergründlich bleibt, weil er sie stets von Stunde zu Stunde neu schafft.*) Dass Wilhelm seine Fanni von dem Augenblicke an, da er ihr die Herrschaft über das vorerst in der Alt-Sandecer Vorstadt gemietete Heim übergeben hatte, wirklich fort und fort neu zu schaffen bemüht war, geht schon aus dem klugen Benehmen hervor, durch welches sie, wie ich bereits angedeutet habe, dessen gesellschaftlichen und amtlichen Beziehungen gerecht zu werden verstand. Mit einem grenzenlosen Vertrauen, ja mit einem gewissen Stolze blickte sie zu ihm auf, den sie in ihren Briefen an erprobte Freundinnen, auch als sie schon Großmutter war, nie anders, als „meinen Wilhelm“ nannte. Wie auch nicht? Hatte sie ihn doch bewundern gelernt als einen Mann, der nur nach reiflicher Überlegung einen Entschluss fasste und nicht durch hunderterlei persönliche Rücksichten sich binden ließ, als einen Mann, der eine feste Überzeugung hatte und willensstark handeln konnte, als einen Mann, der selbst den schwierigsten Lagen, welche in jedem anderen die Kraft

*) Man vergleiche hiezu mehrere Partien des von dem französischen Akademiker J. Michelet geschriebenen Buches: „Die Frau.“ F. Spielhagen hat eine treffliche Übersetzung des überaus interessanten Werkes, das auch für den Pädagogen viele beachtenswerte Winke enthält, bei J. J. Weber in Leipzig im Jahre 1860 erscheinen lassen.

der freien Selbstbestimmung gelähmt hätten, einen unerschütterlichen Gleichmuth entgegensetzte. Zu dieser Höhe der Lebensanschauung wurde nachgerade auch sie durch ihn emporgehoben, indem er alle Gedanken, die nicht das Amt als solches betrafen, alle Bestrebungen, die nicht über das Gebiet des Reinmenschlichen hinausreichten, täglich mit ihr durchsprach und so in ihr das Bedürfnis wachrief, ihr Herz beständig in sein liebendes Herz auszuschütten. Und wie beselig pries er das Glück seines Lebens, als er sich von ihr, seiner gelehrigen Schülerin, übertroffen sah! Er hatte auch gar keine Ursache, sich darüber zu verwundern. Unablässig von ihm mit zarter Behutsamkeit gepflegt, ohne Unterbrechung von seinen Gedanken befruchtet, immer und immer wieder durch sein Beispiel in ihrem Wollen gekräftigt, musste die reichbegabte Frau innerlich wachsen und endlich ihn überragen, ohne sich aber, und das schlug ihr zum Segen aus, solcher Hoheit bewusst zu werden. Beschleunigt wurde dieses „Endlich“ noch durch mancherlei Seelenleid, durch mancherlei schmerzliche Heimsuchungen.

Sechs Kinder raffte ihr der Tod in rascher Folge hinweg! Wer von den Zuckungen dieses sechsmal durchbohrten Mutterherzens erzählen könnte! Das waren wohl die herbsten Prüfungen, welche die edle Frau zu bestehen hatte; aber sie bestand sie. Ja sie drängte das namenlose Weh in den tiefsten Winkel ihres Herzens zurück und unterdrückte die Thränen, welche ihr das Auge zu überschwemmen drohten, nur um dem aufs tiefste ergriffenen Gatten die Ruhe wiederzugeben, deren er um seines Berufes willen so sehr bedurfte. Umso inniger wandte sich ihre Aufmerksamkeit auf das siebente und einzige Kind, eine Tochter, namens Alberta. Auf ihrer Seele lagen die Schatten der Angst um das neugeborene Leben, und sie litt nicht, dass das Kind, als es die Taufe empfangen sollte, zur Thür hinausgetragen wurde. Auf diesem Wege waren ja die andern Lieblinge nicht nur in das Gotteshaus, sondern — und das eben durchschauerte die sinnige Wöchnerin fast wie Fieberfrost — auch nach dem Gottesacker gebracht worden. Das zarte Wesen musste daher, was umso leichter angieng, als Wilhelm zu jener Zeit eine ebenerdige Wohnung innehatte, zum Fenster hinausgehoben werden, „auf dass es nicht sterbe“. Lächle immerhin, freundlicher Leser, über diese mütterliche Logik; ich theile Dein Lächeln nicht. Auf mich wirkt dieser überraschende Einfall einer naiven

Frauenseele, die so ganz Eins war mit dem süßen Gegenstande ihres Kummers, vielmehr so übermächtig ein, dass ich den Gedanken nicht abzuwehren vermag, der Allgütige habe damals das Herzensflehen der Zagenden in seinen Rathschluss mit aufgenommen und ihr vergönnt, dem Kinde, welches sie ihm auf so eigenthümliche Weise hatte zuführen lassen, bis zu ihrem letzten Lebenstage das Schönste und Höchste auf Erden zu sein, es Mäßigung im Glücke, Fassung im Unglücke zu lehren und mit dem Glauben an einen allerbarmenden Gott auszurüsten, der sich uns auch im Schmerze offenbart, um uns daraus ein Verdienst zu bereiten, und in der Gestalt der Freude uns nahetritt, um unseren Hoffnungsmuth anzufachen. Sie empfand von der Stunde an, da das Mädchen zur Welt gekommen war, die Verbannung aus der Gesellschaft als einen Segen, und die Vernachlässigung des Instrumentes, dem früher so viele inhaltsvolle Töne durch sie entlockt worden, dem aber jetzt die besten Seiten zersprungen waren, nicht als Sünde. So ganz aufgegangen war sie in dem letzten Geschenke des Himmels! Und wer, dem ein fühlendes Herz im Busen schlägt, würde mit der sechsfach schwergeprüften Frau gerechtet haben, weil sie das Töchterchen mehr, als ihren Augapfel hütete? Ja ihre Mutterliebe wurde sogar, ich möchte sagen, ein Cultus! Und dieser Cultus vergeistigte sich noch mehr, weil ihr das Kind durch die Thür nicht fortgenommen, sondern nur zurückgebracht worden war! Seitdem erschien ihr die Wiege wahrhaftiger denn je, als ein Heiligthum voll Lichtglanz, dem freudetrunkenen Gatten aber, der die liebvolle Unruhe des angebeteten Weibes ehrte, als eine lebendige Geschichte, welche ihm alle Geheimnisse des Frauenherzens, ja selbst das, was er niemals auszusprechen gewagt hätte, erzählte und in ihm jetzt schon auch die Sorge um die Zukunft des lieblichen Nesthöckchens wachrief.

Mit zärtlichster Aufmerksamkeit gepflegt und gehütet, wuchs und gedieh das Professorskind, und mit demselben wuchs und gedieh auch der Geist und das Gemüth der Professorsfrau, welche in dem Maße, als sie in der Erkenntnis ihrer erhabenen Aufgabe fortschritt, selbst wieder Kind wurde, um als solches ihrem Kinde das Leben nach allen Seiten hin zu erobern. Um dieses Zweckes willen schrak sie auch vor keiner Anstrengung zurück. Mit unglaublicher Willensstärke riss sie die Schranke zwischen sich und dem Geschöpfchen nieder, aus dem sie eine Person zu machen hatte, und das sie, als es

sich zum denkenden Wesen zu entwickeln anfieng, als ein Ideal der Güte und Vollkommenheit fast vergötterte. Kein Tag war ihr von nun ab trüb; nur jene Stunden konnten sie traurig stimmen, in denen die kleine Elfe aus dem Leidenskelche der Sterblichen trinken musste. Wie natürlich war es daher, dass sie dem Mädchen alle wirklichen und vermeintlichen Schädlichkeiten fernhielt und es, um einen bereits ausgesprochenen Gedanken zu wiederholen, mit der Weihe und Kraft des Glaubens an ein Alles zum Wohle leitendes höchstes Wesen ausstattete.

Das Gesagte möge eine reizende Erziehungsepisode veranschaulichen, welche beweist, wie die poesievolle Frau ihren Gott am liebsten in der Schönheit der Natur suchte und — fand. An einem lauen Frühlingstage blickte sie, die zehnjährige Alberta an der Hand, von einem Hügel am Dunajec hinab auf ein blühendes Erbsenfeld. Der lichte Morgenhimmel, der rauschende Fluss, das lila- und weißfarbige Blütenmeer wirkten so entzückend, dass die Kleine freudigerregt aufjubelte. Der Mutter wurden die Augen nass, und zu dem Mädchen sich neigend lispelte sie: „Alles das hat Gott gemacht“. Davon aber, dass unter dem bewunderten Blätter- und Blumengewirr ein ununterbrochener Vernichtungskrieg in tausend Einzelkämpfen wüthete, schwieg sie; denn das Kind sollte nur von dem Schönen und Guten hören, sollte nur glauben lernen, dass überall, wo ein Mensch ist, auch der gütige Gott erscheint. Diesem Grundsatze gemäß war alles Sinnen und Streben der tiefreligiösen Frau, die nur dem Drange ihres unbefangenen Mutterherzens folgte, darauf gerichtet, für das geliebte Kind ein Paradies zu schaffen, jedoch ein Paradies, in welchem der Baum der Erkenntnis fehlte, und Alles, Alles nur Liebe und Nachsicht war. Ob Wilhelm, der Pädagog, mit einer solchen nahezu an Verzärtelung streifenden Mutterliebe einverstanden war? Vielleicht nicht ganz. Als Vater hatte aber auch er das unsägliche Weh empfunden, das ihm durch die Nöthigung, ein Kind nach dem anderen in die kalte Erde zu legen, bereitet worden war, und es dürfte die Annahme nicht zu gewagt sein, dass er kaum den Muth gefunden haben mag, in das Thun der von immerwährender Furcht vor neuem Verluste durchbebten Mutter berichtigend einzugreifen. Auch übte in dieser Hinsicht bestimmenden Einfluss auf ihn der aus eigener Erfahrung entsprungene Gedanke, dass die Erziehung eines weiblichen Wesens, wofern es in

die Lage kommt, seine von Gott vorgezeichnete Bestimmung zu erfüllen, erst von dem Manne seiner Wahl vollendet wird, und dass Vater und Mutter, die nur die Grundfeste zu bauen haben, auf der ehrwürdigen Schwelle, über welche die Tochter in die neue Welt der Liebe schreitet, stehen bleiben, ja stehen bleiben müssen. Keiner Jungfrau Erziehung kann durch die Eltern abgeschlossen werden, mochte sich Wilhelm oft und oft im stillen gesagt haben, und wer gäbe ihm hierin nicht Recht? Immer bleibt diese Erziehung lückenhaft, weil die Familie nur in den allerseltensten Fällen weiß, was für ein Los dem Lieblinge des Hauses beschieden ist; ja diese Lückenhaftigkeit erweist sich sogar als ein Glück, wenn das Mädchen einem echten und rechten Manne, d. h. einem solchen die Hand reicht, dessen geistiges Thun darauf abzielt, aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige zu erkennen.

Von solchen Überlegungen geleitet, trat Wilhelm dem mütterlichen Wirken höchstens mildrathend, niemals aber barsch-zurückdrängend entgegen, wie er denn überhaupt, seitdem seine Gattin in die von ihm als allgemeingiltig erprobten Ideen sich eingelebt hatte, Anstand nahm, ihr häusliches Regiment hemmend zu beeinflussen. Und wahrlich, dieser Frau durfte er unbeengten Spielraum gewähren. Hatte sie sich doch in dem Strome der Intelligenz willig von ihm mit fortreißen lassen, ohne dass sie Einbuße an ihrer Weiblichkeit erlitten hätte, welche sie so ausnehmend befähigte, jedes Lebensverhältnis richtig zu erfassen und taktvoll zu behandeln.

Ja, so wie sie war, war sie ihm eben recht, und niemals störte er ihre Kreise. Innerhalb der Familie ließ er sie — und er wusste, warum — uneingeschränkt schalten und walten. Daher kam es, dass sie nicht nur den Geist und Ton des Hauses bestimmte, sondern auch darüber entschied, wer zu vertraulichem Umgange daselbst gelangen sollte. Diese zwanglos durchgeführte Abgrenzung des beiderseitigen Wollens erklärt aber jenen unwiderstehlichen Zauber, welchen sie über den Gatten und solcherart — freilich nur mittelbar, aber umso sicherer — über die Welt ausübte, in der er sich bewegte und zu wirken hatte. Wohl mochte es sich mitunter ereignet haben, dass sie mehr als gut war, den Anstößen des Augenblickes nachgab und infolge dessen den von ihr beabsichtigten Zweck nicht genug festhielt; in derlei Fällen genügte jedoch ein einziges aufhellendes

Wort des geliebten Mannes, um sie zur Erkenntnis ihres Fehlgreifens zu bringen. Und wie gern unterwarf sie sich dem Urtheile ihres gediegenen Führers! Wozu hätte sie aber auch so fühlen gelernt, wie er dachte? War es daher zu wundern, wenn Männer von sittlichem Adel und feinstem Weltton Immermann's geistvollen Ausspruch: „Das Herz ist der schöne Kopf des Weibes“ ohne Bedenken und ohne Einschränkung auf sie anwandten? Keineswegs, denn ihre mit Umsicht gepaarte Gutmüthigkeit ließ keinen Zwiespalt aufkommen, und in der reinen Atmosphäre, die sie im Hause verbreitete, musste das Leben der Anderen, auch wenn es schon, was ja bisweilen selbst in der geordnetsten Familie geschehen kann, wie in einem zugesetzten Meiler, zu verkohlen schien, immer wieder zur lustigen Flamme emporschlagen. O, wie oft hatte Wilhelm an ihrer heilkräftigen Energie im Dulden sich aufgerichtet, aus ihrer unbefangenen Religiosität Trost geschöpft, von ihrer sibyllischen Voraussicht die Anregung zu neuer Schaffenslust empfangen und mit Hilfe ihrer klugen Demuth das Bewusstsein der Unentweihbarkeit seiner oft genug durch Unverstand und Scheelsucht begeiferten Manneswürde wiedergewonnen! Gerade darum fühlte er sich auch nur glücklich, wenn sie ihm zur Seite war, und musste er, durch seinen Beruf fortgezogen, längere Zeit ihrer Nähe entbehren, so suchte er Ersatz in einem regen Briefwechsel mit dem ‚lieben Weibe‘. Ja, mit dem ‚lieben Weibe‘! Denn ein abgesagter Feind jener zwitterhaften Verquickung von Geist und Gemüth, die in den überfeinerten Kreisen der Gesellschaft das Echtmenschliche so oft ertödtet, mochte er dem Sprachgebrauche seiner Altvorderen nicht untreu werden, zumal da auch sie, die sinnige Freudenspenderin, stolz darauf war, sein ‚Weib‘ zu sein, wenngleich sie andererseits ohne Unterlass bemüht war, jenem Frauenideal nahezukommen, dessen treu beharrendes, in der Selbstbeschränkung großes und in der Zucht der Sitte gefestetes Wesen Schiller mit lohender Begeisterung dargestellt hat.

So umstrahlte die beiden in freiwilliger Abhängigkeit voneinander sich wohlfühlenden Seelen bis zum April des Jahres 1871 das seltenste Eheglück! Und nie wurde dieses Glück durch ihre eigene Schuld getrübt, wohl aber, wenn von außenher Leidenstage über sie heraufbeschworen worden waren, durch ihr wechselseitiges Anschmiegen gestärkt und durch ihr wunderwirkendes

Gottvertrauen, das sie auch mit den widerlichsten Verhältnissen des Lebens aussöhnte, gesteigert und verklärt. Wem möchte es daher nicht natürlich erscheinen, dass Wilhelm's Gattin, weil ihr Herz von dem Athem göttlicher Nothwendigkeiten durchweht war, nicht nur innerlich jung blieb, sondern auch äußerlich nicht auffällig alterte? Vor mir lag als Beweis dafür ein Brief, den sie im Jahre 1869 am Namenstage ihres damals dreizehnjährigen und von ihr als „ernst und in Wort und That gesetzt" gepriesenen Enkels Paul einer an ihren Geschicken theilnehmenden Frau geschrieben hat. Fast drei Seiten handeln von den Vorzügen und Lieblingsarbeiten ihres Gatten, gute zwei Drittel der letzten Seite ergehen sich in großmütterlich liebevollem Humor über die Anlagen und Eigenthümlichkeiten der Enkelkinder, und nur kurze zehn Zeilen sind ihrem hingebungsvoll zurücktretenden Selbst gewidmet. „Ich bin wohl gesund", heißt es in diesen zehn Zeilen, „fühle aber doch, wie es die Achtundfünfzig mit sich bringen, dass ich alt werde. Dennoch ergraue ich noch nicht, mein Haar ist so dicht und hübsch schwarz, wie es vor zwei Jahrzehnten gewesen. Das hilft mir jedoch wenig; denn ich verspüre trotz alldem von Tag zu Tag immer mehr das Nagen des Zahnes der Zeit. Gebe nur der Himmel, dass ich noch die verdienstvolle Wirksamkeit ‚meines Wilhelm' durch ein körperlich frisches und gedankenüppiges Greisenthum belohnt sehe!" Ein Jahr später — am 2. September 1870 — betrat sie mit ihm und ihren zwei Enkeln Paul und Andreas die nach ihrer Anordnung schon vor der Übersiedlung gemietete und freundlich gelegene Wohnung in der Grabenstraße zu Graz, in welche Stadt Wilhelm sich zurückgezogen hatte, um frei von allen Fesseln und angeregt von einer Geist und Gemüth mächtig anziehenden Natur ganz seinem ‚lieben Weibe' und neben diesem seinen Studien leben zu können. Und wie freute sich die Gute über das immer noch fast jugendliche Auftreten des von ihr vergötterten Greises, und wie schwelgte sie an seiner Seite in den Träumen von dem dereinstigen Glücke ihrer Enkel, und wie gern stieg sie, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einem lieblichen Gesammtbilde vereinigend, inmitten einer reichen Flora den nahen Schlossberg hinan. Ach, auf diesem Schlossberge holte sie sich auch den Tod. Die Frühlingslüfte, rauher, als sie meinte, hatten es ihr angethan; denn am 20. April 1871 erlag sie einer heftigen Lungenentzündung. Zwei Tage

darauf wurde vor dem gramgebeugten Witwer der Metallsarg gesperrt, in welchem man seine auf immer entschlafene Lebensgefährtin eingebettet hatte. Unaustilgbar prägten sich diese letzten Minuten des Scheidens der Seele des Verlassenen ein. Kein Wunder! War sie doch da gelegen, wie ein aus pentelischem Marmor gemeißeltes Bild des himmlischen Friedens: die braunen Augen geschlossen, das edelgeformte Antlitz umrahmt von dem dichten und „hübsch schwarzen“ Haar, und die feingeschnittenen Lippen erstarrt in einem seligen Lächeln! Schwankenden Schrittes gab er ihr das letzte Geleite hinaus auf den St. Leonharder Friedhof, wo man sie eingesenkt hat als „Saat, gesäet von Gott, zu reifen dem Tage der Garben“.

Vier Wochen zuvor hatte Wilhelm von dem ‚lieben Weibe‘ noch den Jubelkuss empfangen, weil ihm von der Vorsehung vergönnt worden war, das siebzigste Lebensjahr in einer Rüstigkeit zu vollenden, um welche ihn das nachwachsende Geschlecht beneiden durfte. Jetzt stand er allein inmitten einer hoffnungskühn aufstrebenden Jugend, für deren Irrungen er umsomehr Nachsicht zeigte, als er sie, wie ich ihn oft sagen hörte, keinen Fehler begehen sah, den er in seiner eigenen Sturm- und Drangperiode nicht auch begangen hätte. Aber die junge Welt verstand ihn nicht mehr. Er hatte eben eines der größten Menschenrechte mit seinem zweiten Ich begraben, das Recht, von Seinesgleichen beurtheilt zu werden. Glücklicherweise besaß er gleich dem Römer Cato soviel Lebensphilosophie, um sich damit zu trösten, dass die Spätergeborenen für solche Härte nicht verantwortlich gemacht werden können, weil sie nach einem Ausspruche Goethe's „aus Prämissen urtheilen, die ihnen ganz abgehen“. Unverlierbar sein geblieben war nur die Zuversicht, dass das, was er erlebt und geliebt hatte, von niemandem aus seiner Brust gerissen werden konnte. Allerdings lag diejenige, um deren willen ihm das Leben noch wertvoll erschienen war, unter der Erde; allein die Erinnerung an sie stand immerdar „wie ein lichter Regenbogen auf trüben Wolken“ vor seinem Geiste. Nichts konnte diese Erinnerung, welcher die heilende Zeit späterhin das Gefühl süßer Wehmuth zugesellte, aus seinem verwaisten Herzen bannen: nicht die zärtliche Sorgfalt, womit seine Tochter keinen Anlass, das für ihn verödete Heim zu beleben, übersah, — nicht die heranblühenden Enkel, auf deren Zukunft von nun an sein ganzes Sinnen gerichtet war, — nicht die sprachwissenschaftlichen und päda-

gogischen Studien, in welche er sich noch mehr als vordem einspann, — nicht die warme Theilnahme, womit er den verschiedenen Wandlungen in der Entwicklung des Gesammtvaterlandes folgte, — nicht die mit Naturschönheiten überreich ausgestattete Umgebung von Graz, deren entfernteste Punkte er, ohne zu ermüden, auch bei zweifelhafter Witterung aufzusuchen pflegte. Immer und immer wieder stieg vor seiner Seele in überirdischem Verklärungsglanze das Bild derjenigen auf, durch welche seiner Häuslichkeit der Charakter eines heiteren Asyles angehaucht, und tausend unausdenkbare Wonnen um ihn hervorgezaubert worden waren; immer und immer wieder gedachte er des Augenblickes, da sie, auf dem Sterbelager seine und der Tochter Hände fest ineinander verschlingend, ihn als ein heiliges Vermächtnis dieser anvertraut hatte; immer und immer wieder flüchtete er, ein vollberechtigter laudator temporis acti, in die Vergangenheit zurück, und seufzte er an dem prachtvollen Grabmale, das er ihr gesetzt hatte: „Wo mein liebes Weib ist, dort ist meine Heimat, meine Welt, mein Himmel auf und — unter der Erde“.

Sechstes Buch.

Allerlei öffentliche Übel.

Dafür, dass ich es versuchte, Wilhelm's eheliches Glück in einem die Hauptmomente möglichst versinnlichenden Umrisse darzustellen, sowie dafür, dass ich die edle Frau, welche in dem vorstehenden Buche kaum nach Verdienst gewürdigt worden ist, noch in mancher Beziehung vorführen werde, möchte ich dem Leser einen zweifachen Grund entgegenhalten. Einmal glaubte ich, damit in einem herrlichen Beispiele zeigen zu können, wie unbestreitbar Recht Diesterweg hat, wenn er ein dreimaliges Heil dem Lehrer zuruft, welchem ein treues Weib auf dem dornigen Berufswege verständnisinnig vorwärtshilft und „in sein irdisches Leben himmlische Rosen flicht". Darum soll jeder geistig emporstrebende Mann — und das war, ehvor ich das fünfte Capitel niederschrieb, das zweite Leitmotiv für mich — bei der Wahl seiner Lebensgefährtin alles Gewicht auf jene Übereinstimmung zwischen Kopf und Herz legen, ohne welche wahre Bildung gar nicht gedacht werden kann. Um den Mann, wie es in der Regel sein soll, zu ergänzen und zu fördern, muss die Frau eine Art von Veleda sein, die aus sich selber schöpft,

was die eheliche Liebe vergeistigen kann. Denn nur eine solche Frau wird, weil sie das Ganze ins Auge fasst und von Allem die Folgen vorausfühlt, gleich einer Seherin fast immer das Rechte und Richtige treffen und, ohne viel zu grübeln, auch vorwegnehmen. Nicht so die aus einer verrohten und verrohenden Umgebung bloß ihrem vergänglichen Reichthum zulieb hervorgeholte Gattin, die nur am Grobirdischen hängt und für des Lebens höhere Güter keinen Sinn hat; nicht so die verschrobene Mittelmaßpuppe, welche sich darin gefällt, gewisse, aus unverstandenen Büchern aufgelesene Gedankensplitter „à tort et à travers" in jede Unterhaltung einzustreuen, hingegen das, was ihr zunächstliegt, und wodurch das Wohl und Wehe der Ihrigen bedingt wird, verächtlich von sich stößt. Solche ‚Weiber' und solche ‚Gemahlinnen' sind nur in sonnigen Tagen erträglich; in umwölkten Zeiten, da sie des Mannes Schwungkraft steigern sollten, ziehen sie als unnützer Ballast den Armen, weil er ihrer nicht loswerden kann, immer tiefer und tiefer herab in den Erdenmorast.

Bis zum Jahre 1831 war Neu-Sandec für das Wilhelm'sche Ehepaar eine freundlich lachende Welt. Beamte, Officiere, Edelleute, und wer sonst noch zur Intelligenz gehörte, schlossen sich familienhaft zusammen, und kein Misston störte die Harmonie der Geister, sosehr auch deren sonstige Lebensinteressen auseinanderliefen. Zudem gestattete die Wohlfeilheit aller Haushaltsartikel auch dem weniger Bemittelten mancherlei Genüsse,*) und fehlte es nicht an gemeinsamen Unterhaltungen, welche die Einzelnen miteinander in nähere Berührung brachten. Hatte sich doch sogar ein Leseclub gebildet, in dessen wohnlichen Räumen nebst wissenschaftlichen Werken auch die besten Zeitschriften des In- und Auslandes auflagen. Freilich sorgte die argusäugige Censurbehörde dafür, dass den Gewissen der Neu-Sandecer Staatsbürger selbst das schwächste Gift politischer und religiöser Zweifelsucht ferngehalten wurde. Wilhelm schilderte mir, um dieses Vorsehungspielen der Metternich'schen Ordnungshüter zu

*) Das polnische Pfund (40·25 Dekagr.) Rindfleisch war um 2·8 Kreuzer, 1·06 Liter Bier um ebensoviel, das gleiche Quantum guten oberungarischen Weines um 26·1 Kreuzer, 2 Brathühner um 10·5 Kreuzer, 1·23 Hektoliter Kartoffeln im Herbste um 16·8 Kreuzer, in späterer Jahreszeit um das Doppelte, 3·4 Raummeter hartes Buchenholz um 2·35 Gulden, eine schöne Stadtwohnung mit 3 Zimmern sammt Zugehör um 42 Gulden zu haben!!!

beleuchten, ein ergötzliches Confiscationsgeschichtchen. Die „Leipziger Abendzeitung“ veröffentlichte eine an sich ganz harmlose Novelle, die den Titel: „Der Prinz“ führte, und deren Held der absolutistisch gesinnte spanische Kronprätendent Don Carlos war. Die Neugierde, wie sich der Charakter des Infanten, welcher in der dritten Nummer des Blattes ein Hündchen an die Wand geschleudert und zerschmettert hatte, weiter entfalten werde, blieb jedoch unbefriedigt, denn die folgenden Nummern wurden nicht mehr zugestellt. Man reclamierte und reclamierte wieder, aber ohne Erfolg. Erst als eine neue Erzählung begann, kam das ungern vermisste Journal wieder zum Vorscheine, begleitet von der lakonischen Meldung, die früheren Nummern seien verboten worden. Gerade so verboten — meinte Wilhelm schmunzelnd — wie anno 1824 die ganz und gar ungefährlichen literarischen Samstagzusammenkünfte in der Trattnerhof-Restauration zu Wien!

Auf Umwegen wurde aber der übelberufene Don Carlos doch nach Galizien eingeschwärzt und, was früher wohl kaum geschehen wäre, mit Haut und Haaren verschlungen. Hinterher wunderte man sich nicht wenig über solchen Heißhunger; denn der zeitgeschichtliche Braten hatte sich als saftlos und unappetitlich erwiesen, so dass man gegründete Ursache hatte, durch allerlei mehr oder minder boshafte Witze den schlechten Censorengeschmack der Lächerlichkeit preiszugeben.

Nachgerade gewöhnte man sich an derlei Zwischenereignisse, ja man wünschte sie sogar herbei, weil sie ungeachtet ihrer Bedeutungslosigkeit mitunter doch zu einem ernsteren Denken anregten, das infolge der Friedhofstille im öffentlichen Leben allen denjenigen, welchen es an geistigen Fonds fehlte, besonders hart und schwer fiel. Empfindlicher, darum aber auch fasslicher waren, namentlich für die davon getroffenen Kreise, einige durchgreifende Änderungen im ärarialen Organismus. An die Stelle der ‚Staatsgüteradministration‘ in Lemberg und der ‚Bankalinspectorate‘ in den Bezirken traten, nach den Zwecken ihrer Wirksamkeit gegliedert, die unterschiedlichen ‚Cameralverwaltungen‘, welche von den anderen behördlichen Körperschaften nicht nur verdrießlich und scheel angesehen, sondern auch scharf angefochten wurden, da die vortheilhafter durchgeführte Einreihung der Cameralisten in die verschiedenen Rangsclassen zu mancherlei Beschwerden Anlass gab, ja sogar zu herber Kritik reizte, die nicht

selten in persönliche Verunglimpfungen ausartete. Glücklicherweise legte sich dieser Beamtenrummel, nachdem man ‚höherenorts‘ den ‚aus Versehen‘, wie es hieß, begangenen Irrthum wettgemacht und die sowohl in ihrer Standesehre gekränkten, als auch in Bezug auf das Diätenausmaß zurückgesetzten Staatsdiener befriedigt und beschwichtigt hatte.

Nicht so rasch gelang es der Regierung, die Aufregung zu bemeistern, welche infolge der Einführung der ‚Accise‘ die Gemüther aller Bevölkerungsschichten ergriff. Stiegen doch die Preise der unentbehrlichsten Bedarfsgegenstände mit einemmal zu einer ungerechtfertigten Höhe! Am fühlbarsten litt unter dem Drucke der neuen Abgabe der Consument, der arme ebenso, wie der wohlhabende, da sich der Verkäufer an demselben schadlos zu halten wusste. Aber auch der Producent war, obgleich er sich auf Kosten Anderer aus der Steuerschlinge zog, unzufrieden geworden. Und nicht ohne Grund. Denn das überaus kostspielige Erhebungs- und Überwachungstriebwerk arbeitete so quälerisch, dass der Verkehr ungemein erschwert, in vielen Fällen sogar geradezu gehemmt wurde.

Auch Wilhelm's Familie blieb nicht verschont von den Folgen dieser staatsfinanzwirtschaftlichen Neuerung. Das junge Ehepaar wurde von der unerwarteten Durchkreuzung seiner häuslichen Pläne ebenfalls aufs unangenehmste berührt, und konnte, ohne den Unmuth von ganz Neu-Sandec auch auf sich zu lenken, dem allgemeinen Missvergnügen gegenüber nicht in stummer Gleichgiltigkeit verharren. Ein solches Verhalten wäre auch nicht natürlich gewesen. Es gab ja keinen Bürger, keinen Beamten und keinen Schulmann, dem es hätte entgehen können, welchen empfindlichen Einfluss die Vertheuerung des Lebensmittelmarktes auch auf das bescheidenste Hauswesen ausübte, und wie viel Kummer eine solche Erhöhung der Ausgaben den Frauen bereitete. Wilhelm's Gattin härmte sich wahrlich nicht am wenigsten ob des lästigen Ungeldes, aber nicht um ihrer selbst, sondern um desjenigen willen, der ihr Alles war. Wusste sie doch ganz wohl, dass die Seele durch den Leib bedingt wird, und dass des Menschen Fühlen, Denken und Wollen von der Art und Weise, wie der Magen bedient wird, mit abhängig ist. In der ersten Aufwallung besorgte sie fast, ihr Scharfsinn werde nicht ausreichen, um den geliebten Mann physisch so zu befriedigen, dass er imstande sei, die aufgezehrte Kraft genügend zurückzugewinnen und für anstrengendere Arbeiten

sich die körperliche Frische zu bewahren. Darum verzichtete sie auf die Erfüllung manches langgehegten Frauenwunsches; darum entsagte sie jedem Vergnügen, wenn es auch noch so geringen Aufwand erheischte; darum sparte sie in erster Linie an und bei sich selber. Und wie rührend benahm sie sich beim Mittag- und Abendmahl! Stillselig freute sie sich, fast ohne selber zu essen, an dem Behagen, womit der Gatte den von ihrer niedlichen Hand vorgelegten Speisen zusprach. Aber ihre Sorge gieng noch weiter. Auch ein gewissenhafter Arzt war sie ihm, und mancher Gulden mochte der Apotheke entzogen geblieben sein, weil sie es verstanden hatte, auf unschuldigschlaue Weise die Esslust des Theueren zu zügeln. Denn wir Männer, die wir auf energisches Schaffen angewiesen sind, haben — und auch Wilhelm war nicht anders geartet — gewisse derbe Seiten, welche Ursache sind, dass wir, um die infolge des beschleunigten Stoffwechsels auch schleuniger verbrauchten Körper- und Blutbestandtheile zu ersetzen, nahrhafter Stärkungsmittel in ausgiebigerem Maße bedürfen. Wie wohlthätig bewährt sich dann eine Frau, wenn sie in ihrer Voraussicht die vollständige Bilanz unseres physischen und psychischen Lebens im Auge behält und selbst die geringste Störung in unserem Organismus zu verhüten weiß.

Ja, sie war auch sein Arzt, und das Glück, es sein zu können, verdankte sie ihrem Oheim, der als vielerfahrener Therapeut den blinden Glauben an eine wunderwirkende Macht der Ärzte und Arzneien in ihr nicht hatte aufkommen lassen. Bei jeder Gelegenheit war er bemüht gewesen, den Seinigen zu beweisen, dass der Körper in gesunden Zeiten ebenso, wie in kranken, den Gesetzen der Natur unbedingt gehorcht, und dass nur die gesetzwidrige Behandlung desselben an dem leiblichen und geistigen Verfalle der Menschheit schuld ist.

Am auffälligsten offenbarte sich bei der Gattin Wilhelm's die Untrüglichkeit der ihr von Onkel Stirba eingeimpften hygienischen Grundsätze, als die Cholera bei ihrem ersten Zuge durch die europäische Welt im Monate April auch in Neu-Sandec Einkehr hielt und ohne Rücksicht auf Stand und Geburt Opfer um Opfer niederwarf. Ehvor dieser Würgengel, allen Absperrungen trotzbietend, in der Stadt sich festgesetzt hatte, horchte man schnellgläubig und gern auf die absichtlichen Ausstreuungen, mittelst welcher die Engländer, um ihren ostindischen Handelsverkehr vor Störungen

zu sichern, nach allen Richtungen der Windrose die irrige Meinung verbreiteten, die neue Pestilenz sei lange nicht so wüthig und grausam, wie sie von übertriebener Angst geschildert werde. Die Folge davon war, dass man seitens der Sanitätsbehörde zuwartend die Hände in den Schoß legte. Da mit einemmal flog, anfangs leise, dann immer lauter und lauter, die Schreckenskunde von den raschen Hinrichtungen, die durch den unsichtbaren Henker jetzt in dieser, jetzt in jener Gasse vollstreckt worden waren, von Haus zu Haus, und bald gab es niemanden mehr, dem das Sichelwetzen des Todes nicht beständig und gräslich-vernehmbar ans Ohr geklungen hätte. Bei der fast orientalischen Unsauberkeit, die allenthalben zu finden war, bei der bis zum äußersten gesteigerten Reizbarkeit des Pöbels, der nichtsdestoweniger in unverzeihlichem Leichtsinn dahinlebte, bei dem gänzlichen Mangel an Vorkehrungen und Vorsichtsmaßregeln, welcher auch die heller denkenden Kreise der Einwohnerschaft um alle Fassung brachte, bei dem raschen Vordringen des aus Preußisch-Schlesien eingeschmuggelten Wahnes, das Volk werde, wie in Moskau, Ungarn und Paris, muthwillig vergiftet, musste die Seuche mit doppelt-furchtbarer Heftigkeit umsichgreifen. Und je wunderlicher die Erzählungen lauteten, desto begieriger wurden sie von der Menge aufgenommen, und selbst diejenigen Zweifler, welche anfangs den Kopf nicht genug hatten schütteln können, schenkten denselben schließlich ebenfalls Glauben, zumal da die behördlichen Kundmachungen, welche erschienen waren, um die Gemeindeangehörigen über die Mittel gegen den Gifthauch des Seuchendämons zu belehren, die Sachlage derart beleuchteten, dass die ganze Stadt in die grauenhafteste Todesbestürzung gerieth.

Auch Professor Wilhelm kam über ein solches Amtsschreiben, das er eines Abends im Bette las, ganz außer sich. Er warf zwar, die Lectüre abbrechend, die löschpapierene Vorschrift unwillig von sich; allein die Angst, die ihn gepackt hatte, konnte er doch nicht wegwerfen, und nur seine junge Frau vermochte ihm durch ihren verständigen Zuspruch einen ruhigen Schlaf zu sichern. Ihr heiteres Wesen, ihre unversiegbare Laune, ihr wohlklingendes Lachen wurden ihm in dieser schweren Zeit der Noth lauter Prophylaktika, die sich zuverlässiger erwiesen, als Opium, Chlorüre und alle marktschreierisch angepriesenen Schutz- und Heilmittel. Schlimm war nur Eines. Die Landleute, durch allerlei Schauermären entsetzt, brachten anfangs nichts zu Markte; ja es gab Tage, an denen auch Fleisch selbst um theueres

Geld nicht zu bekommen war, so dass sich die Familie Wilhelm gleich anderen Haushaltungen lediglich mit jungen Kartoffeln begnügen musste. Die nachtheilige Wirkung des Genusses dieser an Ernährungsstoff so armen Speise blieb umsoweniger aus, als das ganze Stadtgebiet infolge der mangelhaften Anordnungen bereits so sehr von miasmatischen Gasen durchdrungen war, dass Dysenterien nicht mehr zu den Seltenheiten gehörten. Nach und nach gewöhnte man sich aber an die heimtückische Krankheit, und von der Überzeugung getragen, dass Gemüthsruhe die Widerstandskraft des Körpers erhöhe, bot Wilhelm's Gattin Alles auf, um die Gedanken ihres Lebensgefährten von dem steinernen Ernst auf allen Bürgergesichtern abzuziehen. „Ich darf nicht schwanken", sagte sie sich, „ich muss vielmehr der feste Punkt sein, zu dem seine erschöpfte Natur hoffnungsfroh zurückkehrt, um an der heiligen Flamme des Hausfriedens zu erwarmen". O, sie war eine starkmüthige Seele! Und doch beschlich auch sie bisweilen ein lähmendes Grauen vor dem „bösen Thanatos, der immer noch auf fahlem Ross" durch die Gassen ritt. Am meisten geängstet war sie, wenn der Gatte im Gymnasium weilte; denn die Lehranstalten der damaligen Zeit konnten, da die Wissenschaft von der Pflege der Volkswohlfahrt und öffentlichen Gesundheit, besonders aber die Schulhygiene in Österreich wenig Anhänger zählte, hinsichtlich ihrer in der Regel sanitätswidrigen Baubeschaffenheit als Mustersenchenherde gelten. Oft genug kehrte sich daher der Blick der bangenden Frau nach dem Platze, von welchem der berufstreue Gatte nach beendigtem Unterrichte gewöhnlich herzuschreiten pflegte. Blieb er ihr doch, während die ekle Seuche das Volk decimierte, immer zu lang vom Hause weg! Ward sie endlich, von der Nähterei wegsehend, des mit Ungeduld Erwarteten gewahr, so geschah es nicht selten, dass sie sich in die Finger stach; denn die Nadel gieng, weil sie von den Augen nicht überwacht wurde, ihre eigenen boshaften Wege.

Eines Morgens bemerkte Frau Wilhelm zwei bedächtig dahin wandelnde Gestalten, deren hagere, bleiche Wangen von breitkrämpigen Hüten umschattet waren, während ein langer schwarzer Rock, von einem gleichfarbigen Mantel überdeckt, den übrigen Körper bis zu den Fußknöcheln herab einhüllte. Polnische Hebräer waren es nicht, denn die beiden Männer hatten kurzgeschorenes Haupthaar, glattrasierte Gesichter, und ihr Oberkleid unterschied sich durch Schnitt

und sonstige Eigenthümlichkeiten auffällig von dem schmutztriefenden Semitenkaftan, der lebhaften Gesten und des polnisch-façonnierten deutschen Gemauschels, das den galizischen Juden kennzeichnet, gar nicht zu gedenken. „Hast Du die zwei seltsamen Erscheinungen gesehen, welche gerade jetzt durch die Gasse geschlichen sind“? Also fragend wandte sich die befremdete Frau an den eben heimgekommenen Gemahl. Dieser befriedigte die Wissbegierde des geliebten Wesens mit der Antwort: „Es waren Jesuiten“ und fügte schalkhaft-lächelnd hinzu, dass die Leute sich erzählten, die ehrwürdigen Väter seien den Neu-Sandecern zugedacht worden, um dieselben zu entsündigen und Gott, der sie wegen ihres allzu weltlichen Treibens mit der Choleragießel züchtige, wieder wohlgefällig zu machen. Einige Tage später durchschritten zwei andere patres reverendi von derselben Beschaffenheit in demüthiglich gebeugter Haltung die belebteren Theile der Stadt, und dieser allmähliche Zuzug, welcher nur nachts stattzufinden schien, währte so lang, bis das dem Orden eingeräumte Collegium in der voraus festgesetzten Weise sich gefüllt hatte. Die ‚lammfromme‘ Gesellschaft, welche — nebenbei gesagt — der polnischen Sprache vollkommen mächtig war, erachtete es eben für gerathener, sich ohne jegliches Aufsehen und nur paarweise zu ergänzen; aber „man wusste nicht, woher sie kam“. Genug an dem: sie war einmal da, und ihr Einfluss gab sich auch bald dadurch zu erkennen, dass ihre Kirche und die Beichtstühle in derselben niemals leer standen.

Ganz unerwartet siedelten sich jedoch die geistlichen Herren nicht an. Denn schon seit Monaten war neben den vielen Trauerereignissen die bevorstehende und nun zur Thatsache gewordene Jesuiteneinwanderung der vornehmste Stoff des Tagsgespräches gewesen. Am hoffnungsreichsten hatte die Bürgerschaft dem Eintreffen der Patres entgegengesehen. War etwa in diesen Einwohnerkreisen der kirchliche Sinn lebendiger? Mit nichten! Die verschiedenen Handwerker versprachen sich von den gesalbten Herren nur Mehrung des Verdienstes; ein anderer Beweggrund leitete den Bürger nicht. Umso verbitternder wirkte daher die Enttäuschung, welche er hintennach erfuhr. Er musste, ohne das Mindeste dagegen thun zu können, sich's gefallen lassen, dass alle seine Erwartungen, auch diejenigen, die nicht überspannt gewesen waren, in nichts zerfielen; denn die Hochwürdigen sorgten nicht bloß für alle ihre Bedürfnisse im

eigenen Hause, ohne auch nur einen Gewerbsmann außer demselben zu beschäftigen, sondern trieben überdies noch die Marktpreise in die Höhe, indem sie die Nahrungsmittel in ausgiebigsten Mengen aufkauften und — überzahlten. Ja noch mehr! Die Commune selbst musste sogar gute Miene zum bösen Spiele machen, als ein an das Kloster stoßendes Grundstück wider den Willen des Magistrates und ohne Berücksichtigung der dagegen erhobenen Vorstellungen den Patres kurzweg zugesprochen wurde. Die dadurch erregte Misstimmung steigerte sich zum hellen Zorne, als man die Nichtachtung des gemeindeamtlichen Einspruches damit begründete, dass eine maßgebendenorts ‚unterbreitete‘ und mit zahlreichen Unterschriften bedeckte Immediateingabe, welche die Abtretung des Feldes als vortheilbringend darstellte, nicht abschlägig beschieden werden konnte. Wie man die vielen Unterschriften gewonnen, und wer unterzeichnet hatte, dessen war in der Schlusserledigung freilich nicht gedacht. Wozu auch? Genügte es doch, dass die Jesuiten als Hauptheilhaber es wussten und davon Nutzen zogen.

Allerdings erlitt das Ansehen der kaum warmgewordenen Mönche durch diese von ihnen angezettelte Rücksichtslosigkeit einen harten Stoß. Sie trösteten sich aber. Der Orden hatte ja in früheren Zeiten weit bedenklichere Erschütterungen erfahren, ohne dass hiedurch seine Wiedererstehung und Wiederausbreitung verhindert werden konnte. Zudem übten die nach Neu-Sandec geschickten Jünger Loyola's die Kunst, ihre Thätigkeit in den Augen der Welt zur Geltung zu bringen und die immer noch genug reichen Mittel ökonomisch zu verwerten, genau so, wie sie die Gesellschaft Jesu vor dem Erscheinen der päpstlichen Bulle „Dominus ac redemtor noster“ geübt hatte. Dass sie dabei nicht gerade wählerisch verfuhren, war ihren Bestrebungen nichts weniger als abträglich, that ihnen aber hinsichtlich der öffentlichen Meinung in mancherlei Weise Abbruch. Denn der unabhängige Theil der Bürgerschaft, entrüstet über das ordnungswidrige Schalten mit dem Gemeindegute, mied ebenso, wie die zünftigen Meister, welche sich hinwieder in Bezug auf ihre Leistungsfähigkeit zurückgesetzt und auch sonst materiell geschädigt fühlten, von nun ab jeden Verkehr mit den hochwürdigen Vätern. Dadurch wurden aber diese aus dem vorgeschriebenen Geleise nicht hinausgedrängt. Bauend auf das prophetische Wort des dritten Ordensgenerals

Franz Borgia: „Wie Adler werden wir uns verjüngen", ließen sie sich offen und versteckt die Festigung ihrer Stellung mit verzehnfachtem Eifer angelegen sein. In ihrer stolzen Freude über das Neuerrungene vergaßen sie jedoch, dass ein ganz anderer Geist die Welt beherrschte, ein Geist, der sich auch in dem vorwiegend-katholischen Polen nicht mehr in bleibende Fesseln schlagen ließ.

Trotz dieser geänderten Zeitrichtung verspürte die Neu-Sandecer Gesellschaft gleichwohl sehr bald die Wirkungen der im Hinblick auf deren Endziele gefürchteten Unterhöhlungsarbeit der Jesuitenniederlassung. Vor allem war es das weibliche Geschlecht, welches durch die Überschwenglichkeit des kirchlichen Gepränges, sowie durch verwirrende Beeinflussung der Gewissen und durch bestrickende Predigten gewonnen und zu einer Schwärmerei fortgerissen wurde, vor welcher der nüchtern-urtheilende Verstand des Mannes nachgerade ohnmächtig zurückweichen musste. Geschah es doch, um nur eines verblüffenden Vorkommnisses zu gedenken, dass nicht wenige Frauen und Mädchen angesehener Familien das Miniaturportrait eines jungen Paters, der sie durch seine über alles Maß anschauliche Kanzelberedsamkeit bis zur Verzückung zu begeistern wusste, in ihren Gebetbüchern gleich einem Heiligenbildchen aufbewahrten! Ob auch die probabilistischen Grundsätze und Lebensregeln in Neu-Sandec ausgestreut wurden und Wurzel fassten? Auf diese unschuldige Frage gibt Wilhelm's Tagebuch eine jeden Zweifel ausschließende Antwort. Eine rechtgläubige alte Frau, welche dem jungen Ehepaare nahestand, war, als sie eines Tages bei einem der neuen Seelenärzte Heilung ihres kranken Gemüthes holte, von diesem über die Vortheile des Gedankenvorbehaltes belehrt worden. Obzwar selber der unzarten Versuchung widerstrebend und von Wilhelm, dem sie ihre Bedenken anvertraut hatte, mit schonendster Vorsicht aufgeklärt, konnte die im tiefsten Herzen beunruhigte Matrone das um sie gezogene Irrsalsgewebe doch nicht mehr zerreißen. Von religiösen Bedenken gepeinigt, verfiel sie endlich zum nicht geringen Schmerze ihrer jungen Freundin in unheilbaren Wahnsinn. Der Fall erregte ungemeines Aufsehen, und man schrieb die kurz darauf erfolgte Versetzung mehrerer Priester in andere Collegien und Residenzen auf Rechnung dieses trotz seiner Ergebnislosigkeit die ganze Stadt aufschreckenden Factums. Ob mit Grund, konnte nicht ausgeforscht werden. Als unbestreitbar galt nur Eines. Die Plumpheit, mit welcher der bedauerungswürdigen Greisin zugesetzt worden war, hatte alle Grenzen

so sehr überschritten, dass das Ordensinteresse die Oberen bewogen haben mochte, die Volksstimme durch irgend ein Scheinzugeständnis zum Schweigen zu bringen. In Wahrheit wurde aber das alte Spiel fortgespielt; bloß die Rollenvertheilung war eine andere. Die stramme Organisation der Gesellschaft gestattete ja keinerlei Abweichen von der Regel, und es war nur dieser Regel gemäß, wenn auch die Neu-Sandecer Ordensmitglieder, unter denen sich allerdings auch manche leuchtende Ausnahme vorfand, „die starre Form und den Schein über den lebendigen Inhalt, ihre Zwecke über die gemeinmenschlichen Aufgaben der Kirche und des Staates stellten".*)

Über Jesuiten und Cholera, welche in unmittelbarster Nähe wirtschafteten, hatte man die Schilderhebung in Russisch-Polen, so stark vernehmbar sie auch herüberbrauste, fast außerachtgelassen. Und doch war die Ursache der Seuche sowohl, als auch der Loyoliten-einwanderung, genau besehen, ebenso, wie die Ursache der Insurrection jenseits der österreichischen Grenzbalken, in Russland zu suchen. Jetzt, nachdem man sich an die Scheußlichkeit der wüthenden Pestilenz und an die misslichen Folgen der ad majorem Dei gloriam durchgeführten Ansiedelung der Jünger des heiligen Ignaz gewöhnt hatte, horchte man aufmerksamer auf den lärmenden Schritt der wild-pulsierenden Volksleidenschaft in dem empörten Bruderlande. Obwohl Neu-Sandec damals ohne regelmäßige Postverbindung war, und nur zweimal in der Woche das Brief-Felleisen geleert wurde, fehlte es doch nicht an Nachrichten vom Revolutionsschauplatze. Reisende und eigens bestellte Geheimboten sorgten dafür, dass man immer auf dem Laufenden blieb. Untersucht wurde freilich nicht, ob das, was man zu hören bekam, dem wirklichen Stande der Dinge entsprach; denn auch in Neu-Sandec gab es nach den Mittheilungen Wilhelm's außer den Staatsbediensteten, welche man, obwohl sie der Mehrzahl nach Eingeborene waren, in ihrer Gesammtheit die deutsche Partei nannte, ebenso wie an anderen Orten missvergnügte Elemente, die, von einer Wiederherstellung Polens träumend, dem wechselvollen Ansturm ihrer Stammverwandten gegen den gewaltthätigen Czarismus mit allen ihren Sympathien folgten und als nationale Partei sich darauf verlegten, den Schwachmüthigen Furcht einzujagen. Jede dieser beiden Parteien täuschte ihre Gegner,

*) Dieser Ausspruch, angewendet auf den ganzen Orden, findet sich in Dr. Franz Krones' „Geschichte Österreichs" IV., pag. 442.

aber auch — sich selber; jede berauschte sich im Hoffnungs-champagner und deutete je nach ihrem Standpunkte die verschiedenen Missgeschicke auf den polnischen Schlachtfeldern als nothwendige Ereignisse, welche die Nation dem heißersehnten Ziele näherbringen oder von demselben noch weiter entfernen würden. Daher auch die vielen einseitigen Irrthümer aller derjenigen, die der einen oder der anderen Partei näherstanden; daher aber auch die Verwirrung, in welche die aus Grundsatz Parteilosen durch die dunsartige Sicherheit geriethen, womit in beiden Lagern dem Siege der ‚guten Sache‘ entgegengesehen wurde. Vornehmlich aus den Schlösschen der benachbarten Gutsherren flog der aufrührerische Geist in die Stadt hinein, und war es, wie aus Wilhelm's Papieren hervorgeht, ein offenes Geheimnis, dass von diesen Edelsitzen viele tausende von Ducaten zur Unterstützung der Insurgenten nach dem Königreiche Polen hinüberrollten. Diese, gleichviel ob freiwillig, oder infolge aufwieglerischen Druckes bethätigte Opferwilligkeit war auch die Ursache der Verarmung des kleinen Adels, der sich von dem Siege der Aufständischen goldene Zeiten versprochen hatte. Gaben sich doch die Edelleute und der nationalgesinnte Theil der Bürgerschaft dem Glauben hin, Kaiser Franz sei entschlossen, Galizien den Polen zu überlassen. Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, dass viele junge Leute aus Neu-Sandec und dessen Umgebung über die Grenze flohen, um für ihr ‚unglückliches Vaterland‘ zu kämpfen. Am tollsten benahmen sich die Söhne mancher deutschen Eltern, ohne dass diese etwas dagegen vermocht hätten; ja sogar bis ins Gymnasium drang das Revolutionsfieber, und es bedurfte des klügsten Taktes von Seite des Lehrkörpers, um die leicht-überschäumende Jugend zu zügeln und von Ausschreitungen abzuhalten. Ein und der andere Professor war wohl auch überspannten Anschauungen zugeneigt; den Schülern gegenüber wurden aber diese Ansichten niemals zur Geltung gebracht. Man beschränkte sich darauf, im engeren Kreise mit der Phrase zu poltern, benahm sich jedoch sonst ziemlich zurückhaltend. In Augenblicken der Erregung ließen sich allerdings solche Brauseköpfe, der selbstauferlegten Pflicht der Mäßigung vergessend, von ihrem Gefühle mitunter so weit fortreißen, dass sie auch das Unmöglichste als ‚fait accompli‘ vorwegnahmen und mit dem Aufgebote aller Überredungs- und Lungenkraft den Klarersehenden aufzunöthigen suchten. Am unzweideutigsten gaben sich derlei Be-

mühungen anläſslich der verzweifelten Lage kund, in welche der Insurgentenführer Dwernicki nach dem unglücklichen Gefechte bei Boromel gerathen war.

Die bedrängten Polen hielten sich zwar noch eine kurze Zeit in ihrer Aufstellung an der österreichischen Grenze, konnten aber, durch die überlegene Streitmacht Rüdiger's allerseits umgarnt, dem voraussichtlichen Verderben nur entrinnen, wenn sie das russische Gebiet möglichst rasch verließen. Der Übergang geschah auch wirklich bei Chlenanowka, und Dwernicki's arg zusammengeschmolzenes Corps wurde, kaum daſs es galizischen Boden betreten hatte, auf Befehl des Gouverneurs Freiherrn von Stutterheim entwaffnet. Was man in Neu-Sandec hierüber erfuhr, war ein Gemisch von widerspruchsvollen Gerüchten, so daſs ein zutreffender Schluſs hinsichtlich des Ausganges der blutigen Kämpfe nicht statthaft erschien. Von der einen Seite wurde behauptet, die zusammengerafften polnischen Scharen seien von den zuchtgewohnten Truppen des Feldmarschalls Grafen Diebitsch, sowie von der Cholera an allen Punkten gänzlich vernichtet, und die bereits moralisch entmuthigten Überbleibsel durch eine List des Generals Berg in die Enge getrieben und von dessen Reiterei theils niedergehauen, theils nach allen Richtungen versprengt worden. Von der anderen Seite wurde hinwieder das Gegentheil als unbestreitbare Wahrheit hingestellt, und außerdem mit übertreibender Ausschmückung erzählt, Dwernicki stehe mit nicht weniger als 80.000 Mann in Podolien, des Augenblicks gewärtig, in welchem er zugleich mit den anderen Generalen die Seinen zum letztentscheidenden Siege, an dem offen zu zweifeln natürlich niemandem erlaubt war, werde vorrücken lassen. „Wem soll man glauben“? Diese Frage wurde auch im Conferenzzimmer des Gymnasiums bei Besprechung der einander schnurstracks entgegengesetzten Ausstreuungen aufgeworfen. „Uns!“ herrschte der eingefleischteste Nationale unter den Professoren die fragenden Collegen an, „nur uns, wem sonst? Unsere Nachrichten allein sind unverfälscht, alles andere ist Lüge, absichtlich aufgebauschte Lüge“. Und fast weinend vor Zorn fügte er noch hinzu: „Die Hand lasse ich mir abhacken, wenn das, was Ihr erzählt habet, wahr ist“. Aber nicht einmal den kleinen Finger ließ sich der heißblütige Schwärmer wegschneiden, als das Unglück sicht- und greifbar an ihn herankam.

Schon nach wenigen Tagen erschien Dwernicki mit seinen

Officieren in Neu-Sandec, wo einen Tag lang Rast gehalten wurde. Die polnische Bevölkerung überbot sich in Beweisen von Gastfreundschaft und feierte die waffenlos Durchziehenden mit einer Begeisterung, die seltsam abstach von dem Schmerzenszuge in den Gesichtern der unglücklichen Helden. Als aber Dwernicki nach Laibach, und das Häuflein seiner Mitkämpfer nach Ungarn befördert worden war, bemächtigte sich der Neu-Sandecer ein unsäglicher politischer Katzenjammer, welchen zu verheimlichen auch den erregtesten Gemüthern nicht gelingen wollte. Zwar ließ das vergebliche Ringen der Aufständischen nicht nach; endlich aber brachen sie doch unter den wuchtigen Streichen der russischen Übermacht und unter den giftigen Wirkungen innerer Entzweiung, die den Aufschwung der Massenkräfte gehindert hatte, zusammen, um hinterher größtentheils der von Ausnahmen strotzenden Amnestie, die nur zur Beschwichtigung Europas, aber nicht zugunsten der Polen erlassen worden war, zum Opfer zu fallen. Die Zwangsmaßregeln, durch welche Russland früher schon die polnische Wesenheit ein- für allemal auszurotten versucht, und wogegen sich jetzt das empörte Volksgefühl mit elementarer Gewalt erhoben hatte, wurden nach vollendeter Niederwerfung des Aufstandes zehn- und hundertfach verschärft. In ihren Hoffnungen auf die Unterstützung der europäischen Cabinete getäuscht, zog die Mehrzahl derjenigen, welche während des Krieges eine mehr oder minder hervorragende Rolle gespielt hatten, nach Frankreich, um dort ihr Missgeschick in Thränen zu ersticken. Ja, in Thränen zu ersticken! Wie hätte auch die schöne Zauberstadt Paris den Polen das sein können, was sie einer Frau von Staël gewesen war: eine holdselig lächelnde und die Begeisterungsglut immer und immer wieder anfachende Trösterin? Hatten doch die armen Flüchtlinge ihr niedergetretenes Vaterland an den Schuhsohlen mitgeschleppt, und mit diesem Vaterland auch ihren ganzen unermesslichen Herzensjammer!

Österreichischerseits ließ man nicht nur im Hinblick auf die einzelnen versprengten Insurgentenreste, wenn sie sich ruhig verhielten, sondern auch gegenüber denjenigen galizischen Polen, welche sich des Revolutionsschwindels nicht hatten erwehren können, die weitestgehende Milde walten. Der leichtlebige und, soweit seine Person in Frage kam, selbst einer Abfindung mit dem constitutionellen Regime nicht geradezu abgeneigte „diplomatische Virtuose“

Metternich schmeichelte, weil der Augenblick es gebot, den polnischen Wünschen insofern, als es mit seiner Maxime, jedes nationale Streben in dem von ihm gelenkten vielsprachigen Staate abzuschwächen, keine Nationalität aber von Grund aus zu germanisieren, nicht in Widerstreit gerieth. Dieser von oben ausgegebenen Verwaltungsparole entsprach denn auch die behördliche Nachsicht, welche vielen jungen Männern, die Neu-Sandec verlassen hatten, um in den Kampf zu ziehen, entgegengebracht wurde, als sie nach Schluss des blutigen Dramas mit den angemaßten Abzeichen aufständischer Officiere in die Arme ihrer Mütter zurückkehrten. Allenthalben in der Stadt herrschte Verwunderung über solches Gewährenlassen seitens der amtlichen Organe, und nichts war begreiflicher als die Eilfertigkeit, mit welcher Muthmaßungspolitiker aus dieser Erscheinung die kühnsten Folgerungen ableiteten. Bald aber wurde es klar, warum die Polizei weder Hand noch Fuß rührte. Wusste sie doch, dass die ruhmredige Kampflust eitel Geflunker war! Die verschnürten Herrchen hatten Pulver nicht einmal gerochen, wohl aber fern vom Schuss und recht bequem in Krakau zum Besten des aus tausend Wunden blutenden Vaterlandes üppig gelebt und schlemmerisch gezecht. Derlei unschädliche Prahlhänse zu politischen Märtyrern zu stempeln, würde das Ansehen der österreichischen Regierung nur geschmälert haben, ohne die unzufriedenen Elemente, die wirklich gefährlich waren und auch dem harmlosesten Deutschen das Leben vergällten, einzuschüchtern.

Dass es damals an solchen Elementen in und um Neu-Sandec nicht fehlte, ist aus Wilhelm's Aufzeichnungen zur Genüge ersichtlich. Und nur dem unablässigen Schüren dieser von einer Art Monomanie gegen alles, was deutsch war, ergriffenen Querköpfe war es auch zuzuschreiben, dass das Verhältnis zwischen Polen und Nichtpolen an Aufrichtigkeit verlor und von Tag zu Tag unleidlicher wurde. Selbst Wilhelm fand, obwohl er allem Parteitreiben grundsätzlich ferngeblieben war, die öffentlichen Zustände nachgerade unerträglich und die Neu-Sandecer Gesellschaft so sehr gelockert, dass er sich mehr und mehr zurückzog und ernstlicher als jemals mit dem Gedanken trug, um Versetzung an eine andere Lehranstalt einzuschreiten, zumal da untrügliche Anzeichen auf die nur noch als eine Frage der Zeit geltende Auslieferung des Neu-

Sandecer Gymnasiums an die Jesuiten hindeuteten. Wohl wusste er, dass sich ihm, wo immerhin er in Galizien gehe, der nationale Chauvinismus mit seiner leidenschaftlichen Unduldsamkeit an die Fersen heften werde; allein schon die Möglichkeit einer Änderung der gesellschaftlichen Beziehungen, deren Fäden in Neu-Sandec sich so vielfach ineinandergeschlungen hatten, schien ihm ein minder aufgeregtes Dasein zu verbürgen. Und nach mehr sehnte er sich nicht, um, von den politischen Drängereien weiterhin nicht unmittelbar behelligt, in seine Studien sich vertiefen und den süßen Frieden des Hauses voll und ganz genießen zu können. Die Welt vermochte ihm ja nichts wahrhaft Wünschenswertes zu bieten. Was er seit dem Jahre 1824 gesehen, gehört und erlebt hatte, war nicht geeignet gewesen, ihn froher zu stimmen. Gefördert hatte es ihn aber doch, denn sein Blick war geschärft, sein Urtheil geläutert, sein Wollen gefestigt, sein Hoffen gemäßigt worden.

Siebentes Buch.

Der Präfect.

Professor Wilhelm hatte es übergenug erfahren, daſs müßige Menschen, und seien sie die bestgearteten, leicht geneigt sind, anderen wehzuthun, um doch nur mit etwas ihre Tage auszufüllen, daſs hingegen der durch das Geschick oder durch Vorsatz auferlegte Fleiß und ein anstrengender Beruf auch geringere Seelen zu veredeln pflegt. Gewohnt, in dieser Hinsicht am strengsten gegen sich selber zu sein, war Wilhelm trotz der wider ihn gerichteten Quengeleien seiner Collegen in der Erfüllung aller, auch der kleinsten Amtsobliegenheiten bis zur Peinlichkeit genau und in Betreff der eigenen Fortbildung ungeachtet der Störungen, welche die geschilderten Ereignisse auf staatlichem, kirchlichem und socialem Gebiete herbeigeführt hatten, unermüdlich thätig. Er bekannte sich eben zu dem Immermann'schen Satze, daſs die geistige Begabung allein nicht ausreiche, der Fleiß jedoch selbst bei minderen Fähigkeiten wie ein Magnet durch fortgesetztes Tragen größerer und immer größerer Lasten mächtig werde, während die Trägheit ein Stahl in der Scheide sei, den zuletzt noch der Rost zernage.

Zunächst war sein Streben der Erlangung eines Humanitätslehrerpostens zugewandt, und erwarb er sich in den Ferien des Jahres 1836 an der Lemberger Universität das ihm noch fehlende Zeugnis über die eifrigst betriebenen ästhetischen Studien, um sich im Februar 1837 der Concursprüfung für eine in Brzezany freigewordene Stelle zu unterziehen. Diese wurde aber ‚anderweitig‘ verliehen, und Wilhelm, sowie seine Gattin, musſten den schönen Plänen entsagen, mit welchen sie sich im Hinblick auf die erhoffte neue ‚Station‘ bereits geschmeichelt hatten. Auch seine Bewerbung um eine damals ausgeschriebene Lehrkanzel in Stanislau blieb erfolglos; dafür wurde er aber im Jahre 1838 gegen Ende des ersten Semesters nach Tarnow ernannt, wohin er selbst sich gar nicht gewünscht hatte und aus eigenem Antriebe auch niemals gegangen wäre. Warum zeigte er sich gerade gegen diese Stadt so eingenommen? Die Antwort ist nicht schwer. Vor allem lebte sich's in Tarnow viel theuerer, ein Umstand, der drückend genug in die Wagschale der Entscheidung fiel; zudem stand das dortige Gymnasium wegen der hochgradigen Uneinigkeit unter den Lehrern, sowie wegen des schlechten Geistes der Jugend und infolge der vielleicht durch solche Schattenseiten bedingten tyrannischen Härte des Kreishauptmannes in keinem guten Rufe. Alle diese Erwägungen fruchteten aber nichts; Wilhelm musste sich, ob gern oder ungern, in die Beförderung fügen. Nur soviel wurde ihm zugestanden, dass er auf seinem bisherigen Posten in Neu-Sandec bis zum Schlusse des Schuljahres, und zwar mit dem höheren Gehalte von sechshundert und der Decennalzulage von einhundertsechsundsechzig Gulden fortwirken konnte. Als einziger Trost blieb ihm nur noch der Gedanke: ‚Kommt Zeit, kommt Rath‘. Jene kam nun freilich, dieser aber — nicht; denn obgleich einige Wochen vor Schluss des Sommerhalbjahres in der ‚Wiener Zeitung‘ die amtliche Meldung zu lesen war, dass ihm über sein Einschreiten die am Neu-Sandecer Gymnasium jüngst erledigte Humanitätslehrerstelle verliehen worden sei, geschah zu seiner Überraschung denn doch, wovor er eine so unüberwindliche Scheu hatte. Er wurde nach Tarnow schlankweg befohlen und sah sich, kaum dass das Schulfest der Classenverlesung vorüber war, vor die zwingende Nothwendigkeit gestellt, die Vorbereitungen zur Übersiedlung nach dem neuen Bestimmungsorte schleuniger zu treffen, als es ihm recht und bequem war. Die Ursache

dieser unerwarteten Schicksalswendung trat auch bald genug zutage. Der Generalgouverneur Erzherzog Ferdinand Este hatte das Neu-Sandecer Gymnasium den Jesuiten übergeben, und Wilhelm erhielt demzufolge im Widerspruche mit der officiellen ‚Wiener Zeitung‘ den Bescheid, „die k. k. Studienhofcommission habe seinem Gesuche keine Folge zu geben befunden“. Der Augustmonat des Jahres 1838 war einer Umzugsreise äußerst ungünstig, denn unaufhörliche Regengüsse hatten die ohnehin schlechten Straßen so sehr aufgeweicht, dass die Wagen streckenweise nur mit äußerster Anstrengung weitergebracht werden konnten, zumal da auf dem gewählten kürzeren Wege über Zakliczyn die Pferde nicht weniger als zweiundvierzigmal durch den angeschwollenen Bach Palesnica gepeitscht werden mussten. Frau und Kind — letzteres gieng erst ins vierte Jahr — und die alternde Tante, welche ihrem Großnichtchen nahebleiben wollte, so vielen Fährlichkeiten auszusetzen, war ein Wagnis, von dem sich die hinsichtlich des Personenverkehres im Vergleiche mit jenen Tagen auffallend vorgeschrittene Gegenwart kaum annäherungsweise eine Vorstellung machen kann. Nahm doch die Fahrt bis Tarnow, obgleich nur wenige Meilen zurückzulegen waren, einen ganzen Tag und überdies noch ein gutes Stück Nacht in Anspruch, was freilich in einem trockenen Sommer nicht der Fall gewesen wäre.

Und wie fand sich Wilhelm in den neuen Verhältnissen zurecht? Er nahm sie, um es kurz zu sagen, wie sie eben waren, und sie waren kläglich genug! Viel ließ insbesondere das Unterrichtsverfahren zu wünschen übrig. Hatte sich doch, um nur ein Beispiel vorzuführen, bezüglich der schriftlichen Aufgaben eine denkträge Gemächlichkeit, ja eine verderbliche Lässigkeit eingenistet, vor der sein pädagogischer Ernst sich entsetzte. Es handelte sich zwar um eine alte Geschichte, aber sie brach dem wackeren Wilhelm, dem sie noch neu war, schier das Herz entzwei. Einem herkömmlichen Missbrauche fröhnend, gab man nämlich den Schülern der ersten Humanitätsclasse gleich anfangs „Themen“ ohne sonderliche Wahl zur Ausarbeitung. Was war die Folge? Selbst die besseren Köpfe wussten nicht, was sie damit anfangen sollten. Natürlich! Der Mangel aller und jeder Vorbereitung machte sich den jungen Leuten aufs zurückschreckendste fühlbar, und der nicht zu bannende Gedanke des Misslingens lähmte ihre Kraft vollends. Wilhelm merkte bald, woran es den Schülern fehlte, und theilte seine Wahr-

nehmungen dem Präfecten Matthäus Großmann, einem Piaristenordenspriester, mit, nicht ohne demselben vorzustellen, dass er es für geboten erachte, vom Satze auszugehen und mit entsprechenden Übungen stufenweise fortzuschreiten, ehvor er größere Aufsätze fordern könne. Auf die an diese Darlegung geknüpfte Frage, ob es so recht gethan sein werde, erhielt er die an sein Sandecer Lehramts-Tirocinium ihn gemahnende Antwort: „Das bleibt Ihnen ganz überlassen".

Die Dinge standen jetzt freilich ganz anders. Vierzehn Jahre der Praxis und Selbstbeobachtung hatten das Ihrige gethan, um ihn in das richtige Geleise zu bringen, und sein stählerner Wille wurde ihm zum undurchdringlichen Panzer, so dass alle gegen ihn geschleuderten Spottpfeile wirkungslos blieben und auf die Widersacher zurückprallten. Ja, man verübelte es ihm nicht wenig, dass er, entgegen dem Geiste der Kameradschaft, an dem ortsüblichen Lehrschlendrian keinen Gefallen finden konnte und einen gesonderten Weg einschlug. Wilhelm hatte eben einen wesentlich anderen Begriff von Collegialität, und dieser Begriff gestattete ihm nicht, die Forderungen der Pflicht geringer zu achten, als ein auf faulem Grunde beruhendes Zusammenstehen mit den Amtsgenossen. Obwohl die verkörperte Friedensliebe und Hilfsbereitwilligkeit, war er doch während seiner ganzen Dienstzeit nie dahin zu bringen gewesen, dass er ungerechtfertigten Ansprüchen zulieb auch nur haarbreit von dem Gesetze sich entfernt hätte, sowie er es andererseits für einen Beweis von Unbildung hielt, wenn sich jemand an Wissen über Alle hinausragend oder gar fehlerfrei dünkte und in solchem Dünkel über Andere erhob. Immer blickte er, wenn er einen Collegen irren sah, auf sein eigenes Thun und in sein eigenes Herz, und dieser Selbstzucht verdankte er das beseligende Gefühl der Zufriedenheit, welches ihn auch mit den unerquicklichsten Verhältnissen auszusöhnen vermochte und eine dauernde Trübung seines stillheiteren Sinnes gar nicht zuließ. Er blieb, sowenig ihm die Zustände an der Tarnower Anstalt behagten, immer derselbe ernstfreundliche Mann, als welchen man ihn beim Eintritte in das Lehrercollegium kennen gelernt hatte, ohne sich in seiner Überzeugung beirren und in seinem Unterrichtsgeschäfte zu lockereren Grundsätzen bekehren zu lassen. Nur Eines machte ihm Sorge. Trotz seines methodisch richtigen Vorganges, trotz der Gewissen-

haftigkeit, womit er jedes Fach behandelte, trotz der im Hinblick auf Zeiteintheilung nicht minder, als in Bezug auf Form und Inhalt peinlichen Sorgfalt, die er dem Ausbessern der schriftlichen Arbeiten, der sprachlichen ebenso, wie der algebraischen widmete, genügten ihm die Schüler doch nicht vollständig. Diese Erscheinung war für ihn ein Anlass zur Selbstprüfung und Selbstüberwachung; aber erst, als er der Reihe gemäß nach zwei Jahren wieder in der fünften Classe zu thun hatte, wurde er zu seiner Befriedigung nicht nur den Unterschied zwischen der Leistungsfähigkeit der entlassenen und dem Können der neuübernommenen Schüler, sondern auch den Erfolg gewahr, der seine Thätigkeit gelohnt hatte und ihn bestimmte, den einmal betretenen Weg nicht zu verlassen. Am meisten in die Augen springend waren die Ergebnisse seines Lehrverfahrens im Griechischen, das in Tarnow ebenso, wie in Sandec den wundesten Fleck des Gymnasialunterrichtes bildete. Manche geradezu komische Geschichtchen, die mir Wilhelm in Betreff dieses Punktes erzählte, könnte ich dem Leser mittheilen. Geschichtchen, die nur dadurch glaublich werden, dass sie aus einem so vertrauenswürdigen Munde stammen. Sie mögen jedoch verschwiegen bleiben, denn ihr Inhalt lautet gar zu beschämend und hat, da solche didaktische Ungeheuerlichkeiten heute nur noch als seltenste Ausnahmen zu verzeichnen sein mögen, für die Gegenwart geringen praktischen Wert. Meine Andeutungen haben lediglich den Zweck, Wilhelm in seinen reinmenschlichen Beziehungen, sowie in seinem Verhalten zu dem vorwärtsstrebenden Geiste der Zeit und, da durch diesen die culturelle Entwicklung jedes Staatswesens beeinflusst wird, vornehmlich in seinem fortschrittsförderlichen Wirken als Schulmann darzustellen. Dabei unterläuft allerdings ein und das andere Detail, das, flüchtig und nicht im Zusammenhange mit allem Übrigen gelesen, belanglos erscheinen mag; allein der Biograph darf, damit an dem Bilde, welches er zeichnet, kein charakteristischer Zug vermisst werde, auch scheinbar Unwesentliches nicht übersehen. Aus diesem Grunde werden mancherlei Bestrebungen mit hervorgehoben, durch welche sich Wilhelm schon in den Tagen vor der Bonitz'schen Gymnasialreform als einen der wenigen Bahnbrecher auf einzelnen bis dahin kümmerlich gepflegten Unterrichtsgebieten bethätigt hatte.

Dass sich Wilhelm mit dankbarer Anhänglichkeit oft und oft

im Geiste nach Neu-Sandec zurückversetzte, ist wohl begreiflich. Ein Blick in die braunen Augen seiner Gattin genügte ja, um ihn an jene Stellen des Dunajec-Ufers zu erinnern, wo ihm „des Herzensfrühlings milde Sonne aufgestiegen“ war. Umso unangenehmer berührte ihn, obgleich er davon, wäre er einer niedrigen Gesinnung fähig gewesen, auch hätte befriedigt sein können, die immer häufiger einlaufenden Klagen, dass das Gymnasium, an dem er vierzehn Jahre lang ersprießlich gearbeitet hatte, im Hinblick auf Unterricht sowohl, als auch in Betreff der Disciplin sichtlich verfiel, seitdem es unter der Leitung der Jesuiten stand. Kam es doch vor, dass ein Schüler, welcher in Neu-Sandec die ‚Parva‘ mit einem Vorzugszeugnisse verlassen hatte, zu Tarnow in der ‚Principi‘ trotz alles Fleißes so wenig entsprach, dass er im Lateinischen und in einigen anderen Gegenständen als nicht genügend bezeichnet werden musste. Worauf mochten wohl die ehrwürdigen Patres Zeit und Mühe verwendet haben, wenn ihre Lehrthätigkeit so unfruchtbar blieb? Wiederholt drängte sich Wilhelm diese Frage auf, aber die Antwort fand er — nicht. Er konnte nur Folgerungen aus den Prämissen ableiten, welche ihm durch die Thatsachen gegeben waren; diese Thatsachen wurden jedoch von Jahr zu Jahr schreiender, und schließlich war alle Welt einig in der Überzeugung, dass es anders, gründlich anders werden müsse. Vorderhand aber und noch ein Decennium hindurch wurde an dem Bestehenden nicht gerüttelt; man war vielmehr, wie es schien, erpicht darauf, das vielberufene Wort: ‚Sint, uti sunt‘ auch in Bezug auf die lehramtliche Wirksamkeit der Neu-Sandecer Jesuiten zur vollsten Geltung zu bringen. Erst später sollte das ‚Non sint‘ zur Wahrheit werden, nachdem die öffentliche Meinung über die Leistungen der klösterlichen Professoren schon längst den Stab gebrochen hatte.

Beachtenswert ist der Umstand, dass Wilhelm von der in Lehrerkreisen so sehr gefürchteten Herzlosigkeit des Tarnower Kreishauptmanns Josef Breinl Ritter von Wallerstern nichts zu leiden hatte. Seine Gegner — und wer ist ohne Gegner? — schrieben neiderfüllt diese bisher ungewohnte rücksichtsvolle Behandlung nicht auf Rechnung der nach allen Seiten hin gleich verdienstlichen Amtsführung des neuen Collegen, sondern fanden den Grund hievon, weil sie ihn nur darin und sonst nirgends finden wollten, in der — Protection des Bischofs. Wer war aber Bischof?

Niemand anderer, als der ehemalige Provinzialdirector Zachariasiewicz, dem Wilhelm schon von Neu-Sandec her vortheilhaft bekannt und jetzt in Tarnow doppelt willkommen war, weil er sich von dessen gediegenem Wesen einer heilsamen Einwirkung auf die krankhaften Verhältnisse des Gymnasiums versehen zu dürfen glaubte. Würde er sich doch schon im Jahre 1829, wie bereits erwähnt worden ist, für dessen Entsendung nach Tarnow mit seiner ganzen Persönlichkeit eingesetzt haben, wenn Wilhelm damals zugestimmt hätte. Nach derartigen Rückblicken wäre es allerdings gewagt, in Abrede zu stellen, dass Zachariasiewicz den Localdirector auf die Vorzüge aufmerksam gemacht hat, die den Nachfolger des kurz vorher über eigenes Verlangen nach Stanislau ernannten Lehrers zierten. Eine Gönnerschaft aber, die nicht der Person als solcher gilt, sondern die Förderung einer heiligen Sache zum Zwecke hat, ist nicht nur nicht verwerflich, sondern verdient vielmehr die vollste Würdigung.

Am unzweideutigsten gab es sich kund, wie ausnehmend Wilhelm's Wirksamkeit anerkannt wurde, als im Jahre 1840 nach dem Ableben des Gymnasialvorstandes Großmann die schon lang in Betracht gezogene Frage, wem man eintretendenfalls die Führung der Anstalt mit Beruhigung übertragen könnte, spruchreif wurde. Wilhelm hielt es, obwohl er mit der einstweiligen Leitung betraut worden war und bereits sechzehn Dienstjahre zählte, seinerseits doch und zwar umsomehr für eine Unbescheidenheit, auf die erledigte Stelle Anspruch zu erheben, als sechzehn, meistentheils rangältere Bewerber sich gemeldet hatten. Es bedurfte erst der entschiedenen Aufforderung des Kreishauptmannes, ehvor er sich entschloss, sein Gesuch einzureichen. Nach allem, was von diesem Augenblicke an über die Besetzungsangelegenheit lautbar wurde, herrschte im Lehrkörper über die Persönlichkeit, welcher der Sieg sich zuneigen werde, kein Zweifel mehr. Denn man wusste, dass bischöflicherseits alles Erdenkliche geschah, um den einstweiligen Leiter in einen bleibenden zu verwandeln, sowie dass die Kreisbehörde es nicht unterlassen hatte, die Gründe aufs nachdrücklichste zu betonen, warum sie den von ihr primo loco vorgeschlagenen Wilhelm als den einzigen Bewerber empfahl, der geeignet wäre, das unter den früheren Vorstehern herabgekommene Gymnasium wieder emporzubringen. Diejenigen Professoren, denen das Wohl der Jugend am

Herzen lag, und die Ehre der Anstalt untrennbar von ihrer eigenen Ehre erschien, wünschten ernstlich, dass zu ihrem unmittelbaren Vorgesetzten ein Mann gewählt werde, dessen wissenschaftliche Tüchtigkeit und pädagogisch-taktvolle Energie, verbunden mit einem fleckenlosen Charakter und einer humanen Denkweise, die langersehnte Wendung zum Besseren verbürge. Noch leben einige dieser achtbaren Lehrer, emporgehoben durch das Vertrauen ihrer Mitbürger, berufen zu wichtigen Amtsstellungen und nicht ohne Einfluss vermöge ihres sonstigen öffentlichen Wirkens. Und diese Männer waren es, von welchen in erster Linie die Ernennung Wilhelm's zum wirklichen Präfecten, erfolgt im October 1841, mit dem Ausdrucke aufrichtiger Genugthuung begrüßt wurde. Auf diese Männer durfte Wilhelm fortan getrost bauen; denn mochten sie auch den didaktischen Anforderungen nicht allerwegen so gerecht werden, wie Wilhelm mit Rücksicht auf die Natur jedes einzelnen Gegenstandes und auf die unterschiedlichen Schülerindividualitäten es für geboten erachtete, im großen und ganzen kamen sie doch ihren Pflichten aufs pünktlichste nach, und unterstützten sie, durchdrungen von Berufsfreudigkeit und die Tragweite ihrer keineswegs leichten Aufgabe wohl ermessend, alle seine auf die Wiedergeburt der Anstalt abzielenden Bemühungen mit einem Eifer, der vor keiner Anstrengung zurückschrak.

Wo Licht ist, dort findet sich wohl auch ein Schatten. Zum Leidwesen Wilhelm's war das seiner Führung übergebene Gymnasium reicher an solchen Schatten, als er vor dem Antritte der Präfectur gedacht hatte. Nur zu bald überzeugte er sich, welche Überfülle von Geduld erforderlich sein werde, um das ihm aufgetragene Reinigungswerk durchzuführen. Glücklicherweise war er den ihm entgegentretenden Schwierigkeiten durch die Kraft des Vertrauens, dessen ihn die Localdirection würdigte, und infolge des Beistandes der einsichtsvollen und strebsamen Collegen, die Schulter an Schulter mit ihm für das Wohl der Anstalt stritten, hinreichend gewachsen. Freilich, ein weniger willensstarker Mann wäre in dem unaufhörlichen Zurückweisen unmethodischer Handlangerei, wie sie von einzelnen Lehrern getrieben wurde, nachgerade erlahmt; Wilhelm aber hielt standhaft aus, wenngleich seinem Ringen der gewünschte Erfolg zumtheil versagt blieb, und er sich gestehen musste, dass, wo der Wille mangle, der Liebe Müh' umsonst, und guter Rath verschwendet sei. Immer konnte er den Lauen und den Stümpern doch nicht auf dem Nacken

sitzen, zumal da er durch häufige und ausgiebige Stellvertretungen, sowie durch administrative Schreibgeschäfte dem Hospitieren mehr als billig entzogen wurde. Zudem verhehlte er sich auch nicht, dass derlei Besuche des Institutsleiters, wenn sie zu häufig kommen, bei Naturen, welche im Gefühle ihrer Schwäche oder aus anderen Gründen empfindlicher sind, Verstimmung hervorrufen und je nach Umständen sogar noch bedenklichere Übel zutage fördern.

Am öftesten wohnte Wilhelm den Lectionen derjenigen Lehrer bei, deren Unterricht weder formal bildend, noch erziehend, noch praktisch tüchtigend auf die Jugend einwirkte. Hiedurch sollten ihm ja eben die Anlässe geboten werden, sich mit den augenscheinlich fehlgreifenden Professoren über die Anwendung der verschiedenen Lehrformen und über den Unwert gewisser Gewohnheiten beim Beurtheilen der Schülerleistungen in rücksichtsvoll vertraulicher und streng-sachgemäßer Weise auseinanderzusetzen. Dank erntete er hiefür nicht; sein Lohn war nur Verkennung der wohlwollenden Absichten, von denen er geleitet wurde, und hinterdrein, damit er den bitteren Kelch bis auf den letzten Tropfen leere, auch noch verkleinernde Nachrede.

Hätte er nicht besser gethan, Lehrern gegenüber gleichgiltig zu bleiben, die sich in eine steife, jeglichem Fortschreiten abträgliche Aftermethode verannt hatten und das Hauptgewicht auf breites, zumtheil spitzfindiges Regelwerk legten, die nothwendigen Übungen aber, durch welche der Unterricht erst fruchtbar wird, außerachtließen? Wäre es nicht etwa gerathener gewesen, sorglos zuzusehen, wenn die Durchschnittsziffer der während eines ganzen Semesters in den Compositionen gemachten Fehler für das Schlussurtheil über den Fortgang im Lateinischen als maßgebend erachtet, und die Endnote in den anderen Gegenständen durch das arithmetische Mittel von so- und soviel zahlenmäßig ausgedrückten Classenwerten bestimmt wurde? Glaubt man vielleicht, es sei Plackerei gewesen, einem Lehrer an den Leib zu rücken, wofern derselbe sich darin gefiel, unerläuterten, daher unverstandenen Lernstoff, von Seite ‚a‘ bis Seite ‚z‘ zum Memorieren aufzugeben und die schriftlichen Arbeiten schleuderhaft oder gar nicht zu verbessern? Hätte er am Ende gar Schulwütheriche gewähren lassen sollen, die ihren Mangel sowohl an pädagogischer, als auch an didaktischer Einsicht dadurch bekundeten, dass sie bei ihren überspannten und zweckwidrigen Forderungen mit

entmuthigender Härte gegen die Jugend verfuhren und sogar keine Scheu trugen, sich dessen zu berühmen? Alle diese Fragen stellte Wilhelm an sich selber, sooft er die Erfolglosigkeit seiner redlichen Mühen wahrnahm. Und die Antwort? Sie fiel ihm schwer genug, denn Zweifel hatten seine Seele beschlichen, und schon drohte Muthlosigkeit seine Thatkraft lahmzulegen. Aber sein Gewissen mahnte ihn mit eindringlicher Stimme, unverdrossen auszuharren, und der Gedanke, dass hoffentlich nicht jedes von ihm ausgestreute Samenkorn auf steinigen Boden fallen werde, hielt ihn trotz aller Widerwärtigkeiten aufrecht.

Was Wilhelm aber am tiefsten bedauerte, war der Mangel an Lehrgeschick, welchem er so häufig begegnete und nie ganz abzuhelfen vermochte. Und doch verursachte ihm dieser Übelstand weitaus weniger Kopfbrechen und Herzweh, als die Erfahrung, dass er es auch mit Lehrern zu thun hatte, die es für überflüssig erachteten über sich selbst, über ihren Wandel, über ihre Zunge zu wachen. Wie oft musste er diesen oder jenen unter vier Augen an die Pflicht erinnern, in und außerhalb der Schule, ja selbst im engeren Kreise der Familie alles zu vermeiden, wodurch gegen die Gesetze der Moral und gegen die gute Sitte, sowie gegen die Natur des jugendlichen Geistes und, was unter Umständen besonders geeignet war, arge Verlegenheiten zu bereiten, gegen die volksthümliche Eigenart verstoßen werden konnte. Wilhelm wusste dies aus seiner Praxis in Neu-Sandec, und nichts widerte ihn mehr an, als Ausbrüche der Roheit und des Zornes, der Rache und der Schadenfreude. Geradezu ein Greuel war ihm aber das den Menschen verunehrende Laster der Trunksucht und die aus diesem entspringende Ungenügsamkeit in Betreff der Besoldung und der sonstigen statthaften Einkünfte. Ich erwähne dieser Ungebürlichkeiten nicht ohne Grund; denn Wilhelm hatte auch gegen solche Auswüchse anzukämpfen. Welchen Widerwillen mochten derlei Nachtseiten des Lehrerlebens in ihm, dem sittenstrengen Manne, geweckt haben! Er sprach darüber zu mir nie anders, als im Tone der tiefsten Entrüstung; denn er gieng von dem unanfechtbaren Grundsatze aus, dass sittliche Verkommenheit bei keinem Menschen so unabsehbare Folgen hat, wie beim Lehrer, dass daher auch der schon an anderer Stelle von mir bezogene Ausspruch Juvenal's: „Maxima debetur puero reverentia“ für niemanden bindender ist, als für den öffentlichen Erzieher.

Achtes Buch.

Aufruhrsgetobe.

In Galizien geboten — die Begebenheiten der Dreißiger-Jahre hatten es bewiesen — politisch-nationale Rücksichten ein behutsames Auftreten. Gewitzigt durch mancherlei Erfahrungen, die er in Neu-Sandec zwar nicht selber, wohl aber an anderen gemacht hatte, warnte Wilhelm anläßlich eines an sich unerheblichen Vorfalles, der obendrein nur durch Unbedachtsamkeit herbeigeführt, polnischerseits aber unverdienterweise übel vermerkt worden war, seine Mitarbeiter vor jeder unüberlegten Äußerung sowohl während des Unterrichtes, als auch im geselligen Verkehre.

Wilhelm's Ansicht von dem Wirken einer Lehranstalt, sowie von dem Verhalten der ihr dienenden Personen war ganz zutreffend und hat auch heute noch unbestreitbare Giltigkeit. Die Schule ist zwar, wofür sie schon die unvergeßliche Kaiserin Maria Theresia erklärt hat, ein „politicum“, nimmermehr jedoch eine Brutstätte des politischen und nationalen Chauvinismus. Und eben darum, weil sie ein „politicum“, d. h. eine Angelegenheit des Staates κατ' ἐξοχήν, ihre Aufgabe aber eine allgemein-

menschliche ist, ließ es Wilhelm — und wer wollte ihn dieserwegen tadeln? — nicht zu, dass das Gymnasium, dessen Leitung man ihm anvertraut hatte, in das kopf- und herzverwirrende Getriebe der Parteien — ob nach rechts oder nach links, galt ihm gleich — durch die Lehrer hineingezerrt werde. Gerade in jenen Tagen wäre ja eine solche Taktlosigkeit, mochte sie nun aus loyalem Übereifer oder aus meuterischer Gesinnung hervorgegangen sein, doppelt bedenklich gewesen; denn schon hatte sich der Gemüther eine hochgradige Erregung bemächtigt, die, von aufdringlichen Heißspornen gesteigert, nicht mehr übersehen werden konnte.

Die staatsgefährlichen Lehren der seit 1831 aus Congresspolen herübergeflüchteten Insurgenten, verbunden mit den Wühlereien der zum Zwecke der Aufwiegelung vom Pariser polnisch-demokratischen Centralcomité bezahlten Sendlinge, erzeugten auch in den Kreisen des Adels und des intelligenten Bürgerthums den wirbeligen Traum einer Umsturzbewegung auf dem europäischen Festlande überhaupt, und der dadurch bedingten Erstehung eines volksthümlichen Zukunfts-Polens insbesondere. Planmäßig geschürt wurde das glimmende Unheil obendrein noch von den Söldlingen Palmerston's, der damals an der Spitze der englischen Regierung stand und bekanntlich das theilnahmsvollste Ohr für alle nationalen Schmerzensschreie hatte, wenn dieselben nicht auf dem weiten Gebiete des britischen Reiches, sondern auswärts und namentlich in Österreich, dem er besonders übelwollte, laut wurden. Auf ihn und auf Frankreich bauten denn auch die galizischen Missvergnügten all ihre Hoffnung, und war es eine gewiss merkwürdige Erscheinung, dass der kleine Adel, sein conservatives Interesse aus Nationalgefühl vergessend, den überaus rührigen Bevollmächtigten des Pariser Revolutions-Ausschusses, obwohl dieselben aus ihren adelsfeindlichen Bestrebungen gar kein Hehl machten, mit aller möglichen Hilfe an die Hand gieng. Die Gefahr, es werde die versteckte Glut unerwartet rasch zur hellen Flamme auflodern, ließ sich umsoweniger wegklügeln, als die aus Krakau einlaufenden Nachrichten außer Zweifel stellten, dass im Großherzogthume Posen die Vorbereitungen zum Kampfe beendet seien, und man nur des Rufes harre, um mit vertausendfachter Kraft hervorzustürzen. Die Besonnenen warnten und warnten wieder. Ja die Landstände des Jahres 1845 nahmen in richtiger Würdigung der Sachlage den kritischen

Zeitpunkt wahr, um auf Beseitigung der Unterthänigkeitsbande anzutragen. Man wollte damit, wie Dr. J. Szujski in seinem Werke: „Die Polen und Ruthenen in Galizien“ *) erzählt, „der Revolution das magische Wort entwinden, von dem sie eine allgemeine Erhebung zugunsten der Wiederherstellung Polens innerhalb der alten Grenzen erhoffte“. Und so volksthümlich waren die Lostrennungsbestrebungen, dass alle Bürgerkreise davon ergriffen waren, ja dass selbst Gymnasiasten, und unter diesen auch Beamtensöhne deutschen Namens, der unterirdischen Bewegung sich anschlossen.

Wilhelm wurde von den Ereignissen, die nicht lang auf sich warten ließen, keineswegs überrascht; denn schon in den letzten Monaten des Jahres 1845 deuteten allerlei Anzeichen darauf hin, dass unter den Polen etwas Geheimnisvolles im Werke sei. Zudem wurde ihm von befreundeten Seiten mancher vertrauliche Wink in Betreff dessen, was im Anzuge war, zugeflüstert. Besonders nachdenklich stimmte ihn aber die Theilnahme einer adeligen Dame, der Großmutter eines braven Schülers, welche öfter als je zuvor in seiner Amtswohnung erschien, nur um ihm zu rathen, er möge ja recht bald Tarnow verlassen, „denn was die Edelleute planen“, fügte sie ohne jede weitere Aufklärung hinzu, „sei alles, nur — nicht gut“. Auch an sonstigen Begegnissen, die zur Vorsicht mahnten, fehlte es nicht. So kam in einem Zuckerbäckerladen die Roheit vor, dass ein übermüthiger Szlachcic den in der Decke befestigten Haken anfasste und mit zähnefletschendem Lachen den Geschäftsinhaber fragte: „Wird der stark genug sein, um daran einen Deutschen aufzuhängen“? Sogar die Mädchen des Privatinstitutes, wo Wilhelm's Töchterchen Alberta den Unterricht empfieng, waren wie ausgewechselt. Ohne Aufhören sangen sie, auch in Anwesenheit der Lehrer, von einem und dem anderen sogar dazu angefeuert, das die damalige Stimmung in den Familien kennzeichnende Lied: „Jeszcze Polska nie zgineła“ **), welches so recht dem Schmerze über den Untergang und der Hoffnung auf das Wiederaufleben des durch seine eigenen Söhne zerrissenen Vaterlandes Ausdruck gab. Geduldig musste der Vorsteher, wollte er seine Erwerbsquelle nicht selbst verstopfen, solche

*) Das citierte Buch bildet den IX. Band des ethnographisch-culturhistorischen Sammelwerkes: „Die Völker Österreich-Ungarns“, verlegt von Karl Prochaska in Wien und Teschen. Die Schilderungen Szujski's sind 1882 erschienen.

**) „Noch ist Polen nicht verloren“.

ordnungswidrige Gesangsübungen hingehen lassen, wenn nicht gar den ‚neckischen‘ Kindern zulieb mitmachen. Und fürwahr, der gute Mann hatte allen Grund, klug zu sein; denn die halbwüchsigen Fräulein waren die Spiegel ihrer Mütter. Man bedurfte nur, um sich davon zu überzeugen, offener Augen. Schmückten sich doch die Frauen seit kurzem ostentativ mit den Nationalfarben, so dass die Kaufleute nicht genug weiße und rothe Seidenbänder bestellen konnten. Wilhelm wunderte sich nicht darüber, aber er nahm die ganz unvermittelt in Schwang gebrachte Mode auch nicht lediglich als Beweis von eitler Gefallsucht. Er wusste ganz wohl, was sich hinter dem scheinbar unverfänglichen Schmucke verbarg, und mied es sorgsamst, im Beisein der Tochter davon zu reden. Ein scharfer Beobachter, wie er war, beurtheilte er nur zu gut die schwachen, aber auch die starken Seiten der Frauen des Landes, in dem er bereits über zwei Jahrzehnte wohnte. Seine Ansichten bezüglich dieses Punktes werden auch durch gewiegte nationale Schriftsteller vollauf bestätigt. Einer derselben, ein gründlicher Kenner des gesellschaftlichen Lebens in Galizien, welchem noch dazu Ritterlichkeit gegenüber dem zarten Geschlechte nicht abgesprochen werden darf, rühmt den polnischen Frauen jenen ausgezeichneten Takt nach, welcher sich nur im schweren Kampfe mit dem Schicksale erobern läßt. Dann aber schildert er sie nicht ohne Wärme, wie folgt: „Leicht erregbar, jedoch nicht leidenschaftlich, energievoll und aufopfernd, achtunggebietend und in Beschlussfertigkeit oft den Männern überlegen, sind die Polinnen dem Enthusiasmus, der nervösen Ekstase in hohem Grade zugänglich, und spielen sie eine höchst bedeutende Rolle in den Strömungen des politischen Lebens“.

Ein solches Eingreifen in die Geschicke des Landes erachteten auch die Tarnower Damen für ihr ererbtes Recht und für ihre patriotische Pflicht. In der Kirche ebenso, wie auf der Promenade trugen sie ihre Vaterlandsliebe weiß und roth zur Schau, und wenn man ihren Gesprächen lauschte, so konnte man sich überzeugen, dass neben den an ihrem Opfermuthe verbluteten großen Helden des letzten Insurrectionskrieges auch mancher unansehnliche Verschwörer, weil er für seine blindthörichte Leidenschaft in unverdienten Ketten büßte, nicht bloß das Ideal der Gymnasiasten war. Gleichwohl durften auch diese vorläufig unschädlichen Ausschreitungen nicht unbeachtet bleiben; denn als Zeichen der in den Familien herrschenden

Erregung gestatteten sie immerhin einen Schluss auf das Herannahen einer verderbendrohenden Aufruhrsflut, von der selbst die genauer Unterrichteten nicht wussten, wen sie vernichten, und wo sie sich stauen werde, als deren Vorboten aber allerlei unbekannte und verdächtige Gestalten, die ebenso plötzlich verschwanden, wie sie erschienen waren, betrachtet wurden.

Auch der in früheren Zeiten so hoffnungsfroh begrüßte, diesmal aber lautlos erwartete Jahreswechsel brachte keine Befreiung von dem beklemmenden Drucke, der auf allen Gemüthern lastete. Wie wäre auch eine solche Wendung möglich gewesen, nachdem selbst die heilige Ruhe des Weihnachtsfestes durch absichtliche Verbreitung ängstigender Nachrichten gestört worden war, und die fremden Drohgesichter, welche schon monatelang den friedliebenden Bewohnern den Schlaf verkümmerten, durch ununterbrochenen Zuzug sich mehrten?

Mit einemmal — man schrieb den 18. Februar 1846 — waren die seltsamen Sturmvögel von Tarnow weggeflogen, und über der Stadt lag, im grellen Gegensatze zu dem lärmenden Treiben während der letztverflossenen Wochen, eine unheimliche Stille. Spät nachmittags wurde auch noch anbefohlen, in der Nacht zu beleuchten, falls Alarm getrommelt werden sollte. Kurz vor zwölf Uhr gab's wirklich Getümmel auf der Straße. Erschreckt, doch nicht die Fassung verlierend, stellte Wilhelm's Gattin, freilich ohne zu wissen, warum, brennende Kerzen an die Fenster. Eine Stunde nach der anderen verrann jedoch, ohne dass etwas Erhebliches sich zutrug, und erst als der Morgen graute, kam Klarheit in die Lage. Vor dem Kreisamtsgebäude standen Bauernwagen, und auf ihnen saßen, fast regungslos, gebundene Edelleute und deren Anhänger, welchen ebenfalls Arme und Beine mit Stricken zusammengeschnürt waren. „Das ist ja eine bekannte Physiognomie", rief ein Bürger, als er an einem der Gefangenen vorüberschritt. „Allerdings", entgegnete ein Gemeindebeamte, auf zwei mürrisch dareinsehende Gestalten besonders hinweisend. „Diese Herren kamen", setzte er redselig hinzu, „erst vorgestern, Gott weiß woher, in die Stadt und waren auffallend geschäftig bald da, bald dort".

Die kleinen Grundherren hatten, wie ich bereits erwähnt habe, aus Mangel an Verständnis für die demokratischen Absichten der Pariser Sendlinge die von diesen gepredigten Verschwörungs-

grundsätze wohlgefällig aufgenommen und in ihrer selbstsüchtigen Verblendung übersehen, dass von eben diesen Sendlingen auch das Landvolk nicht nur nicht unbelehrt gelassen, sondern vielmehr gegen die ‚Blutsaugerei‘ der schwelgerischen Edelhöfe aufgehetzt worden war. Im Vertrauen darauf, dass, sobald der Augenblick, in welchem ihre Unterthanen zum Streite für das Vaterland aufgerufen werden sollten, gekommen sei, die volksthümliche Zauberformel: „Jeszcze Polska nie zginęła“ wieder, wie immer bisher, ihre hinreißende Wirkung nicht verfehlen werde, hatten die bethörten Szlachcicen ihre Pläne geheimgehalten. Die Meldung, dass der Flüchtling Ludwig von Mieroslawski aus Paris im Großherzogthume Posen angekommen sei und sich an die Spitze der dortigen Insurrection gestellt habe, gab auch ihnen, sowie allen empörerisch gesinnten Elementen Westgaliziens den Anstoß zum Losschlagen. Aber wie bitter war die Enttäuschung der Szlachta, welche es geliebt hatte, bei homerischen Gelagen die althergebrachten Trinkhörner zum Wohle des durch sie repräsentierten Vaterlandes auf einen Zug zu leeren, als schon der Geist der Zeit über ihre veralteten Ansprüche zur Tagesordnung geschritten war! Wie verblüffte sie der widerspenstige Trotz der Bauern, welche immer so kriecherisch-fügsam gewesen waren und jetzt von der adeligen Erhebung so gar nichts wissen wollten! Wie entsetzt starrte sie vor sich hin, als die zum Kampfe gegen die Unterdrücker der Nation aufgeforderten Hörigen die redelustigen Gebieter sammt deren Helfershelfern respectswidrig niederwarfen und in Banden der landesfürstlichen Obrigkeit zuführten!

Der Eindruck, den das Schauspiel vor dem Kreisamte hervorbrachte, war umso überwältigender, als fast gleichzeitig und mit Blitzesschnelle die Kunde von der Festnehmung Mieroslawski's stadtbekannt wurden. Einschüchtern ließen sich aber die Sprudelköpfe dennoch nicht. Lauteten doch die aus Krakau eintreffenden Nachrichten durchwegs günstig, und gerade darauf stützten sich die Emissäre, welche den ganzen Kreis planmäßig durchwühlten. Schon in der abgelaufenen Nacht hätte Tarnow, einem emsig-verbreiteten Gerüchte zufolge, von 2000 Insurgenten auf vier Seiten angegriffen werden sollen. Ein Orkan, wie seit Menschengedenken noch keiner gewüthet hatte, scheint das Unternehmen, wenn es überhaupt wirklich beabsichtigt war, vereitelt zu haben. Die Ansammlung der Aufständischen konnte nicht

bewerkstelligt werden, da man die angekündigten Signalfeuer auf dem nahen Martinsberge nicht anzuzünden vermochte, und überdies Militär ausgerückt war, um jeden Erhebungsversuch der in Tarnow befindlichen Verschwörer niederzuhalten. Einzelne Waghälse waren allerdings tollkühn genug, entgegen den an sie ergangenen Warnungen, bis an das Weichbild der Stadt vorzudringen, wurden aber von den die Umgegend durchstreifenden Feldwachen sofort in Gewahrsam gebracht. Derart gelang es, Greuel, wie man sie befürchtet hatte, zu verhüten, Greuel, ähnlich jenen in dem benachbarten Pilsno, wo ein ehemaliger Neu-Sandecer Schüler Wilhelm's den rasenden Meuterern sich beigesellt und den Bürgermeister, welchem er Unterhalt und Stellung verdankte, mit ruchloser Hand ermordet hatte.

Sowohl der Kreishauptmann, als auch der Commandierende (Feldmarschall-Lieutenant Czolich) waren, ehvor noch die Gefahr einen drohenden Charakter angenommen hatte, von dem, was jetzt alle Gemüther beschäftigte, unterrichtet gewesen, und hatten nicht gesäumt, wahrheitsgetreue Schilderungen der Sachlage nach Lemberg zu schicken und die Nothwendigkeit einer Verstärkung der Wehrkraft als dringend und unabweislich darzustellen. Hieß es doch, wie Wilhelm in seinem Tagebuche bemerkt, dass in dem ganzen Tarnower Verwaltungsgebiete und in einem Theile des Bochniaer, sowie des Sandecer Bezirkes nicht mehr als 380 Mann leichter Reiter zur Verfügung standen! Alle Vorstellungen blieben jedoch erfolglos, erfolglos selbst dann noch, als bereits die Unruhen ausgebrochen waren. Erst am 25. Februar zog ein Bataillon Leiningen-Infanterie in Tarnow ein. Frei aufathmend und mit Entzücken horchte die bis jetzt von Angst gepeinigte Bevölkerung dem Spiele der Regimentskapelle. Auch Trommelwirbel allein hätten ihr wie Sphärenharmonie geklungen; denn was von dem viehischen Ungestüm der durch ausländische Hetzer aufgestachelten Bauern erzählt wurde, machte jedem das Blut in den Adern gerinnen, weil man besorgte, das Militär werde den Befehl erhalten, den auf dem Lande überhandnehmenden Freveln ein Ende zu bereiten, und die Stadt hiedurch allen Gefahren des Aufruhrs preisgegeben sein. Und in der That, außerhalb Tarnow war kein Leben mehr sicher. Seit dem 21. Februar vergieng ja kein Tag, an dem nicht verwundete und todte Insurgenten in die Stadt gebracht worden wären. Um das Unheil zu vergrößern, fieng auch noch die Branntweinpest, welcher die in den letzten Jahren ge-

stifteten Mäßigkeitsvereine bereits in wirksamer Weise gesteuert hatten, durch die umherziehenden Agitatoren absichtlich gefördert, aufs neue zu herrschen an. Die Dörfer wurden von nun ab zum Schauplatze der scheußlichsten Unthaten. In Trunkenheit dahintaumelnde Bauernrotten zogen aus ihren Gemeinden in die benachbarten Ortschaften, um daselbst mit grausamer Hab- und Blutgier zu rauben und zu morden, indes ihre eigenen Familien von anderen ebenso entmenschten Banden ausgeplündert und todtgeschlagen wurden. Trotz der Verstärkung der Garnison erwies sich der bewaffnete Schutz doch als unzureichend; denn um die gefährdete Ordnung in der Stadt und in der nächsten Umgebung derselben aufrechterhalten zu können, musten die Bitten der kleinen Gutsherrschaften um militärischen Beistand unberücksichtigt bleiben. Dieses nothgedrungen-ablehnende Vorgehen der politischen Behörde war den aufrührerisch Gesinnten ein willkommener Anlass, die Lüge zu verbreiten, dass die Regierung, beziehentlich der Kreishauptmann das Landvolk zu den allenthalben verabscheuten Verbrechen ansporne, ja dass für jeden eingebrachten Erschlagenen ein invorhinein bedungener Preis aus Staatsmitteln gezahlt werde. Allerdings bekamen die Leute Entlohnungen, aber nicht zu dem ausgesprengten unlauteren Zwecke, sondern lediglich für die Beistellung der Zugthiere, welche zur Weiterbeförderung der kriegsärarischen Fuhrwerke benöthigt worden waren; aber je ungereimter eine böswillige Ausstreuung war, desto begieriger lieh man ihr das Ohr, desto unbedenklicher schenkte man ihr Glauben. Das Schrecklichste war dem ‚Pöbel in Sammt und Seide‘ nicht schrecklich genug; die Ungeheuerlichkeit schien ihm geradezu ein Bedürfnis geworden zu sein. Übel kam daher derjenige an, welcher derlei Verdächtigungen der Regierung mit dem Hinweis darauf zu entkräften wagte, dass den Bauern niemals, am wenigsten aber unter den gegebenen Umständen, weil sie sonst noch ungeberdiger geworden wären, die bei Truppenverschiebungen gesetzlich ausgeworfenen Vorspannsgebüren vorenthalten werden durften. Alle solche Aufklärungsversuche stempelte man schlechtweg zu Spiegelfechtereien und berief man sich, um die Macht der offenkundigen Wahrheit abzuschwächen, auf Correspondenzartikel, welche in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ enthalten und aus der leichtfertigen Feder eines hirnverbrannten posen'schen Grafen geflossen waren. Umso geriebener war man

in der Erfindung von Gerüchten, welche, kaum ausgeheckt, und eines ängstigender als das andere, mit Windeseile von Haus zu Haus flogen; denn man wollte nicht, dass die Gemüther zur Ruhe kamen. Bald waren von Klikowa her 10.000, bald auf der Brzesko'er Straße 5000 Aufständische im Anzuge, und allnächtlich rissen Alarmrufe die Einwohnerschaft aus den Armen des Schlafes. Am ärgsten lag es den Deutschen in den Gliedern. Wie auch nicht? Wuthentflammte Subjecte männlichen und weiblichen Geschlechtes entblödeten sich ja nicht, selbst harmlosen Staatsdienern mit den gräslichsten Tollheitsausbrüchen an den Leib zu rücken. Widerfuhr solche Unziemlichkeit doch sogar dem in ganz Tarnow geachteten und angesehenen Wilhelm! Die Mutter eines Schülers, eine überfanatische Polin, vergaß in einem Anfalle von Wahnwitz, der ihre edlen Züge bis zur Häslichkeit verzerrte, den Anstand so sehr, dass sie ohne Rücksicht auf seine Gegenwart die Drohung ausstieß: „Den Burek*) muss ich doch noch im Blute der Deutschen schwimmen sehen"! Ja, in jenen Tagen bekamen, um einen Goethe'schen Vergleich zu gebrauchen, „auch Zaunkönige Stimme".

Das Landvolk, welches, sobald man ihm gab, was ihm von rechtswegen zukam, leicht zu gewinnen war, hatte mit seinem gesunden Menschenverstande bald erkannt, dass es von den Rittergutsbesitzern nur als Mittel zu deren selbstsüchtigen Zwecken missbraucht wurde. Zudem ließen es die Behörden — und das war ihre Pflicht — nicht an Vorstellungen fehlen, um die Bauernschaft den Verlockungen, die sich in allen erdenklichen Formen an sie heranschmeichelten, zu entreißen. Belehrung, thatsächlich überzeugende Belehrung war dringend geboten. In einzelnen Fällen musste, wenn Ausschreitungen dazu herausforderten, freilich auch Strenge walten; denn wohin hätten sonst die mörderischen Frevel auf dem Lande in letzter Auflösung geführt? Trotz alldem geschah dennoch mancherlei, was bei dem die Aufwieglung ausnehmend begünstigenden Mangel an bewaffneter Abwehr nicht verhütet werden konnte, von den Ordnungsfeinden aber geflissentlich und nicht ohne Erfolg der Regierung aufgebürdet wurde. Die Verwaltungsorgane, hieß es in den absichtlich getäuschten ausländischen Zeitungen, seien verantwortlich für die Blutgier des Bauern, denn dieser sei nur von

*) Burek heißt der niedere Theil der Stadt Tarnow.

ihnen in jene Raserei hineingejagt worden, welche Leben und Eigenthum ohne Wahl und ohne Schonung vernichtet habe. Vorsätzlich vergaß man jedoch darauf, dass gerade diejenigen, welche diese Verdächtigungen in die Welt hinausschleuderten, im Bunde mit dem Abschaum des Landvolkes, die wüsten Greuel selbst in Scene gesetzt hatten, dass dagegen der friedliebende Theil der Dörfler es war, der beim Kreisamte Hilfe suchte und, wenn man ihre Person sicherte, die Meuterer, gleichviel ob es Adelige oder Bauern, Verführer oder Verführte waren, aufgriffen und einlieferten. Es läßst sich allerdings nicht leugnen, dass mancher Unschuldige, mancher aufrichtige Volksfreund, mancher ehrliche Förderer des Fortschrittes entweder, weil er im Bewusstsein, nichts verschuldet zu haben, Widerstand leistete, das Leben auf schaudererregende Weise einbüßte oder infolge eines unseligen Zusammentreffens von belastenden Umständen der Justiz zum Opfer fiel. Aber nur Kurzsichtigkeit auf der einen und Böswilligkeit auf der anderen Seite konnte behaupten, dass solches Lynchverfahren und solche richterliche Urtheilssprüche von oben anbefohlen waren. Wilhelm, welcher mit Aufmerksamkeit und unparteilichen Augen dem Verlaufe der Ereignisse gefolgt war, wies derlei Unterstellungen, welche später auch in Geschichtswerke, die das Verdienst der Objectivität für sich in Anspruch nehmen, Eingang gefunden haben, mit Entrüstung zurück. Alles sorgfältig erwägend, fand er die Ursache der galizischen Wirren zunächst in dem Umstande, dass die von den Revolutionsmiasmen der Pariser Atmosphäre vergifteten Emigranten, wie auch Szujski zutreffend bemerkt, in gänzlicher Verkennung der geänderten heimatlichen Verhältnisse an die Stelle des altpolnischen ‚Liberum veto‘ das französisch-moderne ‚Liberum conspiro‘ setzten, dann aber auch darin, dass man in Wien den im Jahre 1845 seitens der Landstände erhobenen Mahnruf, den Bauern vom Unterthänigkeitsjoche zu befreien, nicht hatte hören wollten.

Der Entwickelung der Dinge nicht theilnahmslosen Herzens, jedoch unbetheiligt zusehend, richtete Wilhelm sein Hauptaugenmerk darauf, dass die Schüler, durch den Unterricht von der Außenwelt möglichst abgelenkt, ihren Pflichten mit der denkbar-pünktlichsten Genauigkeit nachkamen. Und dazu bedurfte er weder künstlicher, noch drastischer Mittel. Sein ruhiges Auftreten, seine immer gleich wohlwollend-gerechte Behandlung

der Irrenden, sein auch in Stunden der stürmischesten Volksauflehnung unerschütterlicher Gleichmuth, seine angesichts der störenden Verhältnisse ohne jegliche Verrückung des vorgeschriebenen Lehrzieles gemilderte Beurtheilung der Schülerleistungen trugen zur Erhöhung seines persönlichen Ansehens gar sehr bei und gewannen ihm die Liebe der Zöglinge in einem außergewöhnlichen Maße. Ein Wort aus seinem nichts weniger als redesüchtigen Munde, ein Blick seiner treuherzigen Augen genügte, um die mitunter auflodernde Jugend wieder zur Ruhe und ins rechte Geleise zu bringen. Väter und Mütter wussten ihm aber auch Dank für solche weise Führung; denn durch diese allein waren manche irregeleitete Hitzköpfe vor schmerzlicher Enttäuschung, und deren Eltern vor nagender Seelenpein bewahrt geblieben.

Ob sein Einfluss immer so ersprießlich sich erweisen werde, war eine von denjenigen Fragen, die Wilhelm's Geist unaufhörlich beschäftigten und den Gegenstand der vertraulichen Abendgespräche mit seiner auch allzeit beherzten Gattin bildeten. Und wahrlich, er that recht daran, die Tragweite seines erziehlichen Wirkens zu messen; denn die Wogen des Aufruhrs giengen immer höher, und die Kräfte, welche sie eindämmen sollten, waren mehr als unzulänglich. Den Unzufriedenen schwoll der Kamm, und schon wagten sie es, den reiferen Theil der Schülerschaft an sich zu locken und in tumultuarische Scenen hineinzuziehen, ohne dass Wilhelm mit Aussicht auf Erfolg strenger dagegen einschreiten konnte. Durch Verschärfung der Zuchtmittel wäre ja — darüber täuschte er sich nicht — nach keiner Seite hin gedient gewesen. Wachsamkeit, der man die Absicht nicht anmerkte, liebvoll-ernstes Gebaren, wenn Unstatthaftigkeiten vorkamen, und freundliches Benehmen gegenüber allen Gemeindegenossen ohne Unterschied der Parteifarbe bildeten vereint das einzige und das sicherste Mittel, jugendlichen Verirrungen vorzubeugen. Man durfte eben nicht blind sein gegen gewisse Erscheinungen; manche derselben war ja geeignet, den Schleier zu lüften, der über die sichtlich-wachsende Sorge der Behörde gebreitet war. Oder hätte es Wilhelm, den öffentlichen Erzieher, gleichgiltig lassen sollen, als das Vertrauen der Bürgerschaft in die Thatkraft der Regierung dadurch ins Wanken kam, dass auch in Tarnow die landesfürstlichen Cassen zur Flucht nach Lemberg schon bereit gehalten wurden?

Noch misslicher gestaltete sich die Sachlage, als von glaubwürdiger

Seite die Nachricht einlief, die in dem Freistaate Krakau angesammelten Insurgenten seien, nachdem sie die schwache österreichische Besatzung unschädlich gemacht hatten, bis Podgórze vorgedrungen und, ausgerüstet mit den daselbst in einem alten Zeughause zusammengerafften, freilich unbrauchbaren Waffen, über Wieliczka weiter ostwärts gezogen. Wilhelm nahm zu seinem Bedauern wahr, dass diese Hiobspost nicht ohne Eindruck auch auf die Gymnasialjugend geblieben war, und legte, was ihm das Herz beklemmte, seiner Gattin dar, die mit der Klugheit und Voraussicht einer Egeria seinen Hoffnungsmuth schon so oft belebt hatte, dass er auch diesmal aufrichtenden Trost von ihr erwarten zu dürfen glaubte. Ihr seelenvolles Auge zu ihm aufschlagend, erhob sie sich von ihrem Sitze, und seine Hände ergreifend sprach sie: „Nur nicht verzagt! Mein Heimatland kann, da seine Noth bis zur Unerträglichkeit gestiegen ist, nicht länger mehr vom Kaiser ohne Hilfe gelassen werden; davon bin ich, davon sei auch Du überzeugt. Erinnere Dich nur an das „Lied von unserem Lande"! Der es gedichtet hat, sei Dein Vorbild; thue mannhaft wie er, und

„Gleich dem Vogel aus dem Neste
Schwing' Dich auf, erreich' das Beste",*)

wornach Du ja immer verlangt, wornach Du niemals ohne Gewissenslohn gestrebt hast". Und wie ein Kind freute sich die standhafte Frau, als sie die Furchen von der Stirn des Gatten schwinden und seinen Mund von einem Lächeln umspielt sah, von einem Lächeln, so vielsagend, dass sie, ihres Sieges gewiss, dem geliebten Manne, noch ehe er sich dessen versah, schon am Halse hieng.

So ganz erfüllt von dem Glücke, einander Alles zu sein, war das Ehepaar, dass es den Eintritt einer Frauengestalt ganz überhörte. Minutenlang verharrte diese fast andächtig an der halboffenen Thür; endlich aber nahte sie sich leise mit den Worten: „Ich sei, gewährt mir die Bitte, in Eurem Bunde die Dritte". Und die Hände wie zum Segen auf die Häupter der Überraschten legend, setzte sie, den Kopf vorgeneigt, hinzu: „Ohne Zweifel umarmet Ihr Euch aus Freude über das gemüthentlastende Ereignis

---

*) Durch das „Lied von unserem Lande" wollte der polnisch-nationale Dichter Vincenz Pol (Abkömmling einer österreichischen Beamtenfamilie), die Eigenthümlichkeiten der galizischen Heimat dem Volke näherbringen. Seine Gedichte sind von Fr. Th. Bratranek ins Deutsche übersetzt worden.

der letzten Stunden"? Die also Sprechende war eine ältliche Dame, die zu der ‚Frau Präfectin' in freundschaftlichster Beziehung stand und ganz gegen ihre Art im einfachen Hauskleide erschienen war. „Was für ein gemüthentlastendes Ereignis"? forschte Wilhelm. Der stets willkommene Besuch sah befremdet den Frager an, rückte sich den ersten besten Stuhl zurecht und rief dann, so laut er nur konnte, aus: „Mit der Insurrection ist's zu Ende, eine ganz respectable Kriegsmacht bewegt sich gegen Krakau; wir haben nichts mehr zu fürchten". „„Nun, Herr Gemahl""? schäkerte die Gattin Wilhelm's; dieser aber eilte, flüchtig sich verabschiedend, aus dem Hause, um von bestunterrichteter Seite zu erfahren, ob die gehörte Nachricht sich bestätige. Und sie bestätigte sich! Eine eigens zu diesem Zwecke eiligst zusammengestellte, durch ihre Zahl nichts weniger als imponierende Truppenabtheilung, von Lemberg aus nach dem Revolutionsschauplatze abgeschickt, war unter dem Befehle des Oberstlieutenants Ludwig Benedek gegen Bochnia vorgerückt. Bei dieser Stadt stieß sie auf ein kampfbereites Infanterie-Bataillon. „Wie stark ist der Feind"? fragte Benedek den Major, und als dieser zur Antwort gab: „Wir wissen es nicht", bemerkte jener nicht ohne ein spöttisches Lächeln: „Ja, man muss doch den Feind wenigstens sehen, ehvor man etwas unternimmt", und sofort erhielt der ungenau verständigte Bataillonschef den Auftrag, vorerst abpacken zu lassen.

Schon während seines Marsches hatte Benedek mittelst zuverlässiger Kundschafter die verschiedenen Bevölkerungsschichten in Bezug auf ihre Stimmung ausgeholt und hiedurch die Überzeugung gewonnen, dass der Bauer, in einer wider die Adelserhebung gekehrten Gegenrevolte begriffen, nur auf die verhassten Grundherren losstürme, keineswegs aber die Regierung und ihre Organe bedrohe. Für ihn als Soldaten handelte es sich nunmehr darum, dem Aufstande der Szlachcicen ebenso, wie dem Wüthen der Chłopi (Bauern) möglichst rasch ein Ziel zu setzen und zu diesem Ende die österreichfreundliche Gesinnung der letzteren, welche sich mit einem gewissen Selbstgefühle ‚Austriacki' nannten, seinen Operationsplänen dienstbar zu machen. Da ihm bekannt war, dass das Landvolk, wenn es auch nur von einem einzigen Kriegsmanne begleitet war, die Aufständischen aus ihren verborgensten Schlupfwinkeln hervorstöberte, und dass die bäuerlichen Urlauber gleich auf

den ersten Ruf willfährigst, und ohne zu säumen, einrückten, so ließ er die ortskundigsten und mit dem Gange der Dinge vertrautesten Bauern aufbieten und, als sie erschienen waren, in sein schlagfertiges Corps einreihen. Bald waren die Verhältnisse der Gegner sattsam ausgemittelt, und auch sonst alle Vorkehrungen mit Umsicht getroffen worden, so dass unverzüglich zum Angriff geschritten werden konnte. Ein Feind halber Maßregeln, entledigte sich Benedek der ihm gewordenen Aufgabe mit einer solchen Kraft und Behendigkeit, dass, nachdem die Hauptmacht der Insurgenten südwestlich von Bochnia bei dem Städtchen Gdów vernichtet worden war, auch die versprengten Reste die Waffen strecken mussten, die wilden Bauernbanden aber in ihre Dörfer zurückflohen.

So endigte das übel vorbereitete Insurrectionsdrama, weil, wie Freiherr von Kalchberg mit voller Berechtigung schreibt, „die polnischen Putschmänner mit ganz unzureichenden Kräften und in gewissenlosem, an Niederträchtigkeit streifendem Leichtsinn sich selbst und tausende ins Verderben gestürzt hatten“.*) Wie auf Windesfittigen verbreitete sich die Kunde hievon über das ganze Land. Allenthalben, wo Benedek seine Rückfahrt nach Lemberg auch nur minutenlang unterbrach, drängte man sich massenhaft heran, um des ‚Falken von der Weichsel‘ ansichtig zu werden. Natürlich! War doch infolge der übertreibenden Ausstreuungen des Agitationsgelichters die Meinung von der Leistungsfähigkeit des aufständischen Heeres und von der Unterstützung, die man der Bewegung vom Auslande zufließend gedacht hatte, so überschwenglich gewesen, dass die unerwartet rasche Niederwerfung der Empörung wie ein Wunder angestaunt wurde. So hoch schlug aber Benedek selber das von ihm vollbrachte Werk keineswegs an. Im Gegentheile, man erzählte sich von ihm das den Aufruhr charakterisierende Wort: „Diese jämmerlichen Maulhelden waren nicht einmal wert, mit Erbsen beschossen zu werden.“

---

*) Vgl. Dr. Josef Freiherr von Kalchberg: „Mein politisches Glaubensbekenntnis in Gedenkblättern aus einer achtzigjährigen Pilgerfahrt“, pag. 223

Neuntes Buch.

Mutatio rerum.

Was nach der Erdrückung des Aufstandes weiter folgte, liegt, sowie alle davon unzertrennlichen Folgen außerhalb des Rahmens dieser Biographie. Es genügt, damit der Faden der Erzählung nicht allzujäh abgerissen werde, die Anführung der Thatsache, dass Russen, Preußen und Österreicher ohne Schuss in Krakau einrückten und ohne die Zustimmung des gegen eine Durchlöcherung der Wiener Diplomatenvereinbarungen vom Jahre 1815 protestierenden Englands die Einverleibung der zu einem Großherzogthume umgewandelten Republik in den österreichischen Länderverband am 6. November 1846 vollzogen. Die polnische Nationalpartei, von Metternich als „eine Zusammensetzung ruinierter Gutsbesitzer, kleiner Beamten vom Betteladel und einer Schar hirnverbrannter Köpfe“ geringschätzig angesehen, schwand von der Bildfläche. Sie hatte vorläufig ausgespielt und verkroch sich, soweit sie zur Szlachta gehörte, auf ihren jämmerlich zugerichteten und heillos verschuldeten Besitzungen, um den Traum von dem noch nicht verlorenen Polen aufs neue zu träumen. In der Wiener Staatskanzlei aber wurde der späterhin vom Grafen

Franz Stadion in sein Programm aufgenommene und von dessen Nachfolger Dr. Alexander Freiherrn v. Bach verwirklichte Gedanke von der „durch Natur, Flusslauf und Bevölkerung angezeigten“ Theilung Galiziens in ein östliches und westliches Verwaltungsgebiet entworfen, ein Gedanke, der, als er endlich zur That geworden war, für Wilhelm selbst bedeutsam werden sollte.

Denjenigen, welche mein Buch zur Hand nehmen werden, dürfte es gewiss von Interesse sein, zu erfahren, wie der Mann, dessen Lebenslauf ich zu schildern mir vorgesetzt habe, über die Art und Weise der Einverleibung des Krakauer Freistaates gedacht und in seinen Tagebuchaufzeichnungen sich ausgelassen hat.

Ein grundsätzlicher Feind jedes gewaltthätigen Eingriffes in die bestehende Ordnung und voll Anerkennung dessen, was Österreich seit 1772 durch die Kreisämter und durch die Urbarien für den galizischen Bauern gethan hatte, welcher nach einem unvergesslichen Worte Josef's II. ein „Unglücklicher war, der nichts als das Äußere eines Menschen und das physische Leben besaß“, hatte er die erstickte Revolte nie billigen mögen; aber ebensowenig konnte er sich damit befreunden, dass der Freistaat Krakau, obwohl ihm derselbe als Zwittergebilde des Wiener Congresses und als Sammelpunkt missvergnügter Abenteuerer geeignet schien, eine ergiebige und unversiegbare Quelle von Reibungen zu werden, der Provinz Galizien durch einseitige Abmachungen angehängt worden war. Den wichtigsten Weltereignissen in den Spalten der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ aufmerksam nachgehend und die geschichtlich denkwürdigsten Thatsachen der Vergangenheit mit den sowohl in Österreich und Ungarn, als auch überall im Auslande zutage tretenden Erscheinungen der Gegenwart sorgfältig vergleichend, blickte Wilhelm, wie aus seinen Diariumsnotizen ersichtlich ist, bangenden Herzens der Zukunft entgegen. Nicht grämelnder Pessimismus war's, der ihm die Seele verdüsterte; zu einer solchen Lebensauffassung war er gar nicht angelegt. Aber was aus Ungarn verlautete, was in Italien vorgieng, was in Frankreich die öffentliche Meinung erhitzte, was unter den Augen der deutschen Fürsten, wenngleich nur vereinzelt, aufzuckte, was sich in Böhmen und Galizien unter dem Deckmantel national-literarischen Vorwärtsstrebens regte, alles das betrachtete er, indem er es der quietistisch-mattherzigen Gelassenheit der Wiener Regierungskreise entgegenhielt, als Vorboten einer Gefahr, von der er fürchtete, dass sie schon sehr

nahegerückt und ganz dazu angethan sei, das Gefüge der österreichischen Monarchie nachhaltig zu lockern. Ihn konnte daher die geänderte Physiognomie Tarnows und die Wandlung, welche in dem äußerlichen Gebaren aller, welche er kannte — auch verbissene Polen nicht ausgenommen — bemerkbar wurde, über die immer mehr sich verwickelnden Zustände Europas überhaupt und Österreichs insbesondere nicht hinwegtäuschen. Er wusste ja, dass man sich Zwang anthat, und dass Galizien, wie dies sechsunddreißig Jahre später der freimüthige polnische Historiker Szujski offen bekennt, ausschließlich von „einer auf fremdem Boden lebenden und jedes reellen Verständnisses der eigentlichen Lage entbehrenden“ Emigrantenclique beeinflusst wurde. Und weil er das wusste, verurtheilte er sich, obschon er von jeher nicht viel redete, zu trappistischem Schweigen auch gegenüber befreundeteren Personen. Nur sein ‚liebes Weib‘ vermochte ihm den Mund zu entsiegeln und ihn zu bewegen, dass er ihr die in der tiefsten Tiefe seiner Brust aufgehäuften Kümmernisse hinsichtlich der dem Vaterlande bevorstehenden Heimsuchungen offen darlegte. Aber der Trost, den sie dem Schwarzseher zulächelte, verfieng nicht mehr. „Das liegt Dir zu fern, Du gute, naive Seele“, sagte er immer bei solchen Anlässen, und ihre Wangen streichelnd, setzte er ein- und das anderemal wohl auch noch hinzu: „Du wirst sehen, wir sind zum längsten in Galizien gewesen, obgleich der Kreishauptmann der Meinung ist, dass es keine Erlösung aus diesem Lande gebe“.

Wilhelm glaubte an solche Erlösung, weil er sie wünschte, und ließ, als er im December 1846 erfuhr, dass die Troppauer Gymnasialpräfectenstelle erledigt sei, die Gelegenheit, in eine vorwiegend-deutsche Provinz zu kommen, nicht unbenutzt vorübergehen. Allerdings war der Posten nach dem Wortlaute der Concursausschreibung, da man für denselben nur Geistliche in Aussicht genommen hatte, bloß mit einem Gehalte von sechshundert Gulden verbunden. Dadurch konnte aber Wilhelm angesichts der Verhältnisse, gegen die er in der letzten Zeit hatte ankämpfen müssen, und bei seinem gesunkenen Vertrauen in eine von der national und politisch aufgereizten Bevölkerung jedem Fremdbürtigen, der nicht zum Überläufer werden wollte, grau in grau gemalte Zukunft, aus dem von ihm so gern geträumten Traume nicht gerissen werden. Einmal entschlossen, den drohenden Wirrsalen beizeiten auszuweichen,

wollte er lieber wenig in Ruhe genießen, als ein reichlicheres Einkommen durch allerlei quälende Widerwärtigkeiten sich vergällen lassen. Überdies war ihm aus Schlesien die ermunternde Aufforderung zugegangen, vom Einschreiten ja nicht abzusehen, da es außer Frage stehe, dass einem weltlichen Bewerber, falls einem solchen die Stelle zufiele, auch die höheren Bezüge würden angewiesen werden. Dieser Umstand, vereint mit den anderen Erwägungen, war für den noch immer Zögernden ausschlaggebend, obzwar er von mehreren anderen Seiten durch die bedenklich-gleichlautende Nachricht, dass das mährisch-schlesische Gubernium, beziehentlich der Provinzialdirector Cyrill Napp*) unter Berufung auf ein angeblich bestehendes Gesetz, welches in Mähren und Schlesien jeden Weltlichen a priori von der Leitung eines Gymnasiums ausschloss, nur die dem Piaristenorden angehörigen Bewerber in Vorschlag bringen könne und bringen werde, in eine hochgradige Missstimmung versetzt wurde. Nach reiflicher Überlegung lächelte jedoch Wilhelm über diese Mittheilungen, deren letzte am 8. September 1847 aus Brünn eingetroffen war; denn bereits vor sieben Monaten hatte die ‚Wiener Zeitung‘ im Auftrage der k. k. Studienhofcommission einen Zusatz zu den schon bekannten Concursbedingnissen veröffentlicht, durch welchen angezeigt wurde, dass auch am Troppauer Gymnasium einem weltlichen Präfecten der Gehalt von siebenhundert Gulden zustehe. Etwa zwei Wochen später wurde Wilhelm durch die amtliche Bekanntgabe seiner Versetzung nach der schlesischen Hauptstadt überrascht, damit aber auch zugleich das ausnahmslos-geistliche Regiment an der dortigen Mittelschule gebrochen, und zwar gebrochen durch den maßgebenden Einfluss des Referenten der obersten Unterrichtsbehörde, der selber ein Priester war.

Am 22. October hatte der Überglückliche das Decret in den Händen, und drei Tage darauf stellte er nach der Übergabe des Amtes und der Acten den zur Versehung der Präfectenstelle bestimmten Professor Dr. Eusebius Czerkawski**) in Gegenwart des Lehrkörpers der versammelten Jugend als denjenigen vor, dem die Regierung

*) Napp war damals Abt des Augustinerstiftes zu Altbrünn.

**) Derzeit Universitätsprofessor in Lemberg, Mitglied des k. k. galizischen Landesschulrathes und seit 1869 Vertreter der Städte Tarnopol und Brzežany im Reichsrathe.

bis auf weiteres die Leitung der Anstalt übertragen habe. Als er am Abende nach der Abschiedsscene von ungefähr mit Czerkawski zusammenkam, erhielt er von diesem auf die Frage, ob schon bezüglich der Classen etwas verfügt worden sei, die für ihn gerade in solchem Munde schmeichelhafte Antwort: „Es war ja gar nicht möglich, eine Anordnung zu treffen; hörte man doch nur ein allgemeines Schluchzen"! Und nicht bloß die Schüler, denen er in des Wortes ganzer Bedeutung ein Vater gewesen war, auch deren Eltern und Anverwandte beklagten das Scheiden des wackeren Mannes; selbst überspannte Polen waren ungehalten darüber, dass er fortzog, wobei sie insbesondere betonten, dass er ja keinen Feind im Lande habe. Mochte auch diese Äußerung in gewisser Beziehung übertrieben und mehr Redensart gewesen sein, Wahrheit lag ihr doch insofern zugrunde, als Wilhelm's vorzügliche pädagogisch-didaktische Wirksamkeit, sowie seine nach allen Seiten hin gleich-bedächtige Art und Weise, sich zu geben, seine taktvolle Zurückhaltung in politischen Dingen und seine wohlwollend-gerechte Amtsführung, verbunden mit einer schlichten Zuvorkommenheit im dienstlichen und außerdienstlichen Verkehre während eines Zeitraumes von mehr als zwei Decennien*) ungetheilte Würdigung gefunden hatten. Man wusste ganz wohl, dass er deutsch-gesinnt und durch die Festigkeit seines Charakters gegen jeden Versuch, ihn zu polonisieren, gefeit war; aber man wusste auch, dass er, frei von nationalen Vorurtheilen, allem entgegengearbeitet hatte, was die Gefühle der Polen empfindlich verletzt haben und den ohnehin bescheidenen Ansprüchen seiner Stammesgenossen abträglich gewesen sein würde. Ja man rechnete ihm solches klug-abgemessene Benehmen geradezu als Verdienst an, weil es in einem wohlthuenden Gegensatze zu dem anmaßlichen Drangsalieren der Landeskinder ebenso, wie zu dem selbstsüchtigen Renegatenthume stand, wodurch sich andere Nichteingeborene Hass und Geringschätzung zugezogen hatten.

Am augenfälligsten bewies es der Abend vor der Abreise Wilhelm's, welcher Beliebtheit sich dieser erfreute, indem ihm die Schülerschaft unter Betheiligung der ganzen Stadt durch ein Abschiedsständchen ihre Gefühle der Liebe und Dankbarkeit zum Ausdrucke brachte. Tiefergriffen weilte der Gefeierte, als die elegischen Töne zu ihm emporquollen, mit Frau und Kind an dem Fenster. Thränen

*) Von 23 in Galizien verbrachten Dienstjahren entfielen 14 auf Neu-Sandec und die übrigen 9 auf Tarnow.

umflorten sein Auge, denn es war ihm, als ob er die Anhänglichkeit der jugendlichen Herzen niemals zur Genüge verstanden hätte, und es schmerzte ihn, so viel ungeheuchelte Liebe zurücklassen zu müssen, weil er glaubte, er scheide auf — Nimmerwiedersehen. Wie ein Traum zog, als die Menschenmenge sich verloren hatte, und er sinnend in seinem Gemache auf- und niederschritt, die jüngste Vergangenheit mit dem tollen Lärm des Aufruhrs und den Ausbrüchen verthierter Roheit, aber auch mit den erhebenden Thaten des Edelsinnes und den hinreißenden Beweisen von Charaktergediegenheit an seiner Seele vorüber. Dazwischen schien es ihm, als höre er die Jugend, welche er väterlich geleitet und beschützt hatte, in der Ferne weinen, weinen um ihn, dessen Ohr ihren kleinen Anliegen allzeit offen gewesen, und dessen Herz bei ihrem Weh niemals kalt geblieben war. Ja, erst im Scheiden lernte er die Liebe seiner Zöglinge ganz verstehen, und als alles um ihn schwieg, und die Sterne ihm aufs Bett schienen, da flehte er in leisem Gebete Gottes Segen auf die jugendlichen Häupter herab, und war, ehvor ihm die Augen zufielen, sein letzter Seufzer das Wort des Dichters:

„Und treu Gedenken sei die gold'ne Brücke
„Vom Scheidegruß zum Wiederseh'n".

Am andern Tage — dem 29. October 1847 — war es schon früh morgens lebhaft vor dem Gymnasium; denn die in dessen Nachbarschaft wohnenden Bürger Tarnows umstanden eine Reisekutsche, in welche die Wilhelm'sche Familientrias eben eingestiegen war, um ihrer neuen Heimat zuzuziehen. Knarrend bewegte sich nach einer wehmüthigen Trennungsscene der Wagen in der Richtung gegen Bochnia hin, und dort, wo die letzte Straßenkrümmung noch einmal einen Ausblick auf die Stadt ermöglichte, winkte Frau Wilhelm auch das letzte Lebewohl jenem die Häusermasse überragenden Gebäude zu, wo ihr Gatte im Sinne des Uhland'schen Verses:

„Ich lobe mir den stillen Geist,
„Der mählig wirkt und schafft",

durch zielbewusste Ausgestaltung des Gewordenen, durch gemäßigtes Fördern alles Werdenden, durch rastlose Erfüllung jeder, auch der unscheinbarsten Pflicht, durch unparteiisches Eintreten für Recht und Billigkeit, durch besonnenen Freimuth in verwickelten Dienstesangelegenheiten und durch redlichen Eifer für die Ehre des Gesammtvaterlandes neun Jahre lang nur Gutes gestiftet hatte.

Nach einer siebentägigen, durch allerlei Ungemach erschwerten Fahrt, die aber das anspruchslose Ehepaar in befriedigendem Rückschauen auf eine ehrenvolle Vergangenheit und in hoffnungsfreudigem Ausmalen der noch ungewissen Zukunft leidentlich überstanden hatte, war der neue Bestimmungsort Troppau erreicht, und hiemit die Bahn eröffnet, auf welcher der bescheidenste aller Schulmänner so viel des Rühmlichen zu leisten Gelegenheit finden sollte. Kaum angekommen, eilte Wilhelm, das zweihundertjährige Haus, in dem er von nun an thätig sein sollte, vorerst äußerlich kennen zu lernen. Es war ein massiver Jesuitenbau, der ihn just nicht anheimelte. Am 6. November betrat er auch das Innere, um von dem Kreishauptmanne Sebastian Řehola, gleich nachdem er sich bei demselben auf Grund seines Ernennungsdecretes ‚geziemend‘ gemeldet hatte, dem Lehrkörper vorgeführt zu werden. Zu den Schülern geleitete ihn dagegen der Dechant Konrad Kirnig in seiner Eigenschaft als Vicedirector, und zwar von Classe zu Classe wandernd.

Der Ruf, welcher dem neuen Präfecten aus Galizien vorangeflogen war, that, so günstig er vom pädagogischen Standpunkte auch war, nichts hinzu, um dessen Aufgabe zu erleichtern. Die „österreichischen Blätter für Literatur und Kunst“ hatten in den Jahren 1845—1847 eine Reihe von Aufsätzen aus der Feder Wilhelm's veröffentlicht, in welchen trotz der hemmenden Censurverhältnisse die zu wiederholtenmalen angeregten Gymnasialreformentwürfe aufs freimüthigste weiter ausgebildet und selbst Laienkreisen zugänglich gemacht worden waren. Schon diese eine Thatsache wirkte, weil sie neidweckend war, niederschlagend; noch mehr beunruhigte aber, was über Wilhelm's methodische Anschauungen nach Schlesien herübergedrungen war. Ganz abgesehen von der Art und Weise, wie er die lateinische und griechische Grammatik selber behandelte und von anderen behandelt wissen wollte, insbesondere aber, wie er bei der Lectüre der alten Classiker verfuhr, war er — und das eben wusste man bereits — dem geistlosen, nur auf mechanisches Eintrichtern abzielenden Unterrichten nicht minder abhold, als jenem vornehmthuerischen Docieren, das den Lehrling, unbekümmert um dessen geistigen Standpunkt, ex cathedra verurtheilt, den Vorträgen als leidender Zuhörer zu folgen, statt ihn zur selbstthätigen Betheiligung am Durcharbeiten des Lehr- und Lernstoffes zu nöthigen. Solchen unmethodischen Vorgang verzieh Wilhelm allenfalls jüngeren Pro-

fessoren, welche, wie er mit Goethe sagte, nur lehren, um zu lernen, und ihre Bildung durchaus auf Unkosten der Schüler vervollständigen. Ja wahrhaftig auf Unkosten der Schüler, sagte er mir einmal im Jahre 1872, als wir auf einem Spaziergange in der Umgebung von Graz dasselbe Thema durchsprachen, weil die armen Jungen nicht in dem unterrichtet werden, was sie brauchen, sondern vielmehr gezwungen sind, das sich anzueignen, was der Lehrer für sich zu bearbeiten nöthig findet. Solcherlei Irrende können, meinte er, ohne sonderliche Mühe zurechtgebogen werden, weil sie noch nicht versteift sind; aber man muss auch an den alten zu bessern suchen, was sich bessern läßt, damit der Zukunft, welche doch nur der Jugend gehört, mindestens nach Thunlichkeit ihr Recht werde. Das eine und das andere Mitglied des Lehrkörpers wurde ob solcher Neuerungssucht von einem längst entwöhnten Schauer angefaßt, und dieser theilte sich wie ein Ansteckungsstoff auch den übrigen Collegen mit. Warum doch nur? Man besorgte eine aufrüttelnde persönliche Einmischung in das herkömmliche Unterrichtsverfahren und als Folge davon eine, wie man sich ausdrückte, erniedrigende Beschränkung des Rechtes der Individualität. Zudem hatten sich einige Mitglieder des Lehrkörpers mit der Hoffnung geschmeichelt, an die Spitze der Anstalt berufen zu werden, zumal da sie, in Troppau eingebürgert, der Meinung waren, sie und nur sie müßten in erster Linie berücksichtigt werden. Was Wunder, wenn Wilhelm als Eindringling und obendrein als galizischer Eindringling mit scheelen Augen angesehen wurde! Der Sturm im Wasserglase legte sich indessen bald; denn man lernte in dem neuen Präfecten den Gegensatz zu seinem vielfach und wohl auch mit Grund unglimpflich beleumundeten Vorgänger, vor allem aber eine ausgezeichnete Arbeitskraft, ein Muster von Genauigkeit und einen Vorgesetzten achten, der ebensosehr durch Wissensreichthum, wie durch Charakterreinheit, Herzensadel und pädagogische Umsicht allen, zu denen er in amtlicher Beziehung stand, Vertrauen einflößte. Die liebvollste Rücksicht auf die Jugend betrachtete er als oberstes Gesetz für den öffentlichen Erzieher; denn „wir sind," pflegte er zu sagen, „der Schüler wegen, nicht aber die Schüler unsertwegen da". Dieser Auffassung gemäß legte er ganz folgerichtig ein besonderes Gewicht darauf, dass der Gymnasiallehrer in jedem Zöglinge die Kraft individuellen Empfangens wecke und hinlängliche

Selbstverleugnung besitze, um auch die auf seine Berufsthätigkeit als Philolog, Mathematiker, Physiker u. s. w. nicht hinstrebende Eigenart des Lernenden als berechtigt anzuerkennen. Hatte er etwa Unrecht? Gewiss nicht. Denn es bleibt unbestreitbar, dass die Voraussetzung einer ursprünglichen individuellen Anlage den Eifer selbstthätiger Bildung, wie Wilhelm in späteren Jahren oft und oft anzudeuten veranlasst wurde, keineswegs beeinträchtige, sondern, richtig verstanden, aufs ausgiebigste fördere. Gleichwohl verblüffte solche ‚moderne' Ansicht manchen seiner Mitarbeiter, und man staunte nicht wenig, als er, die Zukunft vorwegnehmend, den Muth hatte, diese Ansicht zu vertreten und zwar nicht bloß theoretisch zu vertreten. Man wusste eben nicht, dass er in Tarnow schon im Jahre 1840 dem Bischofe Zachariasiewicz, als diesem von der Studienhofcommission ein neuer Gymnasiallehrplan zur Beurtheilung eingeschickt worden war, bei der Ausarbeitung des betreffenden Gutachtens seine werkthätige Hilfe geliehen und, in Übereinstimmung mit der Kritik des Entwurfes, sich zu dem Grundsatze bekannt hatte, das Gymnasium sei berufen, „durch allseitige und harmonische Entwickelung aller Seelenkräfte den unmittelbaren Grund zu den Facultätsstudien mit Berücksichtigung des praktischen Lebens zu legen". Insbesondere war, was sich durch seine Vorliebe für classische Philologie erklärt, sein Bemühen dahin gerichtet, die Gedanken, die er während seiner galizischen Wirksamkeit in gehaltvollen Abhandlungen und Controversen über lateinische und griechische Grammatik niedergelegt hatte, zur praktischen Geltung zu bringen; dabei aber widerstand er der Versuchung, die bestehende Unterrichtsordnung, soweit sie, ich möchte sagen, handgreiflich war, umzustürzen. Wilhelm gehörte eben zu jenen seltenen Schulmännern, die, ohne mit dem erkältenden Buchstaben des Gesetzes offen in Widerstreit zu gerathen, dem belebenden Geiste in der Behandlung des Lehrstoffes dennoch den Sieg zu erringen verstanden. Namentlich ihm war es ein Leichtes, den Weg zur unausbleiblichen Reform der Gymnasialstudien auch für die von ihm geleitete Anstalt zu ebnen, weil er an dem Gange der Verhandlungen, die seit dem Jahre 1837 zum Zwecke einer durchgreifenden Umgestaltung des Lehrplanes unausgesetzt, aber immer erfolglos gepflogen worden waren, wenigstens mittelbar theilgenommen hatte.

Am 30. October 1847 waren endlich Bruchstücke von dem Gymnasialreorganisationsentwurfe eines an maßgebender Stelle tagenden Comitès probeweise in Wirksamkeit gesetzt worden. Befriedigung gewährten ihm diese Verfügungen nicht, da ihnen der Stempel der Halbheit aufgedrückt war; aber sie stärkten in ihm die Hoffnung, dass, nachdem man sich zum ersten Schritte aufgerafft hatte, einmal denn doch eine ganze That folgen werde, weil sie folgen müsse. „Wenigstens haben die letztentscheidenden Kreise", heißt es in seinen darauf sich beziehenden Tagebuchsaufzeichnungen, „nicht alle aufgespeicherten gutächtlichen Äußerungen, wie es bis jetzt Brauch gewesen ist, ins Archiv verwiesen; den Kern der Sache ließ man freilich unberührt, allein auch diese den Fortschritt verzögernde Scheu vor Neuerungen wird früher oder später gezwungen sein, sich zu verkriechen, um ernstem Wollen den Platz zu räumen". Sah vielleicht Wilhelm, als er das eben mitgetheilte Wort niederschrieb, im Geiste bereits den Freiheitsmorgen dämmern? Ich habe schon erzählt, wie er an die politischen Ereignisse, gleichviel ob sie in der Nähe oder in der Ferne sich zutrugen, den Maßstab der Geschichte legte, und aus ihren Ursachen und Wirkungen immer die zutreffendsten Schlüsse zog. Galt ihm dieser Anlauf der Studienhofcommission, weil er nach zehnjährigem Widerstreben fast unvermittelt erfolgte, etwa auch als ein Zeichen der Zeit? Ich weiß es nicht; aber so viel steht fest, dass er die von ihm schriftstellerisch verfochtenen Reformideen entschiedener als in Tarnow, jedoch ohne herausfordernde Andringlichkeit befürwortete und jedem Lehrer, dessen Strebsamkeit von ihm berathen sein wollte, wärmstens empfahl.

Die überzeugenden Gründe, auf welche er seine Ansicht von dem Wesen eines Geist und Gemüth befruchtenden Gymnasialunterrichtes stützte, seine pädagogische und wissenschaftliche Überlegenheit, sowie seine kluge Bethätigung der Maxime: „Fortiter in re, suaviter in modo" verfehlten auf die Dauer ihre gewinnende Wirkung umsoweniger, als Wilhelm, nur auf seine eigene Kraft bauend, es grundsätzlich verschmähte, im Lehrkörper eine seinen Zwecken dienstbare Präfectenpartei zu schaffen. Infolge eines solchen Auftretens gestalteten sich in verhältnismäßig kurzer Zeit seine Beziehungen sowohl zur Gesammtheit der Lehrer, als auch zu jedem einzelnen immer vortheilhafter, so dass einer von den Professoren, und zwar gerade derjenige, welchem durch die Ernennung

Wilhelm's die Galle am meisten erregt worden war, bei einer ihm wie gerufen kommenden Gelegenheit die Worte fallen ließ: „Dass Sie mit der Leitung des Gymnasiums betraut worden sind, nehme ich als eine göttliche Fügung mit Ergebung hin; einen anderen Vorgesetzten würde ich mir jedoch nicht leichtweg haben gefallen lassen". Es gab sich in dieser Äußerung die Verbissenheit dünkelhafter Selbstüberhebung kund, aber die Absicht, die dahinter lauerte, erreichte das Ziel nicht; denn Wilhelm's Antwort war ein mitleidiges Lächeln. Er konnte sich ja ganz gut vorstellen, dass das Abgehen der Studienhofcommission von dem altehrwürdigen Brauche bei Besetzung des Präfectenpostens dem ungeschickten und vielleicht selbst am empfindlichsten enttäuschten Complimentenmacher durch den Kopf wirbelte. Aber auch sonst bedurfte dieser nämliche Professor christlicher Nachsicht, zumal wenn er im Lateinischen unterrichtete, worin er sich einer geradezu ‚unerreichbaren Meisterschaft' zu rühmen liebte. Wie gieng er doch beim Übersetzen vor? Er fragte zuerst dem Schüler die Bedeutungen aller in dem zu verdeutschenden Satze vorkommenden einzelnen Wörter ab und verlangte dann die Übertragung. Meistenfalls mühte sich der Prüfling vergeblich ab, und nach allerlei zur Sache nicht gehörigen Bemerkungen rief der Examinator in naiver Verwunderung aus: „Da schau' einmal Einer her, weiß der Mensch alle Bedeutungen, und übersetzen kann er doch nicht; man sollt's kaum glauben". Glaubte es auch der Präfect nicht? Im Gegentheil, mehr, als ihm lieb war; denn der Grund des Misslingens lag ihm, dem Unbefangenen, doch gar zu nahe. Der unerreichbare Meister tröstete sich aber mit der Begriffsstützigkeit des Schülers und ließ sich aus seiner Bequemlichkeit nicht herausreißen; denn mit verführerischem Schlangenzischeln bestärkte ihn die Eigenliebe in seiner unzweckmäßigen Lehrthätigkeit. Was anderes hätte man auch von ihm erwarten können? Seit jeher nicht gewohnt, sich selbst zu prüfen und zu überwachen, war er außerstande, die kleinen äußerlichen Dinge bloß als nothwendige Durchgangspunkte anzusehen, die nimmermehr um ihrer selbst willen getrieben werden dürfen. Ein Silbenstecher im schlimmsten Sinne des Wortes, rechtete er vielmehr gleich Shakespeare's Heißsporn „um das Neuntel eines Haares", und zum Formelkrämer herabsinkend, vergaß er über der wertlosen Schale den wertvollen Kern. Trotz alldem lechzte er, von Ehrgier gestachelt, nach dem Ruhme,

als Philolog an sich und in Betreff der Schule als ein Lehrer bewundert zu werden, der nur Vorzügliches leiste, und that er durch planmäßige Selbstverhimmelung das Seinige hinzu, dass er von der urtheilsunfähigen Menge nicht nach seinen Werken, sondern nur nach seinen Worten beurtheilt wurde.

Die Stellung Wilhelm's in der Öffentlichkeit war bald eine solche geworden, dass ihm die an der Anstalt vorgefundenen Zustände, weil er sich auch von der Heilkraft der Zeit nur Gutes versprach, den Seelenfrieden nicht rauben konnten. Seine bei jedem Anlasse zutage tretende, wirklich hingebungsvolle und mit weiser Thatkraft gepaarte Liebe zur Jugend, sein zuvorkommendes Benehmen gegen das Elternpublicum, wodurch er, ohne das Ansehen der Schule zu verringern, Verzagende aufrichtete, Bekümmerte entlastete, Aufgebrachte beschwichtigte, Gekränkten durch Vermittlung zu ihrem Rechte verhalf und unbegründeten Beschwerden durch überführenden Beweis ihrer Richtigkeit die Spitze abbrach, gewannen ihm die Achtung aller Gesellschaftskreise, sicherten ihm das Vertrauen der Behörden und festigten seinen Einfluss auf das Lehrercollegium. Erleichtert wurde ihm sein Wirken freilich auch durch den allerseits angestellten Vergleich zwischen den vergangenen und gegenwärtigen Tagen, durch den in jeder Hinsicht fühlbar werdenden Unterschied zwischen Präfecten und Präfecten, durch die sittliche Strenge, die er gegen sich selbst übte, und durch die jedes Hindernis überwältigende Beharrlichkeit, womit er, des ihm gesteckten Zieles eingedenk, auf der einmal betretenen Bahn fortwandelte. Schon die Nachricht von der Ovation, die ihm die Tarnower Gymnasialjugend am Abende vor seiner Abfahrt dargebracht hatte, und von den vergeblichen Überredungskünsten, womit sogar deutschenfeindliche Polen es versucht hatten, ihm das Rückgängigmachen seiner selbstgewollten Übersetzung nach Schlesien abzulocken, war an der Troppauer Bürgerschaft nicht eindruckslos vorübergegangen. Und wie geneigt und immer geneigter war man ihm schon im Laufe weniger Monate geworden, und wie gern würdigte man, was er für die Förderung gewisser, seit jeher vorzüglicher Leistungen der Anstalt, so z. B. auf dem Gebiete des Kirchengesanges that! Am dankbarsten wurde aber die wohlthätige Einwirkung anerkannt, die er auch auf das äußerliche Verhalten der Schüler ausübte, ohne jemals zu harten Mitteln zu greifen. Der schlagendste Beweis hiefür war die Thatsache, dass Väter und

Mütter, die mit ihren eigensinnigen Söhnen nicht fertig werden konnten, vertrauensvoll und niemals ohne Erfolg sich seine Hilfe erbaten.

Ganz besonders offenbarte sich die Zufriedenheit des verständigeren Theiles der Bevölkerung in Bezug darauf, dass, seitdem die Leitung des Gymnasiums ihm übertragen worden war, der seit Jahren eingerissene Unfug des nächtlichen Fenstereinwerfens aufhörte. Wilhelm suchte, als man ihm nach Übernahme des Amtes mitgetheilt hatte, dass derlei Ausschreitungen gegen missliebige Professoren nicht selten vorkamen, den Grund des Übels dort, wo er wirklich lag, und nicht dort, wo ihn Mangel an Selbstzucht bisher geflissentlich gefunden haben wollte. Dass die heißblütigen Jünglinge solcher Ordnungswidrigkeiten sich vermaßen, wurde auch von ihm höchlich gemissbilligt; aber er erblickte in jedem gröberen Vergehen, dessen sich die Jugend wiederholt schuldig machte, das Symptom einer Krankheit nicht der Schülerschaft, sondern des Lehrkörpers oder doch einzelner Glieder desselben. Auffällige Geistesgebrechen, unpädagogische Handhabung der Disciplin, verbunden mit liebloser Härte, wenn man strafen zu müssen glaubte, Übertriebenheit in den Forderungen nach unzulänglicher Einführung in das Verständnis des Geforderten, psychologisch nicht gerechtfertigte Beurtheilung der Leistungsfähigkeit und als Folge davon übermäßig strenge Censuren bezeichnete er als „Krebsschäden, die den guten Ruf einer Unterrichts- und Erziehungsanstalt vernichten". Er hatte es ja während seiner Dienstzeit an manchen sonst tüchtigen Collegen erlebt, dass ihnen solche Ungehörigkeiten empfindlichen Abbruch thaten, indem sie deren Wirksamkeit lähmten, die Schüler aber — und das war der Übel größtes — moralisch vergifteten, weil in ihnen missächtliche Starrköpfigkeit, mitunter sogar rachgieriger Hass erzeugt wurde. Am schmerzlichsten berührte es ihn, wenn ein Lehrer bei Fällen, die ihrer verhältnismäßig bedenklichen Natur wegen zu schärferen Maßregeln zwangen, gleich von vornherein an ein dunkles Gewebe dachte, dessen Kette Sünde, dessen Einschlag Sünde heißt, und sofort sich anschickte, nicht wie ein Erzieher, sondern wie ein Criminalrichter des Amtes zu walten. Mit der ihm angeborenen Ruhe lenkte er einen solchen unväterlich Gesinnten in das rechte Geleise, und half er demselben alle Umstände gewissenhaft erwägen, damit Übereilung vermieden, und Ungerechtigkeit verhütet werde. Wilhelm hatte sich ja unter heiklen Verhältnissen

zu der Einsicht emporgeläutert, dass auch ein Minimum von Strafe in das Herz hineingreifen kann, sowie dass die Strafe als ultima ratio nur äußerst spärliche Anwendung finden darf, weil man, wie der Volksmund sich ausdrückt, leicht Bankerott macht, wenn man Gulden und Thaler springen lässt, wo es Kreuzer und Groschen thäten.

Wie lieb- und einsichtsvoll Wilhelm für die Schüler eintrat, wenn es sich um die Beurtheilung ihres disciplinaren Betragens handelte, wie er splitterrichtendes Verdammen jugendlichen Muthwillens und die damit zusammenhängende Leichtfertigkeit im Aussprechen ungünstiger Sittennoten zurückwies, darüber herrscht unter denjenigen, welche ihm nahegestanden waren, als er das Gymnasium leitete, nur eine Stimme, und zwar die Stimme würdigendster Anerkennung.

Hemmende Einmengungen unbefugter auswärtiger Kreise in das Schulregiment, sobald es sich um Entscheidungen über die moralische Haltung der Zöglinge handelte, hielt er für bedenklich, und kam er solchen Übergriffen, zu welchen man in jener Zeit auch von unberufenster Seite geneigt war, im Interesse sowohl der Schüler, als auch der Lehrer mit voraussichtig-berechneten Schritten zuvor. Hegte doch selbst die Sicherheitsbehörde den Glauben, es stehe ihr, auch wenn kein besonderer Anlass dazu vorlag, und sie nicht gerufen wurde, ein Einfluss auf das innere Schulleben zu, und diesen Glauben schienen sogar Personen zu theilen, die von amtswegen über das Gymnasium zu wachen das Recht und die Pflicht hatten. Am auffallendsten zeigte sich, wie ich aus Wilhelm's Aufzeichnungen ersah, diese Seltsamkeit bei der ersten, das Wintersemester 1847/8 abschließenden öffentlichen Prüfung. Es trat nämlich, als das Examen schon im Zuge war, plötzlich ein Herr von großer Gestalt in das Local, und sofort erhoben sich alle Anwesenden ehrerbietig von ihren Sitzen. Nach einem vornehmen Kopfnicken, womit er die Achtungserweisung entgegengenommen hatte, gieng der nackensteife Ankömmling, als wäre er ein Grandseigneur, gemessenen Schrittes und wie ein strenger Gebieter um sich blickend nach der Mitte des Saales, um kurzweg zur Rechten des vorsitzenden Vicedirectors sich niederzulassen, in die Kataloge Einsicht zu nehmen und die aufgelegten schriftlichen Arbeiten durchzumustern, ja sogar während dieses geräuschvollen Thuns allerlei Vermerke in ein

mitgebrachtes Heft einzutragen. „Das muss ein hoher Vorgesetzter sein, den du noch nicht kennst", sprach der verwunderte Präfect leise vor sich hin, und um seine, wie er meinte, vielleicht unschickſame Gleichgiltigkeit in formgerechter Weise gutzumachen, fragte er den Dechant, wer dieser Herr sei. Die Antwort: „Der Polizei-Obercommissär" trieb dem sonst nicht leicht erregbaren Frager die Röthe des Unwillens in die Wangen, und als der ungebetene Gast ebenso aufgeblasen, wie er gekommen war, sich aus dem Zimmer entfernte, beschränkte sich der als Muster der Höflichkeit bekannte Präfect auf eine kaum merkliche Neigung des Hauptes, während alle anderen so lang in tiefgebückter Stellung verharrten, bis die Thür hinter dem Gefürchteten sich geschlossen hatte. „So etwas habe ich in Galizien doch nicht erlebt". Mit dieser Bemerkung, die er seiner auf den an sich unbedeutenden, aber gerade deshalb umso charakteristischeren Vorfall bezughabenden Tagebuchnotiz anfügte, bestätigte Wilhelm, wie es Augenblicke gab, in denen auch er vergaß, dass Österreich damals zu den ausgeprägtesten Polizeistaaten gehörte. Jetzt war er sich dessen wieder bewusst geworden, und in Anbetracht dieses Bewusstwerdens wird man auch die Überraschung erklärlich finden, die sich seiner bemächtigte, als die Regierenden plötzlich anfiengen, sich um die Meinung der Regierten zu bekümmern.

Zehntes Buch.

Aus den Tagen des revolutionären Idealismus.

Kurz nach Beginn des zweiten Semesters 1847—1848 erhielt Wilhelm von amtswegen einen neuen Lehrplan mit dem Auftrage zugemittelt, er habe „mit dem Lehrkörper darüber eingehend zu berathen" und ein Gutachten zu erstatten. Was bewog doch nur die k. k. Studienhofcommission, in dieser bisher von ihr allein und von einigen bureaukratischen Zöpflingen hin- und hergezerrten Frage endlich auch die ‚Wohlmeinung' der nächstbetheiligten Kreise einzuholen und solcherart das volksthümliche Wort: „Nihil de nobis sine nobis" als berechtigt anzuerkennen? Das dachte sich nicht nur Wilhelm, das dachte sich auch jedes Mitglied der zur Berathung des Reformentwurfes einberufenen Conferenz. Die weithin vernehmliche Aufklärung gab wenige Wochen später der politische Märzsturm in Wien.

Der österreichische Geschichtsschreiber Franz Krönes sieht mit Wilhelm in dieser Revolution nur ein Glied der langen Kette europäischer Ereignisse, deren Endwirkung im Frühlinge des

Jahres 1848 mit elementarer Gewalt über die alte ‚vormärzliche‘ Staatsordnung hereingebrochen war. „Mag auch die in mancher Richtung erfahrenere und nüchternere Jetztzeit über die jugendliche Überschwenglichkeit in dem damals zugunsten des Neuen gewagten Sturmlaufe abfällig urtheilen, so darf sie doch nicht die Märzbewegung mit ihrem idealen Schwunge und die redliche Mühe des Ministeriums Pillersdorf vornehm belächeln; denn eben die Märztage waren es, welche allenthalben jene seit 1789 über Frankreich hinaus verbreiteten, aber ungerechterweise mitverfehmten Ideen der gemeinmenschlichen und gemeinbürgerlichen Rechte wieder in das Staatsleben drängten, von denen auch die constitutionelle Gegenwart zehrt“.*) Und wie die morschgewordenen politischen Einrichtungen, wurde auch das längst hinfällige Unterrichtssystem durch den Aufstand gegen das Metternich'sche Regiment, der in der Aula der Wiener Universität zuerst aufflammte, ins Wanken gebracht. Heute unterliegt es wohl keinem Zweifel mehr, dass die Gesandtschaftsberichte von dem Sturze des Bürgerkönigs Ludwig Philipp und den darauf folgenden Pariser Gewaltscenen den allmächtigen Staatskanzler des Gefühles der Sicherheit beraubt und in sämmtlichen Verwaltungsbureaux den Gedanken geweckt hatten, man müsse, um voraussichtlichen Unordnungen entgegenzuarbeiten, dem Reformbedürfnisse durch beschwichtigende Maßnahmen gerecht zu werden trachten. Aus diesem in Anbetracht der Eigenthümlichkeiten der Monarchie einzig richtigen Gesichtspunkte beurtheilte Wilhelm auch die ‚um mehr als eine Idee zu spät‘ herabgelangte Aufforderung, den sogenannten ‚neuen‘ Lehrplan durchzuberathen und zu begutachten. In Österreichs Sternen stand es jedoch anders geschrieben. Denn schon mit der Beseitigung Metternich's, vollends aber mit der am 23. März vollzogenen Ernennung des Freiherrn von Sommaruga zum ersten österreichischen Unterrichtsminister war über den verschickten Lehrplansentwurf der Stab auf immer gebrochen worden. Das „armselige“ Machwerk, wie Wilhelm das in Rede stehende Schriftstück kennzeichnet, ruht begraben im Gymnasialactenstaube als schätzbares Material zu einer geschichtlichen Satyre auf die Beschränktheit jener Hochmögenden, die für den seit nicht ganz zwei Jahrzehnten aller-

---

*) Vgl. Dr. F. Krones: „Geschichte Österreichs“, IV. Band, pag. 641.

wärts vernehmbar gewesenen Posaunenschall des Weltgerichtes kein Gehör gehabt und in dem Wahne gelebt hatten, den Zeiger der unaufhaltsam-fortschreitenden Zeit zurückschrauben zu können. Dass sie es nicht konnten, war für sie und ihren Machtdünkel der Todesstoß!

„Die unmittelbare Leitung der Gymnasien übergebe ich den Lehrkörpern". So sprach Freiherr von Sommaruga in seinem ersten Erlasse de dato 6. April, und mit diesen Worten, noch entschiedener aber mit der von ihm in Aussicht genommenen Aufhebung der Wirksamkeit der bisherigen Local- und Provinzialdirectorate, die ein späterer Erlass vom 22. April wirklich anordnete, deutete er die Richtung an, nach welcher hin das höhere Unterrichtswesen von nun ab sich entwickeln sollte. „Reform und Fortschritt unter fachkundiger Leitung" war durch diese Verfügungen von oben herab angebahnt, und der Schwerpunkt der Bewegung in die Lehrerconferenzen verlegt worden. Der Kreishauptmann Řehola fasste jedoch die ministerielle Weisung, wozu ihre Unbestimmtheit ihm allerdings einiges Recht gab, so auf, als habe er oder sein Stellvertreter nach wie vor das Recht, die Berathungen der Professoren zu leiten. Als jedoch die hierüber entscheidende Anordnung erflossen war, legte er unverzüglich und auf feierliche Weise sein Amt vor dem versammelten Lehrkörper nieder, nicht ohne anerkennend der guten Beziehungen zu gedenken, welche namentlich in der letzten Zeit zwischen ihm und der Anstalt bestanden hatten. Der Gedanke, die Verwaltung derjenigen Angelegenheiten, welche das innere Leben der Schule und das Studienwesen im engeren Sinne betrafen, den Lehrercollegien zu übertragen, entsprach so recht dem idealistischen Sturme und Drange jener freiheitsschwärmerischen Zeit und war an sich auch nicht ohne alle Berechtigung; aber bald gelangte man, und zwar vor allem in den Fachkreisen selbst zu der Überzeugung, dass eine genaue Durchführung dieses Gedankens in der Praxis mit Unzukömmlichkeiten verbunden sei, die weder in sachlicher noch in persönlicher Hinsicht ohne nachtheilige Folgen bleiben könnten. Man hatte eben die Erfahrung gemacht, dass das Urtheil Solon's über die Athener, wie er sich dieselben durch ein Individuum vertreten und dann wieder als Gesammtheit dachte, nicht bloß für das classische Alterthum Geltung habe; denn allenthalben wurden Stimmen laut, welche über Zerfahrenheit

klagten und Festigkeit der unmittelbaren Führung des Gymnasiums nur dann für möglich erachteten, wenn ein bewährtes Mitglied des Lehrkörpers, ausgestattet mit der nöthigen Amtsgewalt und Verantwortlichkeit, den Einigungspunkt für die vielfach-auseinandergehenden Wünsche und Meinungen bilde.

Am 9. Juli schied Baron Sommaruga aus dem Ministerium, und sein Portefeuille wurde einstweilig dem als Schriftsteller rühmlichst-bekannten Freiherrn von Feuchtersleben anvertraut. Allerdings leitete dieser wahrhaft geniale und auf der Höhe philosophischer Weltbildung stehende Mann nur vier Monate lang die Unterrichtsverwaltung; allein diese kurze Spanne Zeit verwertete er, umbraust von dem Lärm der entfesselten Volksmassen, zum Besten des ihm gesetzten Zweckes mit einer geradezu aufreibenden Anstrengung aller Seelen- und Leibeskräfte. Sein hervorragendster Mitarbeiter war der seit dem Jahre 1845 in Wien sesshafte Prager Universitätsprofessor Dr. Franz Exner, den er als Rath ins Ministerium berufen hatte. Eine vorzüglichere Persönlichkeit, als diesen die geistige Gleichstellung Österreichs und Deutschlands anstrebenden Gelehrten konnte Feuchtersleben für seine Pläne nicht finden, und niemand begrüßte die von jetzt ab erst recht wirksam eingreifende Theilnahme Exner's an der Umgestaltung des Unterrichtswesens so erwartungsfroh, wie der Präfect Wilhelm. Wusste er doch, dass der zu so einflussreicher Stellung Emporgehobene, durchdrungen von dem Geiste des gemaßregelten Rembold*), zu dessen treuestergebenen Schülern er gehörte, vor keiner Schwierigkeit zurückschrecken werde, um den gegenüber der seligen Studienhofcommission erfolglos verfochtenen Reformideen endlich den Sieg zu erringen. Und mit Wilhelm theilten die gleiche Hoffnung alle diejenigen, welche Exner seit dem Jahre 1832 durch die tiefe Wissenschaftlichkeit und begeisternde Idealität seiner Vorträge zu ernsten Denkern herangebildet hatte. Die Folge bewies, dass solches Hoffen wohlbegründet war; denn noch giengen die Wogen der Revolution sehr hoch, und schon veröffentlichte das Ministerium die von ihm als Entwurf genehmigten „Grundzüge einer Reorganisierung sämmtlicher Schul- und Studienanstalten“, nicht ohne zugleich anzuordnen, dass der erste philosophische Jahrgang mit Erweiterung des philologischen Unterrichtes und mit

---

*) Siehe 3. Buch: „Hochschule und Berufswahl“, pag. 39 f.

Festsetzung der Allgemeinverbindlichkeit des naturhistorischen Studiums, sowie der Geschichte und Geographie überall dort, wo früher philosophische Obligatcurse bestanden hatten, sofort in das Gymnasium einbezogen werde, die Errichtung neuer Lycealclassen aber dem freien Ermessen der Gemeinden anheimzustellen sei. Wilhelm war von einer so gründlichen Wandlung der Dinge, obwohl sie das Gepräge der Unfertigkeit an sich trug, ungemein befriedigt und schrieb in sein Tagebuch: „Wir sind' erst beim Anfange, dieser ist jedoch vielverheißend. Die modrige Spreu der Vergangenheit hat der Märzsturm weggefegt; der Ansatz zur Vollendung des Werkes ist da, das Übrige nur noch eine Frage der Zeit. Lehr- und Lernfreiheit kann den Universitäten nicht mehr vorenthalten bleiben. Ist diese einmal gegeben, dann werden die Gymnasialeinrichtungen nach Form und Inhalt weiter ausgeführt und vervollständigt, aber auch die Forderungen an das Wissen und Können der künftigen Lehrer gesteigert werden müssen". Man sieht, Wilhelm erfasste den Kern der von oben ausgegangenen Neuerung und nahm diese selbst für nicht mehr, als was sie in jenen Tagen des Überschwanges war, nämlich für eine die erhitzten Köpfe ehrlich-beruhigende Kundgebung des ernsten Willens, womit maßgebendenorts an einem vollständigen Umbau des Unterrichtssystemes gearbeitet wurde.

Die Übertragung der Leitung des Gymnasiums an den Lehrkörper wurde von der Schülerschaft, als man diese hievon in Kenntnis setzte, freudig begrüßt. Die Jugend hatte es eben, ohne sich hierüber völlig klar geworden zu sein, bei manchen Anlässen herausgefühlt, dass das außerhalb der Schule stehende Directorat fast immer in seinen disciplinaren Maßregeln fehlgegriffen hatte, und mitunter selbst Unheil gestiftet haben würde, wenn nicht der Präfect und die Professoren derlei erziehungswidrige Ungeschicklichkeiten aufs entschiedenste abgewehrt hätten. Jedesmal, wenn der Lehrkörper zu solchen Amtshandlungen gezwungen war, gab Wilhelm mit nachdrücklichster Betonung die Erklärung ab: „Es ist für uns eine Gewissenspflicht, unsere Zöglinge, sobald ihnen ein offenbares Unrecht geschieht, mit ganzer Kraft zu schützen; denn wir dürfen nicht vergessen, dass verkleinernde Klatschsucht und böswillige Ohrenbläserei bei derartigen Schulprocessen ihre unsauberen Hände immer im Spiele haben und sich nicht scheuen, ihren Geifer auch auf die Lehrer und die Anstalt auszuspritzen". Diese Worte waren zutreffend, weil auf Erfahrung

gegründet. Die Schüler selbst fühlten sich aber durch die Befreiung von fremden Einflüssen geschmeichelt, ja sogar gehoben. Äußerten sich doch die Septimaner, welche Wilhelm nach der Pensionierung des Humanitätslehrers Beck übernommen hatte, dass sie durch ihre Haltung beweisen werden, wie sie einer anderen Aufsicht, als der ihrer Professoren gar nicht bedürfen. Und sie bewiesen es auch wirklich durch ihr ganzes Thun und Lassen; denn während anderwärts, hervorgerufen durch allerlei krakehlsüchtiges Gelichter, sträfliche Ausschreitungen vorkamen, und das Schuljahr aus diesem Grunde früher geschlossen werden musste, wurde in Troppau der Unterricht in gewohnter Ordnung und ohne die geringste Störung zu Ende geführt. Wie unwiderlegbar spricht dieses Factum für die Unumstößlichkeit des alten Satzes, dass der Geist einer Schule durch die Lehrer, ganz besonders aber durch den Vorsteher bedingt wird, und dass drakonische Strenge das denkbar-schlechteste Mittel ist, um zu verhüten, dass die in der Regel unschwer zu lenkende Jugend von dem Wege der Pflicht abweiche.

Wilhelm hatte in Galizien unter kritischen Verhältnissen die ihm anvertrauten Schüler, ohne von ihrer Lust zu Ausschreitungen viel Aufhebens zu machen, glücklich im Zaume gehalten. „Bei den Schlesiern“, erzählte er mir, „war das für mich ein wahres Kinderspiel“. Zu diesem Ausspruche gibt eine Thatsache, die in seinem Tagebuche verzeichnet ist, die lehrreichste Illustration. Die Schüler der beiden Humanitätsclassen fassten nämlich, nachdem die Errichtung der Nationalgarde gestattet worden war, den Gedanken, ihrerseits ein besonderes Corps, ähnlich der akademischen Legion in Wien, zu bilden, und sandten einige aus ihrer Mitte zum Präfecten, um anzufragen, ob er ihr Vorhaben unterstützen wolle. Wilhelm erachtete es angesichts der allgemeinen Erregtheit für gerathen, den Bittenden, ohne erst mit ihnen lang und breit zu verhandeln, bedingungsweise willfahrend entgegenzukommen, empfahl ihnen jedoch, durch fortgesetzt-eingezogenes Benehmen sein Vertrauen in ihr Pflichtgefühl und in ihre Loyalität wie bisher zu rechtfertigen. Die Einbegleitung des ihm überreichten Gesuches entsprach denn auch der gegebenen Zusage insofern, als wahrheitsgemäß das musterhafte Verhalten der jungen Leute ebenso, wie ihr lebendiger Ordnungssinn anerkennendst hervorgehoben, und von diesem Standpunkte aus ihr naiver Wunsch als erfüllungswürdig dargestellt wurde, wofern nicht maßgebendenorts

die Unerfahrenheit der Bittsteller und etwaige höhere Rücksichten eine gegentheilige Entscheidung gebieten sollten. Die Erledigung der Eingabe ließ geraume Zeit auf sich warten. Der kluge Präfect war aber hierüber im Grunde seines Herzens froh. Er kannte ja den Einfluss der Zeit auf die leicht veränderlichen Neigungen der Jugend und wusste, dass, „wie sich die Neigung anders wendet, auch des Urtheils wandelbare Woge steigt und fällt". Zudem hatte er schon lang wahrgenommen, dass bei den Studentchen, zweifelsohne weil von Vätern und Kostgebern über die ungewohnten Mühseligkeiten des Waffendienstes viel und oft gejammert wurde, die Begeisterung für Säbel und Schießgewehr immer mehr sich verflüchtigte. Es konnte sich daher auch niemand darüber wundern, dass er von der Befriedigung, womit die junge Welt die Verlautbarung der endlich erflossenen Abweisung ihres Ansuchens entgegennahm, nichtsweniger als überrascht wurde. „Hätte ich die schwärmerischen Jünglinge gleich anfangs rundweg abschlägig beschieden", äußerte sich Wilhelm mir gegenüber in einem die Ereignisse des Jahres 1848 durchmusternden Gespräche, „gewiss wäre dadurch die verborgene Glut zur hellen Flamme angefacht, und die Disciplin bedenklich gelockert worden". Ich pflichtete ihm bedingungslos bei. Hatten mir doch eigene Erlebnisse in Ungarn die Überzeugung aufgedrängt, dass in verwickelten Lagen pädagogischer Takt eine Haupttugend des öffentlichen Erziehers, aber, wie es die Erfahrung häufig genug darthut, nicht jedermanns Sache ist.

Was der studierenden Jugend erspart blieb, dazu musste sich jedoch der Präfect bequemen, wie wenig es auch nach seinem Geschmacke war. In so kurzbefehlender Weise wurde an ihn die Aufforderung gerichtet, sich in die Nationalgarde einreihen zu lassen, dass ein Losschrauben von der ihm aufgenöthigten Bürgerpflicht nicht gut versucht werden konnte, und er nolens volens dem ‚Rufe des Vaterlandes' folgen musste. Anlässlich der unentgeltlichen Austheilung der Musketen konnte er beim besten Willen den Lachreiz nicht bemeistern; denn er sah, dass man nur unbrauchbares, altväterisches Gerümpel verabfolgte. „Eine hohe Meinung von unserer militärischen Tüchtigkeit hat man just nicht", bemerkte er, auf das ihm überreichte Feuerrohr deutend, zu einem neben ihm stehenden Gemeindebeamten, „sonst würde man uns nicht mit solchen verderbten Schießprügeln bedenken". Als er aber seine Waffe auf der Schulter heimtrug, fand er doch, dass

man ihm mehr Kraft zugetraut habe, als er in Wahrheit besaß; denn das Gewehr hatte ein solches Gewicht, dass er sich entschloss, eine handlichere, leichtere Büchse zu kaufen. Und so geschah es auch. Siebzehn Conventionsgulden waren freilich ein empfindliches Opfer; aber was that man damals nicht, um ohne viel Anstrengung und Mühe die kaumgeborene Freiheit zu beschirmen? Überdies legte man solcher Selbsthilfe keinerlei Schwierigkeiten in den Weg; man gieng vielmehr von der Ansicht aus, dass die Volkswehr an die auch das scheinbar Unbedeutendste berücksichtigenden Egalisierungsvorschriften der Berufssoldaten nicht streng gebunden sei. Auch drückte die von den Umständen erzwungene Duldsamkeit der Commandanten, wofern nur nicht zierliche Damenflintchen in Gebrauch kamen, mit schwach verhehlter Absicht wenigstens ein Auge zu. Ja mit schwach verhehlter Absicht! Denn der demokratische Ehrgeiz jener Tage fühlte sich gar unglücklich, wenn ihn der linde Hauch der aura popularis, welcher bekanntlich im Handumdrehen verscherzt werden konnte, nicht mehr umwehte. Klugheit war daher für jedermann das verlässlichste Schutzmittel, und Wilhelm bediente sich desselben zum Wohle der von ihm geleiteten Anstalt ebenso umsichtig, wie maßvoll. Mit Ausnahme der zulässigen, für ihn allerdings ziemlich kostspieligen Erleichterungen war er, soweit seiner Stellung und seinem Amtseide nicht nahegetreten wurde, auch als Nationalgardist ein Mann der Pflicht. Denn er nahm in Gemeinschaft mit den zwei Professoren Johann Sobola und Emanuel Urban einige Wochen hindurch bei einem Officier Unterricht im Exercieren und betheiligte sich während der Ferien an den militärischen Übungen. Für die Dauer des Schuljahres aber ließ sich die wackere Trias vom Waffendienst entbinden, erhielt jedoch regelmäßig, sooft sie zum Wachestehen an die Reihe kam, den Erinnerungszettel durch einen eigens hiefür bestellten Austräger gegen Entrichtung einer Gebür von zehn Kreuzern ins Haus zugemittelt.

Späterhin sprach Wilhelm im vertrauten Freundeskreise niemals wegwerfend über die achtundvierziger Bewegung im großen und ganzen; er beurtheilte sie ja nach den Ursachen, als deren Wirkung sie seiner Überzeugung nach hervorbrechen muste. Nur die aufwieglerischen Thorenstreiche einzelner Sprudelköpfe und die dadurch hervorgerufenen lärmenden Straßenaufläufe des kleinstädtischen Janhagels geißelte er in seiner trockenhumoristischen Erzählweise so ergötzlich, dass man, angemuthet von der Unbefangenheit des vor-

trefflichen Mannes, willig zu dessen milden Anschauungen sich mitbekannte. Wie drollig wirkte nicht, um nur eines Falles zu gedenken, seine Schilderung des kläglichen Ausganges der Troppauer Revolutionsspielerei und der infolge der Auflösung der Nationalgarde so auffallend rasch umsichgreifenden Scheu vor jeder Art von Waffen, so dass er noch von Glück sagen konnte, als er sein hübsches Gewehrchen um den Spottpreis von nur einem Gulden losbekam! Und doch war das kleine Schlesien, trotz seiner bewährten Anhänglichkeit an Kaiser und Reich „hohenorts übel beleumundet“ als ein Land, „wo sich“, wie in jener „Erntezeit der bösen Zungen“ behauptet wurde, „der deutsche Radicalismus im Jahre 1848 sehr breit gemacht habe“.

Und diesem eingebildeten deutschen Radicalismus mit lang herabwallendem Haupthaar und wohlgepflegtem Vollbart ließ man nicht bloß in Wien, sondern auch anderwärts Schritt auf Schritt nachspüren; denn die Machthaber, welche für stark gelten wollten, waren der Pest der Gespensterfurcht, die nur in den höheren Kreisen ihr Unwesen trieb, zum Opfer gefallen.

Elftes Buch.

Reformfreuden.

Von außenher, da alles in sein gewöhnliches Geleise zurückgekehrt war, durch nichts mehr abgelenkt, lebte Wilhelm wieder ganz so, wie sein Herz es verlangte, einzig und allein der Schule und seiner Familie. Solche Ungestörtheit war aber auch nothwendig, weil der Übergang in das neue Studiensystem auf vielerlei Schwierigkeiten stieß. Denn die im August veröffentlichten Grundzüge der Gymnasialreform konnten wegen ihres bruchstückartigen Charakters nicht genügen. Zudem fehlte es an einem bestimmten Lehrplane, fehlte es an zweckmäßigen Lehrtexten, fehlte es namentlich an allem und jedem für den Unterricht in der deutschen Sprache.

Zum Überflusse gestalteten sich auch die europäischen Verhältnisse von Tag zu Tag unheimlicher. Nicht mehr die „Geister waren es, welche ihre Wolkenkämpfe in breiten und mannigfaltigen Schlachtordnungen auf die Erde übertrugen“, sondern die rohe Gewalt erzwang auf dem ganzen Festlande dem Grundsatze: „Macht geht vor Recht“ durch die blutigste Praxis traurige Geltung. War es angesichts solcher Zustände zu wundern, dass es dem für

Österreichs Größe schwärmenden Wilhelm schwül ums Herz wurde, wenn er an die Zukunft dachte? Halb verzagt trat er daher in das neue Schuljahr. Ein anderer an seiner Stelle wäre vielleicht hoffnungskühner gewesen? Aber mit welchem Rechte hätte er es sein können, ja mit welchem Rechte? Schienen doch alle Anzeichen darauf hinzudeuten, dass die fortschrittliche Strömung nicht nur im Bereiche des politischen Lebens, sondern auch auf dem Gebiete der Schule von gewaltsamer Zurückstauung bedroht sei. Nicht ohne Nutzen für seine Anschauung des österreichischen Staatswesens war er zwanzig Jahre lang in Galizien gewesen. Er unterschätzte nicht die Gefährlichkeit unserer vielsprachigen und provinziellen Verhältnisse, und seine Wünsche zielten darauf hin, dass das theresianisch-josefinische Reich der Habsburger ohne Entnationalisierung der einzelnen Völkerschaften zu einer politisch-nationalen Einheit emporgehoben und mit constitutionellen Bollwerken geschützt werde. Nur von einer solchen staatlichen Einrichtung versprach er sich, weil ihm dieselbe ohne Klärung des Volksgeistes undenkbar erschien, eine Förderung der Schule. Nach allem, was er sah und hörte, zweifelte er aber an dem Emporschwunge seines geliebten Vaterlandes. Glücklicherweise erwies sich, wenigstens in Betreff des höheren Schulwesens, seine Besorgnis als zu weitgehend; denn auch das Schuljahr 1849 ließ sich noch ermuthigend an. War ja die fachliche Leitung des öffentlichen Unterrichts in der ganzen Monarchie auf den Wunsch des Ministers Grafen Stadion von dem späterhin (im Jahre 1854) in den Freiherrnstand erhobenen Professor Dr. Josef Alexander Helfert übernommen worden. Mochte auch dieser hochstrebende und durch tiefes Wissen ausgezeichnete Geist im constituierenden Reichstage als redegewandter und entschiedener Vorkämpfer der ultraconservativen und čechischnationalen Sache manches Vorurtheil gegen sich heraufbeschworen haben, so begrüßte man doch nicht ohne ein gewisses Gefühl der Befriedigung seine Berufung zum Unterstaatssecretär als ein der geänderten Zeitrichtung gewährtes Zugeständnis. Und mit Grund! Helfert war ja so gut, wie jeder andere Mann des Katheders, überzeugt von der Unhaltbarkeit des vormärzlichen Unterrichtswesens. Wie hätte er sich sonst entschließen können, die im Zuge befindlichen Reformarbeiten Exner's dadurch zu beschleunigen, dass er die bedeutende Kraft dieses Mannes nicht minder, in mancher Hinsicht sogar, weil dessen wissenschaftliche Gediegenheit ihm

schon von Prag her bekannt war, noch mehr würdigte, als sein idealgesinnter Amtsvorgänger? Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen ein frischer Luftzug aus dem Ministerium in die Lehranstalten drang, und derselbe noch frischer wurde, als der an die Wiener Universität berufene Berliner Philolog Hermann Bonitz an Exner's schaffender Thätigkeit sich betheiligte. Denn darüber ist alle Welt einig, dass dieser Gelehrte „eine Persönlichkeit war, welche seltenen Scharfblick und organisatorisches Genie mit genauer Kenntnis der Mittelschule und ihrer Bedürfnisse verband", zugleich aber auch eine Willenskraft sein eigen nannte, die stark genug war, um das so vorzüglich angefangene Neuerungswerk allen Hindernissen zum Trotz der Vollendung zuzuführen. Die Folge bewies es. Denn nur dem verständnisinnigen Zusammenwirken dieser beiden wissenschaftlichen Größen hatte man es zu danken, dass auf Grund der wieder ans Licht gezogenen zahlreichen Gutachten von Lehrkörpern und einzelnen Fachmännern der noch zur Stunde in seiner Wesenheit giltige „Entwurf der Organisation der Gymnasien und Realschulen in Österreich" zustandekam und schon am 16. September 1849 von amtswegen veröffentlicht werden konnte.

Wer gleich Wilhelm die Wiedergeburt der vaterländischen Schule ernst nahm, hieß hochklopfenden Herzens den meisterhaft-gearbeiteten Entwurf willkommen. Erschien er doch jedermann als eine rettende That! Wie auch nicht? Durch ihn hatte man ja den vormärzlichen Studienzopf glatt weggeschnitten, ohne sich über die Besonderheit der Zustände Österreichs gleichgiltig hinwegzusetzen. Gerade dieser Unterschied zwischen unserer Monarchie und Deutschland wurde von den beiden Organisatoren sorgfältigst erwogen. Denn um demselben gerecht zu werden, nahmen sie, freilich nicht ohne Einwirkung Helfert's, Rücksicht auf die den österreichischen Gymnasien eigenthümliche Aufgabe, eine Mehrheit im Reiche gangbarer und häufig den Schülern nothwendiger Landessprachen zu lehren",*) indem sie, „auf den Einfluss einer verbesserten Unterrichtsmethode bauend", die Stundenzahl, soweit es angieng, beschränkten. Wilhelm, der sich, als er diese Begründung eines geringeren Zeitausmaßes las,

*) Vgl. Organisationsentwurf (Ausgabe 1849) Vorbemerkungen pag. 6.

an seinen Egerer Lehrer im Böhmischen, den Professor Kratochwile, und daran erinnerte, wie sehr ihm die in Neu-Sandec erworbene Kenntnis der polnischen Verkehrssprache zustatten gekommen war, gab seiner zustimmenden Würdigung einer solchen Beachtung gegebener Verhältnisse umso entschiedener Ausdruck, als seinem Schulmannsgewissen durch die Anordnung des Entwurfes, dass die deutsche Sprache an allen Gymnasien obligater Lehr- und Lerngegenstand zu sein habe, die Ruhe gesichert blieb. Und fürwahr, nichts konnte seine und jedes einsichtsvollen Pädagogen Hoffnung mehr kräftigen, als die Art, wie das ehemalige Mitglied des Prager Repeal-Clubs Graf Leo Thun-Hohenstein, nachdem er am 22. August 1849 das ihm übertragene Portefeuille des Cultus und Unterrichtes übernommen hatte, den Lehrercollegien die neuen Gymnasialeinrichtungen überhaupt empfahl und die Pflege der deutschen Sprache insbesondere zur Pflicht machte. Man lese nur, um sich davon zu überzeugen, das Vorwort des „Organisationsentwurfes“, worin die auch von ihm genehmigten statutarischen Bestimmungen begründet werden. Der Minister that damit eben nicht mehr, als was er nicht lassen durfte. Sollten nämlich, wie es in der denkwürdigen Proclamation der Thronbesteigung Seiner Majestät Franz Josef I. hieß, „alle Länder und Stände der Monarchie wirklich zu einem großen Staatskörper“ vereinigt werden, so musste man, um diese Idee auszuführen, über ein culturförderndes Bindemittel verfügen können. Als ein solches vorzüglich-geeignetes Bindemittel galt dem Minister die im öffentlichen Dienste gebräuchliche, sowie in allen Kreisen der Intelligenz eingebürgerte deutsche Sprache. Ist es doch nach dem Ausspruche des Grafen Thun unbestreitbares „Bedürfnis eines mächtigen Reiches, dass wenigstens die Gebildeten aller Theile desselben sich untereinander zu verstehen die Fähigkeit haben“. Diese Fähigkeit wird aber, setzte er hinzu, „am leichtesten erworben durch Erlernung der unter den gebildeten Classen bereits am meisten verbreiteten deutschen Sprache, und ist es die Pflicht der Regierung, im Interesse des großen Ganzen dafür zu sorgen, dass die Befriedigung eines so wichtigen Bedürfnisses denjenigen, die es wünschen, möglich sei“. Denjenigen, die es wünschen! Mit diesen Zusatzworten, die im Lehrplane selbst ausführlicher und schärfer abgegrenzt wiederkehren, entsprach man den Bestimmungen der durch die Ver-

fassungsurkunde vom 4. März 1849 gewährleisteten Grundrechte*); aber es fragt sich, ob man nicht, mit Absicht weiterdenkend, die Zukunft vorwegnehmen wollte, welche schon damals im stillen zwar, aber unablässig vorbereitet wurde und jetzt bereits zur rücksichtslos fordernden Gegenwart herangereift ist? Fast scheint es so; denn seit dem letzten Viertel des Jahres 1879 hat jene eingeschaltete Hinweisung auf „diejenigen, die es wünschen", zumal da ihr bei natürlicher Entwickelung der Dinge die Berechtigung nicht abgesprochen werden kann, immer mehr an Bedeutung gewonnen, und wird das, was vor dreißig Jahren mit verschämtem Wohlwollen den Lehrern nahegelegt wurde, dermalen von den leidenschaftlich-nationalen Stürmern ohne Maß und mit überhastendem Ungestüm den Regierenden abgedrungen. Wilhelm bekennt sich, ich möchte darauf wetten, jetzt in seinem dreiundachtzigsten Lebensjahre noch immer zu dem bezüglich der Sprachenfrage im Organisationsentwurfe geltend gemachten Grundsatze, dass es in einer „Angelegenheit, welche die zartesten und mächtigsten Gefühle der Menschen berührt, weise sei, jeden, auch den bestgemeinten Zwang zu vermeiden und zu erwarten, dass wahre Bedürfnisse und Interessen, wo sie vorhanden sind, auch ihre Befriedigung suchen werden"; aber ebenso überzeugt bin ich, dass derselbe Wilhelm die Bedürfnisse und Interessen des Gesammtstaates, weil sie sich jedem ehrlichen Österreicher von selbst und unabweisbar aufdrängen, also nicht erst ermittelt zu werden brauchen, nach wie vor höherstellt, als die gegenwärtig nach Alleinherrschaft ringenden und das Heiligthum der Schule in den Parteihader hineinzerrenden Sondergelüste mit ihren nicht unbedenklichen Endzielen.

Graf Thun war — niemand kann dies bestreiten — der leibhaftige Vertreter der Devise: „Im Thun nie ruh'n", die sich sein Großoheim Josef Mathias zur Richtschnur alles Denkens und Handelns erkoren hatte. Eines seiner hervorragendsten Verdienste war ohne Zweifel die auch von Wilhelm's fachkundiger Feder gepriesene Entschiedenheit, womit er, die vielerlei Hemmnisse bei-

*) Die Aufhebung der österreichischen Verfassung erfolgte am 31. December 1851 und an ihre Stelle trat im April 1852 der absolute Einheitsstaat mit dem neuen Ministerium Buol-Schauenstein, Bach und Thun. Krones: Geschichte Österreichs, IV., pag. 645.

seitedrückend, dem neuen Gymnasiallehrplane die kaiserliche Genehmigung erwirkte und diesen aus dem papierenen Dasein zu frischathmender Wirksamkeit hinüberleitete. Vor allem verfügte er, mit dem ein Jahr zuvor fast schüchtern unternommenen Anlaufe sich nicht zufriedengebend, nebst der sofortigen Auflassung der philosophischen Zwangscurse die Erweiterung aller Gymnasien von sechs auf acht Classen und deren methodisch-unerläsliche Scheidung in eine Ober- und Unterstufe von je vier Jahrgängen. Maßgebend hiefür war ihm, sowie früher dem Freiherrn von Feuchtersleben, die Erwägung, dass diese philosophischen Curse ihrer Natur nach doch nur als eine Fortsetzung des Gymnasiums anzusehen waren, und deren Aufhebung dort, wo sie außer aller Verbindung mit den übrigen Facultäten eine Art von selbständigem Zwitterleben hatten, ebenso unvermeidlich war, wie andererseits ihre Lostrennung von den Universitäten, wenn sie mit solchen zusammenhiengen, durch die bereits in Angriff genommene und mit kaiserlicher Entschließung vom 11. October 1849 eingeführte akademische Lehr- und Lernfreiheit geradezu geboten erschien. Solcherart war das Gymnasium, nachdem auch das Fachlehrersystem mit gewissen Beschränkungen und die bereits grundsätzlich beschlossene Reifeprüfung Aufnahme gefunden hatten, endlich das geworden, als was es sich die bedeutendsten pädagogischen Autoritäten und mit ihnen Wilhelm schon lang gedacht hatten: eine Anstalt, die zur Vermittlung einer höheren allgemeinen Bildung ganz besonders die altclassischen Sprachen und deren Literatur benützt, aber im Ebenmaße damit auch die mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen ausgiebigst pflegt und den Schwerpunkt des Unterrichtes in diesen, entsprechend der denselben innewohnenden Erziehungskraft, in die wechselseitige Beziehung aller Lehrfächer aufeinander verlegt.

Die vorstehenden Bemerkungen haben nur den Zweck, die Bedeutsamkeit der von Wilhelm während seines Aufenthaltes in Galizien schriftstellerisch verfochtenen Ideen einer zeitgemäßen Änderung des Gymnasialunterrichtes darzulegen; denn diese Ideen waren es ja eben, die durch das Bonitz-Exner'sche Organisationswerk in wohlgegliederter Ausführung verwirklicht wurden. Wie innig musste daher die Befriedigung sein, welche der unermüdlich-strebsame und fortschrittlich-gesinnte Mann der Schule und Wissenschaft empfand, als er das trotz aller Erschütterungsversuche noch heute

aufrecht gebliebene Document der Thun'schen Reformthätigkeit in allen Einzelnbestimmungen durcharbeitete und im Laufe der Jahre als festgefügtes Ganze sich bewähren sah! Er selbst trug schon als provisorischer Gymnasialdirector, wozu er infolge der neuen Einrichtungen, die das didaktisch-stumme Präfectenthum abschafften, ernannt worden war, in seinem Schaffenskreise und durch Erörterungen in Fachzeitschriften des In- und Auslandes mit dazu bei, dass der Buchstabe des Entwurfes lebendig wurde, und der von da ab zweckdienlicher ausgesäete Bildungssame alsbald aufgieng und, stetig sich entwickelnd, zu einem Baume heranwuchs, der nicht bloß ins Laub trieb, sondern auch köstliche Früchte brachte und noch bringt. Es blieb ihm kaum mehr etwas zu wünschen übrig; denn auch das, wogegen er seinerzeit als Schüler einen instinctartigen Widerwillen gehegt und später als Professor bewusst und mit dialektischer Schärfe angekämpft hatte, war durch die nunmehr zur That gewordene Neugestaltung des Gymnasialwesens gründlich beseitigt. Ich meine die zwecklose Aneignung der auch schon von Leibniz sehr niedriggeschätzten Fertigkeit im Reden jenes barbarischen Lateins, dessen ich im 2. Buche: „Der Lateiner in Eger und Wien" gedacht habe, und das, obwohl schon an sich von sehr fraglichem Werte, allenfalls insolang gewissen Lebensverhältnissen dienlich gewesen sein mochte, als der Einfluss dieser Sprache in Wissenschaft, Staat und Kirche, wenngleich nicht alleinherrschend, doch vielfach noch immer eine Nothwendigkeit war. Von nun an galt es aber — und darauf hatte Wilhelm seit jeher den Ton gelegt — auf der Unterstufe in überwiegender Weise „dem äußerlich praktischen Bedürfnisse, sowie der grammatischen Sprachbildung" zu genügen, auf der Oberstufe hingegen das „stilistische" Moment hervorzuheben und bei einer ausgiebig und mit sorgfältiger Auswahl betriebenen Lesung der classischen Schriftsteller durch Hinweisung auf die „innige Vereinigung des Gedankeninhaltes mit der Kunstform" auch die sittliche Bildung zu fördern.*) Damit war jedoch, wie Wilhelm in seinem Tagebuche mit drei nachdrucksvollen Ausrufungszeichen betonte, jener beschränkte Pedantismus, der das Wissen lediglich als eine Sache todter Gelehrsamkeit ansah, in Acht und Aberacht gelegt worden.

---

*) Vgl. Vorbemerkungen und Instructionen zum Organisationsentwurfe.

Dass der letzte Präfect und erste Director des Troppauer Gymnasiums mit so vorzüglichem Erfolge die neuen Unterrichtsgrundsätze bethätigen konnte, muss mit als eines der vielen Verdienste bezeichnet werden, welche sich Dr. Josef Freiherr von Kalchberg, nachdem er am 9. December 1849 zum Statthalter in Ober- und Niederschlesien ernannt worden war, um Schule und Vaterland erworben hat. Wilhelm, welcher mit dem geistvollen Staatsmanne bis zu dessen Hinscheiden in freundschaftlichem Pensionistenverkehre lebte, gedenkt der kräftigen Unterstützung, die ihm derselbe in reichlichstem Maße hatte angedeihen lassen, heute noch mit rührender Dankbarkeit. Wie hätte es auch anders sein können? Kalchberg hielt ja, wie er selber von sich sagt, „an dem Kerne seiner Überzeugungen, sowie an den ewigen Ideen einer gesunden Doctrin fest und glaubte, dass ein politischer Landeschef sich zunächst in das Bewusstsein einer ehrlichen, uneigennützigen, von der Bevölkerung dankbar anerkannten Amtsthätigkeit einleben müsse, um seinem Dienste nach oben und unten für die Gegenwart sowohl, als auch für die Zukunft zu genügen". Darum legte er alles Gewicht auf die in volkswirtschaftlicher, socialer und politischer Beziehung folgenschwere Durchführung der Entlastung des unterthänigen Grundbesitzes und auf die dadurch bedingte Regelung des Gemeindewesens. Im Hinblick auf diese zwei Aufgaben muss es wohl als ein Beweis von weitausblickender Fürsorge gerühmt werden, dass er auch die geistige Emporhebung des Bauern in sein Verwaltungsprogramm mit aufnahm. Wie sprach er sich doch nur darüber aus? In seinen „Gedenkblättern aus einer achtzigjährigen Pilgerfahrt" *) äußerte er sich, seine eigene Denkweise charakterisierend, folgendermaßen: „Staat und Kirche vereint, werden, wie ein Kräftenparallelogramm zusammenwirkend, die Diagonale finden, auf welcher das Culturleben der Völker vorwärtsgebracht werden kann." Dieser seiner Anschauung gemäß hielt er auch — und das eben zeugt von seiner weisen Umsicht — das Beiseitesetzen der einen, wie der anderen Kraft für einen politischen Fehler. Ja er betrachtete „die Spitzfindigkeit, welche für die Schule die sittlich-religiöse Grundlage zurückweist, um dafür die confessionell-

---

*) Erschienen bei Th. Grieben in Leipzig 1881.

sittliche zu verlangen, als ein unlauteres, scholastisches Wortspiel", und wies, zunächst freilich aus materiellen Gründen, dem Staate den „Löwenantheil an dieser schweren Arbeit" zu, nicht ohne der Erwartung Ausdruck zu geben, dass „die Kirche dabei ehrlich mithelfen werde". Wie sehr es ihm gelungen war, die minder befangenen geistlich-hierarchischen Kreise dieser ausgleichenden und dem Interesse der Schule förderlichen Abgrenzung der Machtgebiete des Staates und der Kirche günstig zu stimmen, gab sich am unzweideutigsten im October 1851 dadurch kund, dass der gefeierte Fürstbischof von Breslau Melchior Freiherr von Diepenbrock sich bewogen fühlte, bei einer Hoftafel in Troppau seiner Anerkennung der vermittelnden und jedem billigen Wunsche zuvorkommenden Haltung des Landeschefs in Gegenwart des Monarchen unverholen und lebhaft Worte zu leihen.

Zwölftes Buch.

Vom Katheder ins Bureau.

Wenn ich der Wirksamkeit des Freiherrn von Kalchberg, soweit sich dieselbe auf dem Felde der Schule offenbarte, verhältnismäßig ausführlicher gedenke, so geschieht dies darum, weil ich den Einfluss begründen will, den ein so hochbegabter, vorurtheilsfreier Regierungsvertreter auf Wilhelm ausübte.

Man vergegenwärtige sich nur die bescheidene Natur dieses für eine zeitgemäßere Bildung der Jugend begeisterten, aber mit seiner Begeisterung nicht prachttreibenden Schulmannes, und man wird die Befriedigung, welche ihm jeder von oben kommende fortschrittliche Anreiz gewährte, ihrem vollen Umfange und ihrer ganzen Tiefe nach zu ermessen imstande sein. Ja, Freiherr von Kalchberg besaß, wie selten einer, die unvergleichliche Gabe, seine Untergebenen, in was immer für einem Thätigkeitskreise sie zu arbeiten hatten, geistig und geschäftlich anzuregen. In das Wesen jeder ihm vorgelegten Sache scharf-eindringend, und ein Feind „bureaukratischer Wichtigthuerei“, kümmerte er sich auch um „den Menschen in dem Beamten“, so dass ihm „der erstere nicht tiefer

stand, als der letztere". Dabei war er als öffentlicher Charakter in seinem Gewissen ebenso rein, wie an seinen Händen, und in confessioneller Hinsicht so unbefangen und parteilos, dass er über Schwierigkeiten, die einem anderen vielleicht schlaflose Nächte bereitet haben würden, ohne den mindesten Anstoß hinwegkam. In Fragen der Politik endlich des kühnsten Aufschwungs fähig, trotzdem aber allerwege praktisch und mit den gegebenen Verhältnissen rechnend, ohne sie für unabänderlich zu erklären, war er in seinen Maßnahmen jederzeit taktvoll. Durch solche Vorzüge errang er sich, zumal da er der Würde des Amtes auch nicht das Geringste vergab und durch seine Leutseligkeit dem gemeinen Manne Vertrauen einflößte, durch seine feinen Umgangsformen aber die vornehmere Welt für sich gewann, eine Beliebtheit, die, weil sie nicht gesucht war, allen von ihm erlassenen Verfügungen, selbst solchen, die von altväterischen Schwachköpfen als „Geniestreiche" belacht wurden, den Erfolg sicherte und seinen Vollzugsorganen jegliche Amtsverrichtung, auch die misslichste, erleichterte. Schon als Director, noch mehr aber in seinen späteren unmittelbaren Beziehungen zu Kalchberg lernte Wilhelm den hohen Wert der Zugänglichkeit eines seiner Aufgabe vollkommen-gewachsenen und die Leistungsfähigkeit eines jeden Untergebenen richtig-beurtheilenden Statthalters vollauf würdigen. „Säße wohl", sagte einst Wilhelm zu mir, als er auf diese Zeit seines Lebens zu sprechen kam, „der als ausnehmend-tüchtige Arbeitskraft erprobte Ministerialreferent Alois Ritter von Hermann im Centrum der Unterrichtsverwaltung, wenn er nicht infolge der warmen Anempfehlung seines Amtschefs vom Grafen Thun aus Schlesien nach Wien berufen und, der Schule zum Segen, dem unermüdlichen Sectionsrathe Krombholz, diesem wackeren Schüler des seligen Bolzano, an die Seite gegeben worden wäre"?

Und in der That, die neuen Gymnasialeinrichtungen würden in Schlesien überhaupt, und in der Landeshauptstadt insbesondere nicht so rasch zur greifbaren Wahrheit geworden sein, wenn die darauf abzielenden Vorschläge des Directors Wilhelm nicht eine so nachhaltige Förderung von Seiten des Leiters der Landesregierung erfahren hätten. Denn gar nicht zu reden von den unverkennbar zutage tretenden didaktischen Fortschritten der im ersten Übergangsstadium befindlichen Anstalt, war auch die äußerliche

Umgestaltung derselben im besten Zuge, indem der ständische Ausschuss und die Gemeinde miteinander wetteiferten, um die Herbeischaffung der Geldmittel, welche das Vervollständigungswerk erheischte, nach Thunlichkeit zu beschleunigen. Dieser Opferwilligkeit der beiden Körperschaften war es auch zu verdanken, dass schon im Schuljahre 1849—50 die siebente Classe, und ein Jahr später die Octava eröffnet werden konnte. Um aber das Interesse der Bürgerschaft an der gedeihlichen Fortentwicklung des, wenn der Ausdruck erlaubt ist, modernisierten Institutes nicht nur rege zu erhalten, sondern auch zu erhöhen, setzte der immer rührige Landeschef die Communen von Troppau und Teschen ohne Säumen in das ihnen durch den § 117 des „Organisationsentwurfes“ zugestandene und durch die folgenden §§ 118—121 genau umschriebene Recht ein, „zu jeder Zeit ihre Wünsche und Vorschläge, sowie ihre Bemerkungen über die Anstalt im ganzen und über die einzelnen Lehrer dem Landesschulrathe unmittelbar vorzulegen“.

Wilhelm hatte, eingedenk der bei seinem Amtsantritte wahrgenommenen und von vielen Seiten, mitunter freilich nicht ohne gehässige Absicht, ihm geschilderten Unzukömmlichkeiten, diese Maßregel einestheils aus disciplinaren Gründen, anderentheils aber auch darum mit Genugthuung aufgenommen, weil dadurch böswilligem Gezischel und wenig-gerechtfertigtem Klagen vorgebeugt wurde. Schlesien war sonach das erste Kronland des Kaiserstaates, dessen Bürger durch ein von den Stadtvertretung gewähltes Organ „die Wechselwirkung und den Einklang von Schule und Leben vermittelten“, und Wilhelm fühlte sich durch diese Einrichtung doppelt befriedigt, weil er sich von ihr einen heilsamen Rückschlag auf die Lehrerschaft und ein fruchtbares Zusammenwirken der öffentlichen Erziehung mit der häuslichen erhoffte.

Die von Baron Sommaruga den Lehrkörpern im ausgedehntesten Maße zugesprochene Leitung der Anstalten war bereits unter dem Ministerium Dobblhof, noch mehr aber unter dem Regime des Grafen Stadion und vollends durch die §§ 108—114 des Organisationsentwurfes eingeschränkt worden. Noch fehlte es jedoch leitendenorts an fachkundigen Männern, welche in allen erziehlichen und didaktischen Fragen die Statthalter sachgemäß berathen hätten. Minister Graf Leo Thun widmete auch dieser wichtigen Seite

des Verwaltungsdienstes seine vollste Aufmerksamkeit, indem er, den Vorstellungen des Freiherrn von Kalchberg nachgebend, in Schlesien ebenso, wie in den anderen Provinzen eine besondere Section für Schulangelegenheiten, bestehend aus einem zur wissenschaftlich-pädagogischen Beaufsichtigung der Lehranstalten berufenen Inspector und einem ökonomisch-administrativen Referenten, als Landesschulbehörde einsetzte.*)

Dass infolge der Errichtung dieser selbständigen Statthaltereiabtheilung das anfänglich den Lehrerconferenzen eingeräumte Recht, bei Besetzungen erledigter Dienstposten mitzusprechen, wieder hinwegfiel, wurde von vielen Gymnasialprofessoren nicht zum freundlichsten aufgenommen, obwohl die Erfahrung vorlag, dass deren Stimme in den meisten Fällen aus wirklich sachlichen Gründen nicht sonderlich beachtet worden war. Maßgebenderseits hielt man sich eben für verpflichtet, kameradschaftlichen Begünstigungen mindergeeigneter Bewerber durch eine Einrichtung vorzubeugen, welche durch die Rücksicht auf Bedarf und Würdigkeit sich empfahl, indem sie ein weniger befangenes Urtheil über jeden einzelnen Gesuchsteller verbürgte, zugleich aber auch erziehliche und didaktische Tüchtigkeit gebürend in Anschlag brachte. Es handelte sich sonach, wollte man keinen argen Fehlgriff thun, in erster Linie um die Berufung verlässlicher Aufsichtsorgane, beziehentlich um die Auffindung der für ein solches Amt durchweg passenden und in Betreff ihres Charakters vertrauenswürdigen Persönlichkeiten.

Was Schlesien anlangte, hatte Freiherr von Kalchberg, kaum dass im Ministerium die Ernennung von Schulräthen auf die Tagesordnung gesetzt worden war, seinerseits bereits die Wahl getroffen und nichts verabsäumt, was seinen nach jeder Richtung hin wohlerwogenen Wünschen ersprießlich sein konnte. Der Nachdruck, womit er die von ihm vorgeschlagene Lösung der Inspectoratsfrage begründete, hatte zunächst das Erscheinen eines ministeriellen Abgeordneten zur Folge, welcher an Ort und Stelle die Personalverhältnisse erforschen und über das Ergebnis seiner Beobachtungen eingehend berichten sollte. Was dieser Vertrauensmann des Grafen Thun, der gegenwärtige Vorstand der k. k. Fideicommissbibliothek Hofrath

*) Diese Section ward am 28. Juli 1854 wieder aufgelassen, und deren Agenden wurden der politischen Landesstelle zugewiesen.

Dr. Moriz Ritter von Becker, in unbefangener Würdigung der vom Landeschef empfangenen Aufklärungen über den Erfolg seiner Sendung dem Minister dargelegt hatte, konnte nur günstig gelautet haben und war entscheidendenorts offenbar zur befriedigenden Kenntnis genommen worden; denn die Verhandlungen hinsichtlich der Gewinnung eines pädagogisch-bewährten Mannes, der als Mitglied der Landesschulbehörde an dem Ausbaue des neuen Bildungsorganismus sich betheiligen und auf alle Angelegenheiten von nicht ausschließlich-administrativer Natur einerseits selbständig, andererseits als Rath des verantwortlichen Statthalters Einfluss nehmen sollte, waren mit einemmale in rascheren Fluss gekommen. Die Anträge des Freiherrn von Kalchberg wurden, nachdem noch die letzten Bedenken des Ministers, welche andere Personalfragen betrafen, zerstreut worden waren, vollinhaltlich genehmigt, und Wilhelm trat vierzehn Tage nach seiner am 28. September 1850 vollzogenen Ernennung zum schlesischen Gymnasial- und Volksschulinspector mit dem Titel eines k. k. Schulrathes, des Dichters Mahnung,

„Eig'ne Rechte mild zu üben,
„Fremde Rechte streng zu achten",

sich zur Richtschnur seines Handelns nehmend, das neue Amt voll guter Hoffnung an. Allerdings war er sich auch der Schwierigkeiten, die seiner harrten und nur von einem starken Willen überwunden werden konnten, wohlbewusst; aber er traute der discretionären Gewalt, die man den Inspectoren übertragen hatte, eine umso wirksamere Macht zu, jemehr sie sich auf die Kraft stützte, die ihr durch den Geist des Gesetzes, sowie durch einsichtsvolle Erforschung dessen, was jeder einzelnen Schule noth that, und durch gewissenhafte, dabei aber doch menschlich-geübte Überwachung der Lehrer- und Schülerleistungen verliehen wird. Voll heiligen Ernstes, wenn die Erfüllung der ihm selbst obliegenden Pflichten in Frage kam, hatte er schon als Präfect und Director von jedem Lehrer zum mindesten redliches Wollen gefordert, und jetzt, da er zu weiterausgreifender Thätigkeit herangezogen war, huldigte er, seine Forderungen weder herabmindernd, noch überspannend, gleich dem Freiherrn von Kalchberg, der Ansicht, dass eine in Kleinlichkeiten herumkramende Wichtigthuerei dem Vorgesetzten die gewünschte Kraft nicht zu geben vermag, sondern vielmehr, sei es früher oder später, das unverdiente

Ansehen schmälern muss. Wilhelm hielt sich eben, als er den neuen Vertrauensposten übernahm, das classische Wort gegenwärtig: „Nihil rerum mortalium tam instabile ac fluxum est, quam fama potentiæ non sua vi nixæ.“ *)

Wem von allen denjenigen, die jemals mit dem nunmehr in stiller Zurückgezogenheit lebenden Meister, sei es als Schüler, sei es als Lehrer, in nähere Berührung kamen, gilt eine solche Auffassung des Dienstes nicht als ein gemüthansprechender Beweis von Charaktergediegenheit und Seelenadel? Die Zöglinge des Gymnasiums, das er drei Jahre lang geleitet hatte, hiengen daher auch nach seinem Abgange an ihm, wie an einem Vater. Und er? Er konnte nur thun, wozu sein Herz ihn drängte; er konnte auch in seiner einflussmächtigeren Stellung der Jugend nur derselbe warmfühlende Vater bleiben, als welcher er vordem in guten und schlimmen Tagen ihre Freuden getheilt und ihre Leiden geheilt hatte. Eine so tiefwurzelnde Liebe musste aber auch dankbare Gegenliebe wecken, und diese gab sich durch einen herrlichen Fackelzug kund, womit ihn das studierende Völkchen, nachdem er bereits von der Anstalt geschieden war, am Vorabende seines Namensfestes — am 29. November 1850 — vor aller Welt ehrte. Und erst kürzlich schilderte mir feuchtschimmernden Auges und mit natürlicher Beredsamkeit ein wackerer Altschlesier, der seit einer Reihe von Jahren zu den angesehensten Bürgern der ungarischen Stadt Ödenburg zählt, die gewinnende Art, wie Director Wilhelm mit den Schülern umgieng und Strauchelnde vor dem Falle bewahrte. Wird man sich nach einem solchen Zeugnisse, dem sich noch viele gleichlautende Herzensergüsse beifügen ließen, darüber wundern, dass ich es als eine Gunst des Schicksals preise, in denselben Räumen wirken zu können, in denen Wilhelm das Glück von Hunderten begründen half? Ja noch mehr! Sooft ich, von Amtsunannehmlichkeiten heimgesucht, durch die Corridore dem Zimmer zuschreite, wo der treffliche Mann so manche Jugendthräne getrocknet, so manches kummervolle Mutterherz getröstet, so manchen überschäumenden Lehrerungestüm eingedämmt, so manchem nicht genug bedachten Strafurtheile die Spitze abgeschliffen und nur in segensreichem Schaffen Befriedigung gefunden hat, ist's mir immer, um mit Geibel zu sprechen,

---

*) Siehe Taciti „Annales“, lib. XIII., cap. 19.

„— — Als streife kühl
„Mir eine Geisterhand
„Vom Haupte das Gefühl
„Der Schwere, die mich band“.

Wilhelm, ein Muster der Bescheidenheit, war weit entfernt davon, seine Beförderung als nothwendige Folge des eigenen Verdienstes zu betrachten. Gehörte er doch all sein Leben lang zu jenen Menschen, die an sich selbst die größten Ansprüche stellen, aber umso dankbarer anerkennen, was von Anderen mit ihnen und für sie zur Stärkung und Förderung ihrer Persönlichkeit gethan wird. Zudem schrieb er ein gut Theil seiner Erfolge auf Rechnung der verschiedenen Lebenslagen, in die er gerathen war, und die sich nicht selten seinen Wünschen entgegen gestaltet hatten, so dass er sich jedesmal voll ruhiger Verehrung des Unerforschlichen in das fügen muste, was er nicht hatte ändern können. Daher richtete er auch jetzt seinen Blick auf die Vergangenheit zurück, um in dem, was er früher beinahe als ein Unglück beklagt hatte, die Ursache des Letzterlebten und in der ganzen Verkettung der Umstände eine göttliche Fügung zu bewundern. Denn „hätte man mich nicht nach dem so sehr gefürchteten Tarnow hinbefohlen“, sagte er am 12. October 1850, als er das Ernennungsdecret heimbrachte, zu seiner tiefbewegten Gattin, „sondern wäre ich nach dem von uns ersehnten Brzežany oder nach Stanislau versetzt worden, so hätte ich nicht Präfect werden, folglich auch nicht die Stelle am hiesigen Gymnasium als Vorstufe zu meinem gegenwärtigen Wirkungskreise erreichen können, und müssten wir uns am Ende meiner dienstlichen Laufbahn vielleicht mit der Pension eines Humanitätslehrers zufriedengeben. Sieh, liebe Fanni, Goethe hat doch immer Recht. Das rücksichtslose Schicksal, heißt es irgendwo in seinen Schriften, zerknittert, wenn es die reichen Garben trifft, nur das Stroh; die Körner aber spüren nichts davon und springen lustig auf der Tenne hin und wieder, unbekümmert, ob sie zur Mühle, ob sie zum Saatfelde wandern. Ein solches Korn war die Präfectur in Tarnow; das Saatfeld ist jedoch, meine ich, Schlesien, und wir wollen es — nicht wahr, meine Gute? — emsig bebauen“.

Und Wilhelm blieb seinem Worte unwandelbar treu, wie es eines echten und rechten Mannes Art ist, mögen sich auch die Verhältnisse heute so und morgen anders wenden!

Dreizehntes Buch.

Der Volksschulinspector.

Ein durch billige Beurtheilung fremder Vorzüge und Mängel ausgezeichneter vaterländischer Staatsmann, der bereits in der Erde ruht, sprach über das fruchtbare Schaffen des ehemaligen Unterrichtsministers Grafen Leo Thun, indem er zugleich dessen geistige Schwungkraft, dessen glühenden Patriotismus und dynastische Anhänglichkeit als seltsamen Gegensatz zu dessen nie aufgegebener Zerspaltungspolitik für unbegreiflich erklärte, die denkwürdigen Worte: „Wer den Stand unserer höheren und mittleren Lehranstalten, sowie die Volksschule zur Zeit, als Graf Thun ins Amt trat, kannte und den Fortschritt sah", welchen sie, als er sein Portefeuille in die Hände des Monarchen zurücklegte, gemacht hatten, „konnte dem abtretenden Minister nur Dank und Anerkennung nachrufen". Und fürwahr, was der edle Graf mit Hilfe des um die Geschichte und Systematik des österreichischen Volksschulwesens vielverdienten Freiherrn von Helfert, sowie des für dieselbe hochheilige Sache begeisterten Sectionsrathes Krombholz und dessen hervorragendsten Mitarbeiters Alois Hermann während seiner elfjährigen Wirksamkeit, freilich

nur vorbereitend und anbahnend für die Volksbildung gethan hat, ist eines der glänzendsten Blätter in der Culturgeschichte des nachmärzlichen Österreichs. Unterstützt wurde Graf Thun aber auch von den Verwaltungschefs der einzelnen Kronländer, und lebt namentlich Freiherr von Kalchberg, gerade was diesen Punkt seiner Amtsthätigkeit betrifft, heute noch in einem überaus ehrenvollen Andenken; denn in Schlesien war — man ermesse darnach den Reformeifer! — in kaum dritthalb Jahren die ‚Schulenregulierung', soweit sie eben von Wien aus angeordnet worden war, vollständig durchgeführt worden*). Dass solche Erfolge erzielt werden konnten, war, wie Kalchberg in seinem „politischen Glaubensbekenntnis" **) offen gesteht, vornehmlich „zwei verdienstvollen Männern", nämlich dem „trefflichen Schulinspector Wilhelm" und dem damaligen Statthaltereiconcipisten und gegenwärtigen Ministerialrathe Hermann***) zu danken". Freilich, zu einem berufsfreudigen Schaffen genügt nicht bloß der ernste Wille der zur Arbeit Herangezogenen, sondern bedarf es auch eines ideal-leitenden Geistes, der, ich möchte sagen, vornehm genug ist, um diejenigen, welche empfangene Gedankenskizzen sach- und fachgemäß ausführen sollen, in thatenlustiger Stimmung zu erhalten, zugleich aber, frei von jeder Selbstüberhebung, den Wahnglauben an persönliche Unfehlbarkeit, die von scharfsichtigen Untergebenen gar bald und nicht selten mit Recht angezweifelt wird, im Interesse des Fortschrittes niederzukämpfen keinen Anstand nimmt.

Freiherr von Kalchberg war ein solcher ideal-leitender Geist. Er vergaß eben über dem Sachlichen niemals die Idee, passte

*) Man meinte ministeriellerseits, — und diese Ansicht hatte manches, ja sogar viel für sich — zuvörderst sei der materielle Grund zu legen. Daran mangelte es ja so ziemlich ganz und allenthalben. Freiherr von Kalchberg fand die Gemeinden willig; verausgabten doch dieselben, wie Ficker in seiner Abhandlung über das österreichische Volksschulwesen mittheilt, gleichzeitig (1851—1853) 84.000 Gulden österr. Währ. für die Erbauung von 20 neuen Schulen und für die Herstellung von 57 umfangreicheren Adaptierungen, während 25.200 Gulden österr. Währ. den Jahresauslagen für Volksschulen zuwuchsen.

**) Siehe daselbst pag. 284.

***) Die verdienstlichen Leistungen dieses anerkannt vorzüglichen Ministerialreferenten sind im Jahre **1870** durch Verleihung des Ordens der eisernen Krone III. Classe und die hiedurch statutenmäßig bedingte Erhebung in den österreichischen Ritterstand, dann im Jahre **1879** durch die Auszeichnung mit dem Ritterkreuze des Leopoldsordens in hervorragender Weise gewürdigt worden.

aber diese jenem an und ließ es von derselben durchdringen. Dazu, meinte er, brauche man nur „eine ungetrübte Beobachtungsgabe für das, was im Leben vorgeht, eine ehrliche Logik und ein warmes, menschenfreundliches Herz“. Solcher Anschauung entsprach denn auch sein geschäftlicher Verkehr mit den Beamten, indem er dem Grundsatze, „der Dienst und die Sache müsse höher gestellt werden als die Etikette und das Reglement“, niemals untreu wurde.

Dass Männer, wie Wilhelm und Hermann, von einem so hochsinnigen Chef gern und willig sich bestimmen ließen, kann daher nicht Staunen erregen; war ihnen doch auch genugsam bekannt, dass Kalchberg schon vor dem Jahre 1848 als Repräsentant seines Patrimonialherrn, des Erzherzogs Karl, den zweiunddreißig katholischen und den sechzehn protestantischen Volksschulen des von ihm verwalteten Administrationsbezirkes die vollste Aufmerksamkeit zugewandt und den daselbst bediensteten Lehrern in geistiger und materieller Hinsicht auf alle nur denkbare Weise emporgeholfen hatte. Was er aber in der Blütezeit des Absolutismus als erzherzoglicher Cameraldirector zu seinen Hauptaufgaben gezählt hatte, konnte er nach dem Sturze der Metternich-Sedlnitzky'schen Zwingherrschaft als kaiserlicher Statthalter unmöglich zu einer Nebensache herabdrücken. Er that es auch nicht, und Wilhelm fand an ihm den um- und einsichtigsten Förderer alles dessen, was in jenen Tagen, da man den ersten Anlauf zur Hinwegräumung der ererbten Übelstände nahm, im Hinblick auf die Zukunft und auf die bereits geänderten Verhältnisse des Gesammtstaates nicht mehr unterlassen werden durfte. Denn noch stand der leitende Gedanke des Feuchtersleben'schen Schulorganisationsumrisses aufrecht, „dass, wo das ganze Volk zur Theilnahme an der Gesetzgebung berechtigt ist, keine Anstrengung und kein Opfer gescheut werden dürfe, um Allen den Unterricht zu gewähren, ohne welchen jenes Recht ein Widerspruch wäre“; noch fächelte das freisinnige Rundschreiben des Ministers Dr. Bach wie ein frisches Mailüftchen durch das ganze Reich; noch hatten die Verordnungen des Grafen Leo Thun die Bestimmungen der Verfassungsurkunde vom 4. März 1849 zur Grundlage; noch rühmten selbst die vorgeschrittensten Kreise Deutschlands die Stetigkeit, womit bei uns das Werk der politischen Reform, von der Regierung gelenkt, vorwärtsgieng und in den mancherlei staatsmännischen

Schöpfungen, die sich auf fast alle Zweige der Verwaltung erstreckten, zur Erscheinung kam*).

Eine Schöpfung dieser Art, ja die am tiefsten eingreifende und folgenschwerste war die Durchführung der Grundentlastung. Die Energie, die auf dieses Werk verwendet wurde, zeitigte aber gar bald die Erkenntnis, dass es nicht genug sei, das Landvolk von den menschenunwürdigen Lasten, die es bisher niedergebeugt hatten, zu erlösen, sondern dass demselben auch ein ausreichendes Maß von Einsichtigkeit vermittelt werden müsse, damit es unbevormundet sich selbst bestimmen und das seinem Vortheile Dienlichste wahrnehmen könne. Aus diesem Grunde richtete Freiherr von Kalchberg vor allem, wie ich bereits hervorgehoben habe, sein Augenmerk ganz besonders auf die Verbesserung des Volksschulwesens. Inspector Wilhelm gieng mit innigster Hingebung auf dessen Anschauungen ein, und das, was er im Vereine mit dem Statthaltereiconcipisten Hermann auf diesem Gebiete seiner Amtsthätigkeit geleistet hat, verdient umso uneingeschränkter gewürdigt zu werden, als die einer gedeihlichen Weiterentwicklung des bereits Angebahnten im Wege liegenden Hindernisse nicht nur eine taktvoll-beharrliche Entschiedenheit erheischten, sondern zum Theile auch geradezu unübersteiglich waren. Die abhängige Stellung des Schulmeisters in seinem Verhältnisse zum Ortsseelsorger und zur Gemeinde, die zum Erbarmen elende Bezahlung seiner Dienste, die überaus mangelhafte Vorbildung derjenigen, welche dem Volksschullehrberufe sich widmeten, die begriffsstützige Gleichgiltigkeit vieler ländlichen Communen gegen den Unterricht, endlich das kühl bis ans Herz hinan dem Geiste der Zeit gegenüberstehende Schulpatronat waren wohl geeignet, auch leichtblütigen Optimisten den Ausblick in die Zukunft zu verleiden. Wilhelm war jedoch weder ein vertrauensseliger Schwärmer, noch ein Schwarzseher aus Grundsatz, und dadurch allein schon ist es erklärlich, dass er die Schwierigkeiten, welche er voraussah, nicht unterschätzte, aber ebensowenig vor ihnen zurückbebte. Zudem beseelte ihn der Ehrgeiz der Arbeit, und brachte er, selber aus dem Volke herausgewachsen, diesem auch ein warmfühlendes Herz und das vollste Verständnis für dessen

*) Vgl. Held' und Corvin's: radicalgehaltene „Illustrierte Weltgeschichte", (Ausgabe 1850), IV. pag. 1660.

Bedürfnisse entgegen. Die Verhältnisse prüfend, fand er freilich, „untröstlich sei's noch allerwärts"; aber er war, indem er Uhland's Verse:

„Jetzt, da von neuem Lichte
„Die Hoffnung sich belebt,
„Und da die Volksgeschichte
„Den Griffel wartend hebt",

auf die Zustände anwandte, an die von nun an auch er die umgestaltende Hand mit anlegen sollte, fest entschlossen, den Kampf gegen die zurückdrängenden Gewalten aufzunehmen und, soweit sein Können reichte, mit zähem Muthe zu Ende zu führen.

Da die politische Schulverfassung vom 11. August 1805, abgesehen von den bis zum Jahre 1838 erflossenen zusätzlichen Verfügungen, dem Wesen nach unverändert und mit dem ganzen Rüstzeug der rein-clericalen Aufsicht in Kraft blieb, so hieng der Vollzug aller Anordnungen, welche den Unterricht betrafen, hauptsächlich von der Geistlichkeit ab. Wilhelm klagt darüber in seinem Tagebuche voll edler Aufwallung und nicht ohne Grund. Denn wenn auch, wie er mir mittheilte, viele von den jüngeren Kaplänen und sogar manche Pfarrer das bessere Neue mit freudigem Eifer ergriffen und ins Werk setzten, so gefielen sich doch die älteren, und unter diesen ganz besonders die Districtsaufseher, weil sie sich in den hergebrachten Mechanismus eingesponnen hatten, theils aus Bequemlichkeit, theils aus Mangel an Einsicht in einer reformfeindlichen Haltung. In erster Linie geschädigt wurde hiedurch nur die Jugend; denn obschon die Lehrer, wenige hochbetagte abgerechnet, durchaus rüstig, voll guten Willens, ja hie und da sogar mit Erfolg vorwärtsstrebend waren, so thaten doch die verschiedenen Dienstleistungen, zu welchen sie kirchlicherseits auch während der Unterrichtsstunden befohlen wurden, ihrem vornehmsten Berufszwecke empfindlichen Abbruch. „Nicht selten waren die Fälle", heißt es in einer Notiz des Wilhelm'schen Tagebuches, „dass wegen einer geistlichen Function, bei welcher der Lehrer als Meßner zu erscheinen hatte, keine ‚Schule gehalten' wurde". Heute — nach dreiunddreißig Jahren — ist es, was diesen Punkt betrifft, in fast allen Provinzen des Kaiserstaates einigermaßen besser geworden; gibt es doch, darauf Bezug habend, seit dem Jahre

1870 von der Krone sanctionierte Landesgesetze*), und zweifle ich, im Unrechte zu sein, wenn ich trotz der gegentheiligen Behauptung loser Zungen glaube, dass diese Gesetze nur in höchst seltenen Fällen unbeachtet bleiben. Die ‚Schulmeister‘ der Wilhelm'schen Tage unterzogen sich allerdings solcherlei Geschäften ohne sonderliche Scrupel. Wer konnte es ihnen aber auch verdenken? Ihre mitleiderregende finanzielle Lage zwang sie ja dazu. Dies zu erhärten, möge Wilhelm selbst reden. Er äußerte sich hierüber, wie folgt: „Die Congrua war durch den Domherrn Höchsmann, der die Stelle des geistlichen Referenten beim mährisch-schlesischen Gubernium bekleidete, für die dirigierenden Lehrer von 130 auf 100 und für die Gehilfen von 70 auf 48 Gulden herabgemindert worden. Das ordentliche Einkommen aber bestand außer den Gebüren für die Küsterdienste im Schulgelde, an dessen statt jedoch manche Commune ein geringes Pauschale in Naturalien, beziehungsweise in einer Ablösungsrente zahlte. In der Mehrzahl der Fälle war diese Rente noch unbedeutender, als das in natura Gebotene. Geradezu empörend war aber, um ein Beispiel anzuführen, die Filzigkeit, womit eine Dorfvorstehung — ihr Name bleibt besser verschwiegen — dem Lehrer, obgleich er mehr als zweihundert Kinder unterrichtete, jahraus jahrein den erbärmlichen Abfindungsbetrag von — fünf Gulden verabreichte! Als ein Glück wurde es daher gepriesen, wenn zu diesen ärmlichen Einnahmen wenigstens noch die allerdings auch kargbemessene Entlohnung für das Gemeindeschreiberamt hinzukam“. Nach den heutigen Begriffen gewiss viel zu wenig, um nothdürftig leben und menschlich sterben zu können! Es fehlte nur noch, möchte ich beifügen, dass der Lehrer, wie im Jahre 1736 der kurfürstlich-brandenburg'sche Schulplan verordnete, die Erlaubnis sich hätte erbitten müssen, „sechs Wochen des Jahres auf Tagelohn zu gehen“. Gubernialrath Höchsmann hätte dagegen sicherlich keinen Einspruch erhoben!

Wilhelm und sein Amtsgenosse Hermann dachten nicht bloß christlicher, sondern auch praktischer, als alle bureaukratisch-verknöcherten Höchsmänner mit ihren papierenen Seelen; denn sie

*) Diese Gesetze finden sich in dem Jahrgange 1870 des „Verordnungsblattes für den Dienstbereich des Ministeriums für Cultus und Unterricht.“ p. p. 79 ff., 104 ff., 118 ff., 152 ff., 198 ff., 282 ff., 294 ff., 296 ff., 319 ff., 334 ff.

bekannten sich zu Platen's Ausspruch: „Stets am Stoff klebt unsere Seele", und zu Kalchberg's lebenskluger Maxime, „den Diensteifer nach dem Nutzen abzustufen, welchen derselbe in Aussicht stellt".*) Daher wurde in ganz Schlesien, nachdem man zuvor die Vermögensumstände aller einzelnen Gemeinden ermittelt hatte, das Schulgeld eingeführt, und der jährliche Gesammtbetrag nach der Zahl der schulpflichtigen Kinder, und zwar nach $^7/_8$ derselben, indem $^1/_8$ als arm in Wegfall kam, beziffert, ohne dass jedoch denjenigen Communen, welche es vorzogen, ihren Lehrern, wie bisher, ein Pauschale zu zahlen, hemmend entgegengetreten worden wäre, sobald dieses Pauschale quantitativ nicht hinter dem festgesetzten Schulgelde zurückblieb. Die Folge dieser Einrichtung war eine befriedigende; denn binnen anderthalb Jahren hatte sich in dem kleinen Herzogthume die Aufbesserung im ganzen bis zur Summe von 23.000 Gulden gesteigert. Und doch befanden sich die meisten Lehrer in ungünstigeren materiellen Verhältnissen, als vordem. Wie auch nicht? Mussten sie doch die Naturalien, wofür man sie bei der Ablösung knauserig entschädigt hatte, als unentbehrliche Lebensartikel jetzt um viel höheren, nicht selten um den fünffachen Preis kaufen! Dass infolge dessen Reibungen nicht ausblieben, konnte niemanden befremden; denn sobald es sich um Geld handelt, hört in der Regel, namentlich aber beim Bauern, die Gemüthlichkeit auf. Wilhelm war daher gar nicht überrascht, als die Lehrerschaft mit der Bitte an ihn herantrat, er möge dahin wirken, dass ihr die Gehalte aus öffentlichen Cassen flüssig gemacht werden. Wie immer, wenn es zu helfen galt, befürwortete er auch diesen begründeten Wunsch; allein seiner Liebe Müh' war umsonst, denn die damalige Sachlage erlaubte nicht, auf ein solches Begehren willfahrend einzugehen. Um aber den vielen Unzukömmlichkeiten, über welche man allenthalben klagte, wenigstens einigermaßen zu begegnen, wurden die Gemeindevorstände verpflichtet, den Lehrern, die bisher das Schulgeld selbst eingehoben hatten, die neugeregelten Bezüge fürderhin am ersten Tage jedes Monates von amtswegen zu verabfolgen. Damit war allerdings von oben herab der Grundsatz ausgesprochen worden, dass es für den Lehrer, weil dessen Ansehen leicht Schaden leiden könne, nicht wohl passend sei, in die

*) Dr. Jos. Freiherr von Kalchberg: „Mein politisches Glaubensbekenntnis etc." pag. 293.

voraussichtlich nicht zu vermeidenden Streitigkeiten mit den Zahlungspflichtigen verflochten zu werden. In der Wirklichkeit aber standen die Dinge immer noch schlimm genug; denn viele Lehrer erhielten, was ihnen gebürte, weder regelmäßig, noch vollständig, und beschwerten sich über diese Unstatthaftigkeit bei Wilhelm, sooft dieser ihre Schulen besuchte, in mitunter recht abfälliger Weise, fügten jedoch — und dadurch wurde der Grad ihrer Abhängigkeit zur Genüge charakterisiert — jedesmal die flehentliche Bitte bei, die Mittheilung nur zur **eigenen** Kenntnis zu nehmen, da ihnen, wenn die Bürgermeister darüber vernommen würden, das Verbleiben auf ihren Posten nachgerade unmöglich werden müsste.

Nicht befriedigt von dem damals in Betreff der Volksschulen allzusehr eingeengten Wirkungskreise der Inspectoren, suchte und fand Wilhelm, da er den ‚Schulmeistern' und ‚Schulgehilfen' denn doch ein gewisses Maß von Selbstvertrauen einflößen wollte, im Hinblick auf die wahrgenommenen materiellen Bedrängnisse für seine Person den einzigen, aber auch beruhigendsten Trost, und für diejenigen, die das bekannte „Quem dii odere, pædagogum fecere" mit vollem Rechte auf sich anwenden konnten, das wirksamste Kräftigungsmittel in den ihm zur geistigen Hebung des öffentlichen Volkserziehers eingeräumten Befugnissen. Ja diese Befugnisse dienten ihm dazu, die von der gemeinen Wirklichkeit halbverderbte Phantasie des Lehrers zu neuem Emporschwunge zu befähigen, damit sie sich nicht, wie Campe sie genannt hat, als jenen „bedenklichen Auswuchs der Seele" *) erweise, der die Unbehaglichkeit des Ärmsten noch vermehre. Wusste er doch aus eigener Erfahrung, nicht bloß welchen Schatz die Menschenbrust umschließt, wenn in ihr die idealen Werte nicht fehlen, sondern auch dass die sittliche Thatkraft umsomehr erstarkt, je größer der Entsagungsmuth ist, womit man um Gutes und Löbliches sich müht, und je entschiedener man den philisterhaft-groben Realismus zurückdrängt, welchen der uralte Zwiespalt zwischen Sollen und Sein gleichgiltig lässt.

Es war dies eine Auffassung des Amtes, der die gegebenen Verhältnisse allerdings wenig entsprachen; aber Wilhelm „seit jeher gewohnt, nach dem Höchsten zu streben", wurde nicht sogleich verzagt, obzwar ihm die Armseligkeit des Vorgefundenen als ein

*) Vgl. Wiese: „Bildung des Willens" (2. Aufl.), pag. 61.

gewaltiger Hemmschuh erschien. Er erachtete vielmehr solches Streben für geboten von dem „Gott, der in uns lebt", und seine Hoffnung niemals sinken ließ. Darum hieng er auch mit unerschütterlichem Glauben an dem Grundsatze der Idealität, zu dem sich nahezu zwei Jahrzehnte später der Schöpfer des österreichischen Volksschulgesetzes vom 14. Mai 1869 im Reichsparlamente voll hinreißender Beredsamkeit bekannte. Wie sprach doch nur damals der schaffensfreudige Minister Dr. Ritter von Hasner? „Ein Ideal muss der Mensch haben", rief er den Abgeordneten zu, als er für seine Gesetzesvorlage eintrat, und leuchtenden Blickes fuhr er dann fort: „Diesem Ideal nachzueifern, hat unter allen Umständen sein Gutes; denn erreicht man es nicht, so kommt man ihm doch näher, und kommt man ihm auch nicht näher, so wird man durch das Ringen nach demselben mindestens besser und stärker, und das ist schon immer etwas, ja das ist sogar sehr viel".

Auch Schlesiens Lehrer sollten nach Wilhelm's Absicht ein Ideal kennen lernen, um besser und stärker zu werden, und es ist ihm als ein nicht geringes Verdienst anzurechnen, dass er dieses Ziel trotz der Ungunst der Zeit unverrückt im Auge behielt. Er war ja einer von jenen Pädagogen, „die im Anschauen der Ideale ihre reinsten Freuden, im Streben nach denselben ihre höchste Würde finden";*) er war einer von jenen Schulmännern, die bei ihrem Unterrichte, weil dieser dahin wirkt, dass nicht bloß der Kopf, sondern auch das Herz wohlthuend angeregt werde, mit den heiteren Kindern nicht anders als heiter sein können und in solcher Stimmung, wie ihr Vorbild Pestalozzi, des Lebens bittere Nöthen vergessen.

Damit aber die Lehrer die von ihm empfohlenen Wege wandeln, musste der Unterricht ein anderer, musste der denkfaule Gewohnheitsschlendrian niedergeworfen, musste alles, was den Zweck der Schule zu fördern geeignet war, zur Mithilfe herangezogen werden. Ein hartes Stück Arbeit! Wilhelm war aber entschlossen, diese Arbeit aufzunehmen und, soweit sein Können es erlaubte, auch zu vollbringen. Ultra posse nemo tenetur! So lautete der Trost, welchen er sich im vorhinein zusprach, weil er wusste, dass alle Hindernisse nicht zu besiegen sein werden. Ausgiebigen Erfolg versprach er sich von

*) Siehe F. Dittes: „Schule der Pädagogik" (2. Aufl.), pag. 138.

aufmunternder Belehrung, den ausgiebigsten jedoch von einem anschaulichen, das Ansehen des Lehrers sorgsam wahrenden Vorthun. Eine Fülle von Anlässen hiezu boten ihm die Inspectionsreisen, und war es gewiss ein glücklicher Gedanke, dass er, um die infolge der Visitationen einzelner Schulen von ihm an Ort und Stelle getroffenen und hinterher in der Form von landesschulräthlichen Anordnungen erflossenen Verfügungen für das ganze Land nutzbar zu machen, die allgemein-nothwendigen Weisungen hinsichtlich des Unterrichtes im Wege der kirchlichen Oberbehörden an sämmtliche Schuldistrictsaufseher ‚zur Darnachachtung' hinausgeben ließ. Alle in dieser Richtung erflossenen Verfügungen wurden nicht bloß von denjenigen, für die sie zunächst bestimmt waren, dankbar begrüßt und genau befolgt, sondern fanden auch seitens der Geistlichkeit überhaupt und der Districtsschulaufsicht insbesondere, ja sogar seitens des gerade in derlei Angelegenheiten etwas spröden Olmützer Consistoriums eine anerkennende Aufnahme. Es gereichte dies dem wackeren Manne, der die Machtsphären von Staat und Kirche den damals geltenden Rechtsauffassungen gemäß thunlichst auseinanderhielt, zur angenehmsten Befriedigung. Nirgends trat ihm ein ernstlicher Widerstand entgegen; nirgends stieß er auf lässige Verdrossenheit; nirgends behinderte ihn ungeberdige Abneigung gegen das Neue.

Jedem, der Wilhelm's Verfahren vorurtheilsfrei beobachtete, erschien ein solcher Erfolg ganz begreiflich. Und wahrlich, mit Grund. Denn wie hätte es anders kommen können, da den obwaltenden Umständen wohlweislich Rechnung getragen, und an der Weiterführung des Culturprocesses durch bedächtige Fortentwicklung des Bestehenden rast- und hastlos gearbeitet wurde? Freilich, ohne jegliche Hemmung gieng das Umgestaltungswerk nicht vonstatten. Einzelne im Alter stark-vorgerückte Lehrer vermochten dem Inspector, sosehr dieser seinen Reformschritt verlangsamte, auch beim besten Willen nicht zu folgen, und mancher Dechant hatte sich ins Alte so tief eingebissen, dass ihn die Aufforderung, an der Durchführung des Neuen sich zu betheiligen, wie wenn ihm etwas Ungeheuerliches angesonnen würde, außer Rand und Band brachte. Wilhelm verhielt sich, um nicht zu erlahmen, gegenüber derartigen Vorkommnissen immer nach dem Rathe Goethe's, indem er nicht verlangte, was schlechterdings nicht erreicht werden konnte, und nicht darauf bestand, dass das, was er verlangte, auch sofort geleistet werde. Zudem

bewog ihn die Erinnerung an das, was er an sich selbst erlebt und erfahren hatte, im Geiste Niemeyer's für das vorhandene Gute den offensten Sinn sich zu bewahren und doch mit ganzer Seele an der Idee der möglichst erreichbaren Vollkommenheit alles Irdischen zu hängen, welche die Gegenwart nur vorbereiten, die Zukunft aber erst verwirklichen kann. War es daher zu verwundern, dass alle strebsamen Lehrer und aufklärungsfreundlichen Priester vor einem solchen Manne der Besonnenheit und Stärke mit aufrichtiger Verehrung sich beugten und den triftig-begründeten Weisungen desselben nicht nur willig, sondern auch überzeugungsfroh gehorchten? Woher aber solch' ein freudiger Eifer im Befolgen der empfangenen Winke? War es nur die Macht der Gründe und die überführende Kraft des Visitators, wodurch diese Wirkung zuweggebracht wurde? Ein und der andere Leser wird es bezweifeln, weil er für seine Person bei ähnlichen Anlässen wohl zur Erkenntnis des Richtigen gebracht, im Herzen aber nicht erwärmt worden sein mag. Der Zauber, welchen der nichtsweniger als vornehmthuerische und im Wortgeflunker sich gefallende Wilhelm auf das Lehrergemüth ausübte, gieng insbesondere von der ruhigmilden Art aus, wie er die Irrenden in das vorschriftsmäßige Geleise hineinzulenken wusste. Er traf eben den rechten Ton, und diesem allein hatte er sehr viele, wenn nicht die meisten Erfolge zu danken. Ja, nur der Ton macht die Musik, und darum meine ich als ergrauter Schulmann, der Gelegenheit gehabt hat, viele Inspectionen vieler Inspectoren hinsichtlich ihrer Fruchtbarkeit zu beurtheilen, dass auch Visitationen, sollen sie ihren Zweck ganz erfüllen, niemals — man gestatte mir den Ausdruck — unmusikalisch durchgeführt werden dürfen.

Obschon mit peinlicher Genauigkeit darauf achtend, dass die äußere Ordnung in jeder Schule strengstens gewahrt wurde, weil durch überhandnehmende Flauigkeit in diesem Punkte, wie jeder Pädagog aus Erfahrung weiß, auch der sittlichen Erziehung des Kindes Abbruch geschehen wäre, legte Wilhelm doch das Hauptgewicht zunächst darauf, dass es ihm möglich werde, zu ermitteln, ob den durch die §§ 404—413 der ‚politischen Schulverfassung' vorgezeichneten Bestimmungen, betreffend die Schulbesuche der Districtsaufseher und den Vorgang bei denselben, vollkommen genügt wurde, dann aber auch, und zwar in noch hervorragenderer Weise auf seine Pflicht, den Lehrern nicht nur die Unterrichtsziele klar hin-

zustellen und ihnen die Wege zu weisen, welche zu diesen Zielen führen, sondern auch in ihnen jenen Ernst zu wecken, den sie benöthigten, um bei etwaigen Anständen nach den Gründen dieser Anstände und nach einem besseren Verfahren zu forschen. Ohne eine solche ethische Auffassung des Lehrberufes erschien ihm jeglicher Unterricht als gedankenlose Tretmühlarbeit, und deshalb erinnerte er die Männer der schlesischen Volksschule immer und immer wieder an das Dichterwort: „Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet, rauscht der Wahrheit tiefversteckter Born“.

Als erste Bedingung eines solchen Ernstes und des von diesem unzertrennlichen Rechthandelns, folglich auch eines besseren Lehrverfahrens empfahl er ihnen unablässige Selbstbeobachtung, verbunden mit einem entschiedenen Fortschrittsbestreben. Und in der That, sehr viel, wenn nicht alles, hängt — welcher Lehrer wüsste das nicht? — von der methodischen Behandlung des Unterrichtsstoffes ab. Eben darum lenkte auch Wilhelm sein vorzüglichstes Augenmerk auf die Art der Vermittlung von Kenntnissen, sowie darauf, ob nicht die Kräfte der Lehrenden auf Dinge verwendet wurden, die für die Bildung der Kinder ohne Wert sind, aber den Beifall des Laien haben, welchem ja am meisten zusagt, was klingelt und glänzt. Allein obwohl er gerade in dieser Beziehung es nicht gering anschlug, dass er durch die ihm zugebote stehende Möglichkeit, alle Schulen des Landes kennen zu lernen und deren Leistungen miteinander zu vergleichen, mehr als jeder andere in die Lage kam, sich ein freies und richtiges Urtheil zu bilden, so verhehlte er sich doch nicht, dass er, abgesehen von dem kurzen Momente des Besuches und dem Mangel an Einsicht seitens mancher Gemeindeobrigkeit, vielfachen Täuschungen ausgesetzt sei und seiner eigenen Anschauung nicht unbedingt vertrauen dürfe. Wilhelm fand ja anlässlich seiner Inspectionen gar manchen Lehrer, der sich, als er noch jung gewesen war, in seinem überschwenglichen Idealismus die Schulstube als ein elysisches Gefilde geträumt hatte, „wo man die krystallnen Gefäße vom Baume bricht, die sich sogleich und von selbst mit köstlichem Weine füllen, und wo man Früchte schüttelt, die sich, kaum dass man es wünscht, in jede beliebige Speise verwandeln“, der aber, durch ein unabwendbares Verhängnis in einen abseits von allem Menschenverkehre gelegenen Gebirgswinkel geschleudert, nach langen, langen Jahren voll geknickter Hoffnungen

und schlechtbelohnter Mühen an sich selber irre wurde und, die veredelnde Kraft des Unterrichtes für einen Wahn wohlbestellter pädagogischer Büchermacher haltend, seines Amtes mit verzweifelnder Resignation waltete. Und doch war das, was die elend- und hungerbleichen Kinder einer solchen, oft zum Entsetzen dürftigen Gemeinde unter seiner gewissenhaften Führung leisteten, ungleich anerkennenswerter, als die auf eitlen Schein berechnete Windbeutelei gesinnungsarmer Schwätzer in wohlhabenden Städten und Märkten. Einem solchen Märtyrer der Schule wehzuthun, war für Wilhelm der unerträglichste Gedanke. Wusste er doch, dass ein Mann von dieser schlichten Art, durch die Anwesenheit des Inspectors beirrt, trotz des Bewusstseins redlicherfüllter Pflicht es nicht verstand, ja vielleicht sogar verschmähte, die glänzende Seite seiner Thätigkeit hervorzukehren, und infolge dessen zu wenig aus sich machte! Auch hasste Wilhelm — und darum war sein Einfluss so sittlich befruchtend — nichts mehr, als Kleinigkeitskrämerei und Methodensüchtelei. Glücklicherweise hatte man sich in Österreich damals noch nicht so weit verstiegen, dass man den alten Dorfschulmeistern zumuthete, „ihre bisherige Empirie zu rationalisieren" und aus „Lehrbüchern der deutschen Sprache, welche die A-B-C-Wissenschaft tiefsinnig und philosophisch begründen" sollten, die Anleitung zu holen, wie sie die veränderte Belehrung der Jugend anzufangen hätten.*) Wilhelm, ein ehrlicher Mann des Fortschrittes, würdigte — was ihn selber betraf — jede neue Erscheinung auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur der eingehendsten Beachtung; aber er prüfte sie auf ihren Gehalt und nahm zu eigenem Gebrauche das heraus, was er als allgemeingiltig erkannt und selber durch die Praxis erprobt befunden hatte. Im übrigen ließ er sich von der Natur jedes einzelnen Gegenstandes, nicht minder jedoch von der Individualität des Unterrichtenden und von der Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse bestimmen, unter deren Einfluss die Schulen hier gediehen, dort zurückblieben. Noch mehr! Er betrachtete es bei seinen Visitationen als oberstes Gesetz, dass man nicht eher nach Mängeln suchen solle, als bis man das Gute entdeckt habe, und gelangte, indem er so verfuhr, zu der menschlich-edlen Ansicht, dass bei ent-

*) Man lese die ergötzliche Schilderung der Mühsale des Schulmeisters Agesel in Karl Immermann's „Münchhausen". (Berlin 1858 bei A. Hofmann & Comp. I., pag. 72 ff.)

schiedenem Verdienste in der Hauptsache kleine Unvollkommenheiten in Nebendingen nicht allzustreng zu nehmen, gleichwohl aber, sobald der geeignete Augenblick und die schickliche Gelegenheit eingetreten ist, wie alles Schädliche, beseitigt werden müssen. Und wenn er daran gieng, Unstatthaftigkeiten abzustellen, die nicht übersehen werden durften, so wählte er klugerweise immer zuerst diejenige, welche dem Betreffenden für den Moment am verständlichsten war, und von der sich dieser leicht selber überzeugen konnte; niemals aber besprach er alle vorgefundenen Fehler auf einmal, weil er Bedenken trug, das Werk des ganzen Mannes, das nach seiner Auffassung trotz der daran haftenden Mängel ein Recht auf Schonung hatte, zu scharf anzugreifen und hiedurch die heilige Sache selbst zu gefährden. Nahm er aber wahr — und er verstand sich, wie selten jemand, auf richtiges Wahrnehmen — dass der Lehrer den zu behandelnden Stoff durch gewissenhafte Vorbereitung sich zweckentsprechend zurechtgelegt, bis zum Kern der Lection sich vertieft hatte und nicht bloß an der Schale kleben geblieben war, ja durch die Innigkeit, womit er unterrichtete, auch die Kinder mit Lust zur Sache erfüllte und zu heiterstimmender Selbstthätigkeit anspornte, so sah er sich, erfahren, wie er war, einem jener seltenen Fälle gegenübergestellt, der anerkannt werden musste, ihn jedoch auch davor warnte, nicht überall Gleiches finden zu wollen. Und fürwahr, in der Regel wirkte die noch ungewohnte Erscheinung des von der Statthalterei im Namen des Ministeriums ausgesandten Inspectors so verschüchternd auf die ‚Schulmeister‘ jener ersten Reformperiode, dass deren Herzen die unmittelbare Beziehung zu den Herzen der Kinder meistentheils verloren, und überall dort, wo man die Absicht, Fehler und nur Fehler zu ermitteln, allzusehr merken ließ, mehr Übles als Gutes gestiftet wurde.

Dass immer nur er belehrend und berichtigend die Thätigkeit der Schulen regele, erachtete Wilhelm, namentlich in der ersten Zeit seines Inspectorates, für wenig vortheilhaft, weil er die Verhältnisse im Lande noch nicht überall und genau kannte; aber auch später schien es ihm nicht gerathen, alles selbst zu thun, weil er besorgte, dass hie und da die durch sein Eingreifen veranlasste Entfernung von Fehlern, wenn nicht zugleich die Ursachen derselben wegzuschaffen waren, leicht arge Folgen nach sich ziehen könnte.

Allerdings hatten, was er nicht ins Werk zu setzen vermochte, die Districtsaufseher anzubahnen; aber diese waren der Mehrzahl nach für Besseres unempfängliche Vertheidiger des Herkömmlichen und auch viel zu schwerfällig, um sich zur Höhe der Zeit emporzuschwingen und deren Ansprüchen so zu genügen, wie jeder weiterblickende Volksfreund es wünschte. Angesichts einer solchen Sachlage hielt er es für das zweckförderndste, mit der Lehrerschaft selbst in innigere Berührung zu treten, zumal da ein ansehnlicher Theil derselben das Morgenroth einer besseren Zukunft, welche auch für die Schule schon ganz nahe zu sein schien, jubelnd begrüßt hatte.

Leuchtend schwebte, als er diesen Gedanken fasste, das „Viribus unitis“ des Monarchen vor seiner Seele. Darum wurden auch in Schlesien, wie es bereits in anderen Provinzen geschehen war, Lehrerversammlungen einberufen, welche, den Anregungen Wilhelm's folgend, solche Fragen in Erörterung nahmen, die entweder auf die Erweiterung des Wissens der Lehrer sich bezogen, oder die Beleuchtung der zweckmäßigsten Unterrichtsmethoden überhaupt und rücksichtlich einzelner Gegenstände insbesondere bezweckten, oder endlich die Schulzucht und die damit aufs engste zusammenhängende Schulmeisterklugheit*) betrafen. Bei der mangelhaften Einrichtung der damaligen Präparandenanstalten waren derlei Zusammenkünfte umso diensamer, als sie, das pädagogische Moment in den Vordergrund rückend, zur gegenseitigen Belehrung aneiferten und es vermieden, auf Gebiete hinüberzuschweifen, die mit der Schule als solcher nichts gemein hatten. Indem sie bei derartiger Umgrenzung ihres Zweckes das Vorhandene nicht blindlings und bloß, weil es schon vorhanden war, zerstörten, sondern das bewährte Gute stützten und dessen Weiterentwicklung sich zur Aufgabe machten, fiel auch, sobald eine neue, im Geiste des Fortschrittes erscheinende Forderung die allgemeine Aufmerksamkeit weckte, das Gewicht ihres vorwärtsringenden Berufseifers und ihrer auf Erfahrung beruhenden Erkenntnis dessen, was zunächst noth that, nur umso beträchtlicher in die Wagschale, und wurde damit der große Gewinn erzielt, dass die Regierung sich bewogen fand, den Lehrstand als einen beachtungswürdigen Mit-

*) Des seligen Erfurter Seminardirectors H. F. F. Sickel „Handbuch der Schulmeisterklugheit“, heute halb vergessen, war für die Verhältnisse, wie sie Wilhelm vorgefunden hatte, ein wahres Schatzkästlein und hat in den Augen des vorurtheilsfreien Mannes auch jetzt noch nicht an Wert verloren.

begründer der Volkswohlfahrt zu würdigen und seine Wirksamkeit höher anzuschlagen, als dies bisher der Fall gewesen war.

Unter denen, die am wärmsten für solche Hebung der Lehrerschaft sich eingesetzt haben, steht Wilhelm obenan, und noch nach vielen Jahren gedachte er dieses Aufschwungs der Schule voll rührender Befriedigung. So gibt er, fast glaube ich, um sich selbst zu verjüngen, in einem das Datum ‚31. October 1872' tragenden Briefe den schlesischen Volksschullehrern der ersten Fünfziger-Jahre im Hinblick auf ihre Strebsamkeit das ehrendste Zeugnis. Kein Wunder! Sie waren ja, ein leibhaftiger Gegensatz zu dem Bilde, welches W. H. Riehl*), der in Diesterweg's „Rheinischen Blättern" wiederholt gepriesene Socialpolitiker, von einem ansehnlichen Bruchtheile der Volksschullehrer Deutschlands entwirft, nichtsweniger als innerlich zerfahrene „Proletarier der Geistesarbeit". Dazu „fehlte ihnen jene verkünstelte Halbbildung", welche sie in den Wahn gestürzt hätte, „dass sie in der Dorfschule ein pädagogisches System verwirklichen sollen"; dazu fehlte ihnen aber auch jener Selbstüberhebungsdünkel, in welchem mancher ihrer Nachfolger sich darüber unglücklich fühlt, dass er auf seinem Bildungsstandpunkte mit dem Landmanne keinen geistigen Gedankenaustausch pflegen kann. Sie waren vielmehr, weil sie in der frischen Urwüchsigkeit des Dörflers das beste Element zur eigenen geistigen Erweckung fanden, das verbindende Mittelglied zwischen Stadt und Land, zwischen der verfeinerten Gesellschaftsschicht des Bürgerthums und dem biderben Naturstamme der Bauern. Sie waren, verhältnismäßig wenige Ausnahmen abgerechnet, Schulmeister, welche sich, wie Diesterweg begehrt, „allem Unterrichtsluxus, allem Vielerlei, allem Unnützen abhold zeigten und die Mühe, zu specialisieren und zu individualisieren", sich nicht verdrießen ließen, so sauer sie ihnen auch mitunter werden mochte. „Daher hätte auch bei der Mehrzahl von ihnen", meint Wilhelm, „nimmermehr jenes mechanisierende Verfahren sich einnisten können, das auf der Ansicht fußt, es komme bei dem Geschäfte der Bildung zuoberst darauf an, eine Summe bestimmter, von den Vorfahren auf uns vererbter Sätze so früh wie möglich und so fest wie möglich an die Kinder zu bringen

*) Siehe W. H. Riehl: „Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik", II., „Die bürgerliche Gesellschaft" (4. Aufl., 1856) pag. 80 ff., 106 ff., 115 ff.

und von denselben, freilich gedankenlos, nachsprechen zu lassen". Daſs die schlesische Schule von einer solchen unmethodischen Methode verschont blieb, war ein Glück und ein Segen für die Jugend; denn eine Unterrichtsweise, welche sich mit unfruchtbarem Wörterkram zufrieden gibt und nicht geeignet ist, in dem Boden des Geistes- und Gemüthslebens die triebkräftigen Keime zu entfalten, verfehlt den erziehlichen Zweck, der doch immer nur auf den Menschen gerichtet sein soll. Und wahrlich, wenn, nach Wilhelm's Mittheilungen zu schließen, auch nur die Hälfte der schlesischen Dorfschulmeister trotz des materiellen Druckes, unter dem sie seufzte, zu dem hohen Standpunkte des Menschenbildners sich hinaufarbeiten konnte, so war dies eine Erscheinung, welche von der heutigen Lehrerwelt kaum mehr verstanden wird, die aber, wie eine aus der Vergangenheit in die Gegenwart herüberklingende Legende, jedes zarterbesaitete Herz zur Bewunderung stimmt, weil sie uns Seelenheiterkeit neben Sorgenüberfluſs, Berufsfreudigkeit neben ängstigendem Abhängigkeitsgefühl, Hingebung an die hilflose Armut trotz des Kampfes ums eigene Dasein in einer Person verkörpert darstellt. Mit dankbarer Verehrung erinnere ich mich, da ich solcher Vorbilder gedenke, mehr als fünfzig Jahre zurücksteigend, an meinen ersten Lehrer, welcher in der niedrigen Schulstube eines damals noch waldumgürteten Gebirgsdorfes der westlichen Hälfte Schlesiens sechs Decennien hindurch ohne Ruthe und Bakel seines an Entsagungen überreichen Amtes gewaltet und vor wenigen Jahren als hochbetagter Greis sein liebestrahlendes Auge geschlossen hat! Kein Zweifel, er war einer von den nicht bloß berufenen, sondern wirklich auserwählten Schulmeistern alten Schlages. Zwar kam auch er, weil es ihm an Ursprünglichkeit gebrach, und er den Ruhm der von Kant als „Genieaffen" bezeichneten Verunstalter des Überlieferten verschmähte, über das Buchstabieren nicht hinaus; aber ihm war, indem er durch den Menschen in ihm zum wirklichen Erzieher wurde, gerade sowie Pestalozzi, das Höchste und Beste zu eigen, und um diesen Vorzug ihn zu beneiden, dürfte mancher gutbesoldete Lehrer der Gegenwart vollauf Ursache haben. Hiezu gehört freilich vor allem ehrliche Selbstprüfung; diese ist aber bekanntlich nicht eines jeden Sache, und es hieße leeres Stroh dreschen, wollte man die gesinnungslose Hochnasigkeit zu solcher Einkehr in sich selbst zu bereden versuchen. Genug, wenn die Bescheidenen, und deren Anzahl ist gottlob noch

immer eine stattliche, aus eigenem Antriebe in ihr Inneres blicken, um fähig zu werden, „das Kind als werdenden Menschen zu erfassen und zu allem Menschlichen, das es dereinst im Dienste für das Vaterland zu bethätigen haben wird, hinanzubilden“. Genug, sage ich, denn derart wird nicht bloß Nothwendiges und Nützliches für das werktägliche Lebenserfordernis, sondern auch Gutes und Schönes für stille Herzensfeste geschaffen.

Vierzehntes Buch.

Getäuschte Hoffnungen.

Wilhelm freute sich über die treffliche Denkweise der seiner Führung anvertrauten Volksschullehrer umso inniger, als es ihm durch dieselbe ermöglicht wurde, den Ansprüchen der vorgeschrittenen Zeit auch in Bezug auf solche Dinge, welche Opfer an Geld und Mühe erheischten, in unerwartet-rascher Weise gerecht zu werden. Denn es läſst sich doch nicht leugnen, daſs das, was in den Lehrerversammlungen hinsichtlich der pädagogisch-didaktischen Weiterbildung als unabweislich erkannt wurde, nicht aus der Erde gestampft werden konnte. Lehrmittel fehlten allerorten und muſsten, wenn der Unterricht durch Versinnlichung an Fruchtbarkeit gewinnen sollte, angeschafft werden; Districtsbibliotheken erwiesen sich als dringend nothwendig, um den Fortbildungsdrang der kaum wie Knechte bezahlten Lehrer und Gehilfen zu befriedigen. Das waren aber Forderungen, welche den Anschauungen des gemeinen Mannes widerstritten und bei der Empfindlichkeit der an solche Reizungen nicht gewöhnten Communalsäckel wahrscheinlich fromme Wünsche geblieben wären, wenn die in erster Linie Betheiligten mit den

Ortsvorständen und den gewichtigeren Gemeindegliedern, insbesondere aber mit den Seelsorgern auf gespanntem Fuße gelebt hätten. Schroffheit gegenüber dem Clerus würde ihnen der Statthalter Freiherr von Kalchberg trotz seiner glaubensfreiheitlichen Gesinnung schon darum gründlich verübelt haben, weil er in richtiger Würdigung der gegebenen Verhältnisse einen friedlichen modus vivendi zwischen Staat und Kirche als eine wesentliche Bedingung des Gedeihens der Volksschule und ihrer stetigen Weiterentfaltung ansah. Von dieser ausschlaggebenden Seite der nachdrücklichsten Unterstützung gewiss und von dem frischen Geiste des Concipisten Hermann in administrativer Beziehung aufs sachdienlichste berathen, fühlte Wilhelm, dass sein Schaffensmuth von Tag zu Tag wuchs. Die Folge eines solchen verständnisinnigen Ineinandergreifens von Kräften, die sich gegenseitig frei von aller Selbstsucht ergänzten, war aber auch eine überaus aufmunternde. Die vorgeschritteneren Gemeinden erwärmten sich nach und nach für die Hebung des Unterrichtes; die Geistlichkeit kam dem ruhig-ernsten Manne, der auch ihr Thun, insofern es sich auf die Schule bezog, zu beobachten hatte, immer vertrauensvoller und williger entgegen; verständige Eltern, erfreut über das fast sichtbare Fortschreiten ihrer Kinder, verglichen, beschämt und befriedigt zugleich, die alte Zeit mit der neuen; die Lehrer fühlten sich durch den Segen, der auf ihrer Arbeit ruhte, angespornt und begrüßten jede von oben herablangende Anordnung, mochte sie die äußere Verwaltung, mochte sie das innere Leben der Schule berühren, als eine den so lang vernachlässigten Schulmeister mehr und mehr aufrichtende Bethätigung der behördlichen Theilnahme an dem Werke der Volkserziehung mit einer Begeisterung, die an Entzücken grenzte.

Solche gehobene Stimmung zu erhalten, war Wilhelm, der den Menschen nicht als Engel nahm, sondern in stetem Hinblick auf dessen irdische Unvollkommenheit menschlich beurtheilte, bei jeder Gelegenheit redlichst-beflissen. Anregung vermag viel, pflegte er zu sagen, mehr, ohne Vergleich mehr bringt aber die Anerkennung zustande. Dieser Maxime entsprach denn auch die Art, wie er den Amtseifer des Lehr- und Aufsichtspersonals anzufachen suchte. Er ließ keinen Anlass unbenutzt, um bei der Landesschulbehörde dahin zu wirken, dass die Wertschätzung des von ihm wahrgenommenen Guten in schriftlicher Belobung zum Ausdrucke kam, verdienten

Lehrern Belohnungen zuerkannt, nothleidenden Gehilfen Unterstützungen gewährt, und nach Umständen auch besonders hervorragende Leistungen, zumal wenn dieselben von Gemeinden vollbracht waren, in der Landeszeitung bekanntgemacht und auf diese Art mittelbar zur Nachahmung empfohlen wurden. Leider war es Wilhelm, wie er in seinen Aufzeichnungen klagt, benommen, die Versetzung vorzüglicher Kräfte auf besser-dotierte Posten zu beantragen, weil der Regierung durch die Patronatsrechte die Hände gebunden waren. So saß denn mancher Unwürdige nichtsthuerisch in warmer, weicher Wolle, indes die Würdigsten, erbärmlich bezahlt, sich müde rangen und nach jedem materiellen Misserfolge immer wieder an trügerischer Hoffnung zehrten. Und merkwürdig! Gerade diese Vielgetäuschten waren es, welche das neue Evangelium am eifrigsten verkündeten und hinter dem voranschreitenden Wilhelm am wenigsten zurückblieben; gerade diese waren es, welche den Weisungen in Betreff des Gebrauches der geänderten Lehrtexte und vornehmlich, was die Behandlung des Sprachunterrichtes anbelangt, mit merkbar-wachsendem Verständnisse nachkamen; gerade diese waren es, welche durch ihr umsichtiges Benehmen in und außer der Schule die Gemeinden, denen sie dienten, zu Kraftanspannungen reizten, gegen welche sich manche vermöglichere Commune nur ihren unbescheidenen Lehrern zum Trotze sträubte. Wohl betrachtete es die Regierung als eine ihrer nächsten Pflichten, solchen braven Männern, die um der Ihrigen willen selber darben konnten, das tägliche Brot zu sichern. Ja, das tägliche Brot für Weib und Kind! Wer von allen denen, die mit Glücksgütern überschüttet sind, vermag sich in die Seelenpein eines von hungerverzerrten Gesichtern umringten Familienvaters hineinzudenken? Wer wäre scheinheilig genug, um sich vor Entsetzen zu bekreuzigen, wenn ihm mit grellen Farben geschildert wird, wie vor so- und soviel Jahren der Schullehrer eines verlorenen Grenznestes im Augenblicke der grimmigsten Noth, und nachdem er ungezählte kummervolle Nächte am Bette seiner sterbenskranken Gattin durchwacht hatte, der an ihn heranschleichenden Verlockung zu gefährlichen Schmuggelversuchen und anderen zollgesetzlich untersagten Erwerbswagnissen nicht widerstehen konnte? Hätte der heuchlerisch-verabscheute Pascher über eine gefüllte Casse nach Belieben schalten, ja hätte er auch nur die allerdringendsten Lebenserfordernisse decken können, er würde sich gewiss ebensowenig, wie

der ihn verdammende, feige Gleißner, der zwar selbst kein Schwärzer war, aber mit eingeschwärzten Luxusartikeln seiner Genussſucht fröhnte, freilich aus edleren Gründen als dieser, wider das Ärar vergangen haben. Von regierungswegen dachte man zwar, wie bereits erwähnt wurde, an Milderung des Schulmeisterelends; allein was gegeben wurde, war einem auf glühendes Eisen gesprengten Wassertropfen vergleichbar. Die kärglichen Geldaushilfen, welche obendrein nur von Fall zu Fall bewilligt werden konnten, reichten nicht einmal zur Stillung der unabweislichsten Bedürfnisse hin, und Wilhelm sah sich gar oft blutenden Herzens genöthigt, bei der großen Zahl der um Unterstützung Bittenden und bei der Beschränktheit der zu diesem Zwecke verfügbaren Mittel gerade diejenigen nicht vorzuschlagen, welche er, wenn es nur auf ihn angekommen, und verdienstliches Arbeiten letztentscheidend ins Gewicht gefallen wäre, immer berücksichtigt haben würde. Neige jeder junge Lehrer, jede leicht zu Brot gekommene Lehrerin der Gegenwart demüthiglich und ehrerbietig das Haupt bei dem Andenken an einen solchen von Leid und Noth gemarterten Dorfmagister der Wilhelm'schen Tage! Jener Ärmste war nicht, wie sein im Vergleich mit ihm glänzend gestellter Nachwuchs, gegen arglistige Versuchung geschützt, und doch fanden ihn, wenn nicht der Hunger das Lebensmark der Seinigen aufzuzehren drohte, die Verführer, welche die Außenwelt gegen ihn losließ, und der Unmuthsteufel in ihm allerwege charakterfest.

Ein Glück war es noch, dass der mühsam zurückgedrängte Groll über diese Härte des Schicksals nicht durch andere Übel bis zur Unzufriedenheit mit allem Bestehenden gesteigert wurde. Wären die politischen Verhältnisse den heutigen Wirrsalen auch nur entfernt ähnlich gewesen, so hätte die Schule, um sich aus dem Trümmerschutte der vormärzlichen Vergangenheit zu erheben, mit geradezu unüberwindlichen Schwierigkeiten ringen müssen. Aber noch war in Österreich nicht die magyarische, nicht die polnische, nicht die italienische, nicht die panslavistische Frage offen auf die Tagesordnung gesetzt! Alle diese ‚Questions‘ entstiegen, wie giftige Miasmen aus sumpfigem Grunde, erst dann den zum Zwecke der Revolutionierung Europas gedungenen Pariser Verlagsofficinen, als sich der Mann des französischen Staatsstreiches, die „Sphynx auf dem Throne der Orleaniden“, entschlossen hatte, die an sich berechtigte, daher auch niemals bestrittene und niemals gewaltsam unter-

drückte Nationalitätsidee als förmliches Sprengmittel gegen den Bestand der habsburg'schen Monarchie zu missbrauchen, um solcherart seinen blutbefleckten Cäsarismus über die rechtmäßigen Dynastien des Abendlandes zu erheben und die Beschlüsse des Wiener Congresses von 1815 umzuwerfen.*) Zwar regte sich's nicht unbedenklich überall dort, wo nichtdeutsche Elemente, von planmäßiger Agitation gestachelt, nach einer Geltung strebten, die mit dem österreichischen Staatsgedanken unverträglich war, und auch in Schlesien fehlte es nicht an ‚zugereisten' Wühlern, welche den čechoslavischen und polnischen Gemeinden den verderblichen Köder hinhielten. Aber man biss nicht an, und das Ländchen blieb von dem widerwärtigen Nationalitätenhader verschont. Der gesunde Sinn der Bewohner wusste eben den Frieden, in welchem alle drei Volksstämme miteinander lebten, zu schätzen und fühlte es zur Freude des Statthalters Freiherrn von Kalchberg von selbst heraus, dass, wo jener Hader umsichgreift, die francisco-josefinische Idee der Reichseinheit keinen Boden findet, und der überlaute Patriotismus entweder nichts als Heuchelei oder kurzsichtige Selbsttäuschung ist.**) Wilhelm war infolge eigenen Nachdenkens und eigener Erfahrung von derselben Gesinnung durchdrungen, wie sein Amtschef, und kam daher allem, was den schlesischen Volksgeist für das große Ganze zu gewinnen und die in schwache Gemüther hineingelogene Hoffnung auf eine in den höchsten Kreisen dem nationalen Sondergelüste fördersame Stimmung als nichtig zu erweisen vermochte, behutsam helfend entgegen.

Dass seine Auffassung eine richtige war, bestätigte ein Ministerialerlass vom 1. Januar 1851. Graf Leo Thun, damals, jedermann weiß es, im Herzen gerade so, wie jetzt unverholen, der föderalistischen Zerbröckelungspolitik zugeneigt, war als Rath der Krone in manchen Dingen, ganz besonders aber in der Sprachenfrage — diese Räthselhaftigkeit seines auch von Gegnern als fleckenrein anerkannten Charakters kann nur er aufklären! — mit seinen Prager Parteigenossen in offenem Widerspruche. Diese beschränkten ihre brüderliche Fürsorge nicht bloß auf die Čechen in Böhmen, sondern wollten

*) Vgl. Dr. F. Krones: „Geschichte Österreichs" IV., 648 f.

**) Siehe Dr. Josef Freiherr von Kalchberg: „Mein politisches Glaubensbekenntnis in Gedenkblättern aus einer achtzigjährigen Pilgerfahrt", pag. 283.

auch die vorgeblich in ihren angeborenen Rechten bedrohten Stammesverwandten in Schlesien vor Entnationalisierung schützen. Und was that der bestürmte Minister? Die oben gedachte Verordnung gibt die deutlichste Antwort. Er umschrieb genau das ‚Wie‘ und ‚Wieviel‘ des Unterrichtes in den Landessprachen, indem er das Verhältnis derselben zueinander feststellte. Dabei erinnerte er aber zugleich in bündigster Weise daran, dass die deutsche Sprache in Österreich die Aufgabe habe, einem allgemeinen Bedürfnisse zu dienen, und dass ihre unverkennbare Wichtigkeit es verbiete, sie den Nationalitätsbestrebungen zu opfern.*) Er wusste, warum er dies that; denn würde man auch nicht von oben herab der Lehrerschaft so unzweideutig den Wert der deutschen Sprache nahegelegt haben, so wäre von unten herauf aus praktischen Gründen die Regierung genöthigt worden, den Wünschen der Bevölkerung gerecht zu werden.

Der Bauer mit seinem gesunden Hausverstande begriff ganz wohl, dass er, in wirtschaftlicher Beziehung auf den Verkehr mit der durchaus deutschen Industrie angewiesen, gegen seinen eigenen Vortheil handeln würde, wenn er sich des Mittels zur Auseinandersetzung mit denjenigen entschlüge, die seine Erzeugnisse abnahmen oder dem Arbeiter zu Verdienst und Brot verhalfen. Und darauf mochte wohl auch Graf Thun, der ein gar feines Gehör für alle Anliegen der Slaven hatte, hinzielen, als er in dem mehrgedachten Erlasse den Unterricht in der deutschen Sprache namentlich an den Hauptschulen für unentbehrlich erklärte. Das, worauf man sich seitens der Stubengelehrsamkeit zugunsten der Pflege des Deutschen stützte, konnte für den Staatsmann im Hinblick auf die Elementarschule wohl kaum von Belang sein. Mit Rücksicht auf das slavische Dorfkind erschien ihm trotz seiner

*) Ein sprechender Beleg der vorwiegend großösterreichischen Richtung des Ministeriums Thun ist das interessante Buch des Freiherrn von Helfert: „Die sprachliche Gleichberechtigung in der Schule“ (Prag, 1861); aber noch eindringlicher gemahnen hieran die Maßregelungen, zu denen sich der slavophile Chef der Unterrichtsverwaltung in dem Zeitraume von 1850 bis 1860 gegenüber allzuweit-vorgeschrittenen Slavomanen des Lehrstandes bewogen fand. Einige dieser Männer haben ihrer jugendlichen Schwärmerei mehr oder weniger entsagt und spielen heute eine nicht unbedeutende Rolle, zu welcher sie — das muss ihnen auch der grämlichste Neid zugestehen — durch Talent, Wissen und Fleiß befähigt und, wie die Dinge dermalen geartet sind, auch vom politisch-nationalen Parteistandpunkte aus berechtigt erscheinen.

Begeisterung für das neuerwachte wissenschaftliche Leben die deutsche Sprache nicht wegen ihres weltumfassenden Culturinhaltes, sondern lediglich um ihrer unleugbaren Nützlichkeit willen so ungemein bedeutsam.

Auch Wilhelm theilte, und zwar aus selbsteigener Überzeugung, diese Ansicht und gieng bei der Durchführung der ihm gewordenen Aufträge mit berechnender Klugheit zuwerke. Dabei machte er die ganz merkwürdige Erfahrung, dass ihm, während er in Betreff seiner Forderungen bezüglich des Deutschen auch in stockslavischen Ortschaften das bereitwilligste Entgegenkommen fand, anderweitig fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg traten. Kaum freute er sich, die Mehrzahl der Gemeinden, weil er nichts überhastete, für seine weisen Maßnahmen gewonnen zu haben, als er sich auch schon einer grausamen Täuschung verfallen sah. Er hatte eines übersehen. Die Communen leisteten eben, was man von ihnen begehrte, nur insolang ohne Murren, als man den bäuerlichen Egoismus nicht empfindlich berührte; wurde aber diesem gar zu nahe an den Leib gerückt, so war's sofort mit der Zugänglichkeit und der vorzeitig-gepriesenen Opferwilligkeit zu Ende. Am auffälligsten gab sich der Geist der Ungefügigkeit in Betreff der Schulpflicht kund, und zwar in der störrigsten Weise dort, wo sich der Unverstand auf das Beispiel des Vaters und Großvaters berief, die ja noch weit weniger gelernt hätten und doch in der Welt fortgekommen wären. Infolge dessen musste der Inspector leider nur zu oft mit seiner ganzen Autorität, dabei aber doch sehr bedachtsam eingreifen, um im Sinne der bestehenden Vorschriften eine nur halbwegs-kräftigere Förderung des Schulbesuches zu ermöglichen. Es war dies einer der heikelsten Punkte, da sowohl in deutschen, als auch in slavischen Dörfern die Ortsvorsteher sich scheuten, mit nachdrucksvoller Strenge auf genaue Befolgung der behördlichen Anordnungen zu dringen und pflichtvergessene Eltern, wenn es noth that, „der gesetzmäßigen Bestrafung" zuzuführen.*) Furcht vor schadenverursachenden Feindschaften zwang sie zur Nachgiebigkeit in diesen, wie in manchen anderen Dingen. So geschah es denn, dass, wie mir Wilhelm erzählte, namentlich im ehemaligen Teschener

*) Vgl. § 324 und bezüglich des Strafausmaßes §§ 177 und 184 der „politischen Verfassung der deutschen Schulen für die k. k. österreichischen Provinzen mit Ausnahme von Ungarn, Lombardie, Venedig und Dalmatien".

Kreise selbst während der Sommermonate die Schulen fast leer standen, weil die Kinder vor- und nachmittags das Vieh hüten mussten, und der Unterricht in die Zeit von 12 bis 3 Uhr verlegt war. Was Wunder, wenn ein Lehrer, sobald er von schulpflichtigen 200 Knaben und Mädchen zwanzig, höchstens dreißig in den Bänken sah, vor Freude schier außer sich gerieth! Allerdings wurde ihm diese Freude durch die Thatsache getrübt, dass die anwesenden Kinder nicht nur immer schliefen, sondern auch tagtäglich andere waren, und durch solchen beständigen Gesichterwechsel sein Mühen vollends vereitelt ward. Allein auch darüber tröstete sich der Magister; denn er konnte es sich nicht verhehlen, dass schlafende Schüler ebensowenig Gewinn vom Unterrichte ziehen, wie abwesende, und dass eine niedrige und dunsterfüllte Lehrstube bei einer Temperatur von mitunter + 30° R. Körper und Geist entkräften muss. Für Wilhelm gab es freilich einen solchen Trost nicht; er suchte daher nach Mitteln zur Abhilfe, mochte auch diese, wie er voraussah, seinen Erwartungen nicht sofort und ganz entsprechen. Ihm lag ja nur daran, in den Gemeinden allmählich ein lebhafteres Interesse für die Schule zu wecken, weil er durch viele trübe Erfahrungen überzeugt worden war, dass sich ohne solche Mitwirkung ein Erfolg nimmer-und nimmermehr erzielen lasse. Freiherr von Kalchberg, die hohe Wichtigkeit eines regelmäßigen Primärunterrichtes nicht verkennend, gieng auch ohne Zögern auf die von Hermann und Wilhelm vereinbarten Vorschläge zur Hebung desselben ein, so dass binnen kurzem in jeder Commune außer den üblichen ‚Schulvätern‘ auch zwei verständige und angesehene Männer als Überwachungsgehilfen in Verbindung mit dem Dorfrichter und dem von der Regierung bestellten Ortsschulaufseher für den Besuch der Wochen- und Sonntagsschule sorgten. Zwar wurden hiedurch die Misslichkeiten, welche die Energie der Gemeindevorsteher bisher gelähmt hatten, auf die Schultern mehrerer Personen übertragen; beseitigt waren sie jedoch keineswegs, denn im großen und ganzen erwies sich bei den Spitzen der Gemeindeverwaltungen das Verlangen nach einem ungestörten Zusammenleben mächtiger, als die Sorge für die geistige Entwicklung der hie und da fast wild aufwachsenden Jugend.

Die Lehrer klagten wohl nach wie vor bei Wilhelm in vertraulicher Weise über den Fortbestand der hergebrachten

Unterrichtshemmnisse und über den Mangel an Thatkraft seitens der ländlichen Aufsichtsorgane; allein was konnte der Vertreter des Statthalters gegen die in Bezug auf ihre Ursache erklärbare Bauernsaumseligkeit unternehmen? Rücksichten der Humanität hielten ihn ab, ernstlich einzuschreiten, weil dadurch der ohnehin bedauerliche Schulmeister geradezu in Verzweiflung gejagt, der Sache selbst aber wenig genützt worden wäre. Er zog es vielmehr vor, entgegen seinem geradsinnigen Wesen, fast leisetreterisch und die Selbstsucht in ihren eigenen Netzen fangend, den Widerhaarigen beizukommen. Dass er sich zu diesem Zwecke der Unterstützung des Seelsorgers versicherte, welcher die geheimsten Herzensfalten seiner Pfarrkinder kannte, geschah nur zum Vortheile der Schule. Wer hätte ihn auch über die verschiedenen Verhältnisse sachlicher Art und über die mancherlei persönlichen Beziehungen der Gemeindeglieder zueinander und zur Obrigkeit verlässlicher berathen können? Zeigte ihm doch der ‚geistliche Herr‘ den Weg, welcher zu dem Verstande und zu dem Gemüthe der Bauernschaft führte, ohne dass er sich erst durch Gestrüpp hindurchzuhauen brauchte. So erlangte er an vielen Orten durch freundlichen Verkehr fast mühelos, was zwangsweise trotz aller Anstrengung entweder gar nicht, oder nur in sehr geringem Maße zu erreichen gewesen wäre. Wilhelm hatte es eben nur zu oft erleben müssen, dass im neunzehnten Jahrhunderte nicht minder, als im sechzehnten, das Wort Fischart's:

„Und was die Gewalt verbeut,
„Gerade das erst thun die Leut“,

auch ins Gegentheil umgewandelt, destoweniger an Giltigkeit verloren hat, jemehr die Gewalt der Behörden unter den gegebenen Umständen genöthigt ist, sich selber zu beschränken, wenn anders das ungewohnte Neue Wurzel fassen soll. Und einzig allein dieser von dem feinen Gefühle für das Richtige gerathenen Selbstbeschränkung war es zuzuschreiben, dass Graf Thun, von den Fortschritten Schlesiens auf dem Gebiete der Volksschule im höchsten Grade befriedigt, den in diesem Kronlande getroffenen Einrichtungen nicht nur überall im Reiche gesetzliche Geltung verschaffte, sondern auch, wie bereits erwähnt wurde, den in solchen Arbeiten bewanderten Statthaltereiconcipisten Alois Hermann ins Ministerium berief und durch diese Berufung schon damals „in die Lage versetzte, sich um die

Entwicklung des österreichischen Volksschulwesens anerkennenswerte Verdienste zu erwerben“. *)

Wilhelm schätzte sich glücklich, diese auserlesene Leistungskraft sich beigeordnet zu wissen; denn Hermann war nicht nur als geborener Schlesier mit den Licht- und Schattenseiten seiner Heimat innig vertraut, sondern hatte auch einen weitaussehenden und scharfunterscheidenden Blick, der ihn geschickt machte, bei allen Maßnahmen das Werdende denkend vorwegzunehmen und wie ein bereits Gewordenes in Bezug auf dessen Nützlichkeit festzuhalten und auszugestalten. Im Einvernehmen mit einem solchen Administrationstalente, dem der Hauptzweck der Schule nicht gleichgiltig war, sondern vielmehr als Amtsideal vorschwebte, und getragen von dem Vertrauen eines volksfreundlichen und schaffensfreudigen Statthalters, konnte Wilhelm eine umso ersprießlichere Thätigkeit auch auf dem Gebiete der Volksbildung entfalten, als er genug Willensstärke und neben dieser auch die Fähigkeit besaß, sich in jeder Lage zurechtzufinden und den Menschen sowohl, als auch den Dingen die belehrendste Seite abzumerken. Nicht beirrt durch die Ungeberdigkeit der einsichtslosen Vorwärtsstürmer, welche das Alte einfach umgestürzt wünschten, aber auch nicht unschlüssig gegenüber dem zielbewussten Drängen der Rückschrittler, denen das Arbeitstempo der Regierung viel zu beschleunigt erschien, legte er in Verbindung mit Hermann den ersten Grund zu jener durchgreifenden, wenngleich in Betreff des Lehrstoffquantums und der Unterrichtsziele mitunter zu weit gehenden Volksschulreform, welche zwei Jahrzehnte später unter günstigeren Verhältnissen ins Leben eingeführt werden konnte. Unter günstigeren Verhältnissen! Die Zeit des Anfangs der Fünfziger-Jahre war eben eine gar sonderbare. Sie forderte zwar auch Verbesserung der Schulzustände, aber sie bewegte sich noch immer in den ausgefahrenen Geleisen der Vergangenheit, so dass oft inmitten des Weges ein Stillstand eintrat, welcher obendrein durch den Einfluss dunkler Mächte über alle Gebür verlängert wurde. Völlige Nacht sah Wilhelm, solang er den Elementarunterricht in Schlesien zu überwachen hatte, über den Bereich des Volksschulwesens allerdings noch nicht hereinbrechen; aber schon dämmerte es abendlich, und immer dichter und dichter

*) Vgl. Josef Freiherr von Kalchberg: „Mein politisches Glaubensbekenntnis in Gedenkblättern aus einer achtzigjährigen Pilgerfahrt“. pag. 285.

stiegen um Freiherrn von Kalchberg die Reactionsnebel auf, bis er endlich am 23. Januar 1853 von dem ihm liebgewordenen Posten abberufen und zu seiner und des Grafen Agenor Goluchowski Überraschung als Vicepräsident und Statthalter-Stellvertreter nach Lemberg geschickt wurde. Kurz darauf schied auch der Concipist Hermann aus seinem Troppauer Wirkungskreise, und von nun ab genügte Wilhelm seinen Amtspflichten zwar mit derselben grundsätzlichen Treue, aber nicht mehr mit derselben Herzenslust, wie ehedem; denn der vollzogene Personenwechsel war, genau betrachtet, auch ein Systemwechsel, und blieb nicht ohne nachtheiligen Rückschlag auf den Dienst überhaupt und auf die Weiterentwicklung der Volksschule insbesondere. Bald wehte ein anderer Geist durch die Räume der Statthalterei, und viele behaupteten — ob mit oder ohne Grund, soll hier nicht erörtert werden — dass es der Geist jener einflussreichen staatspolizeilichen Institution gewesen sei, welche zur Niederstreckung der letzten Revolutionsreste geschaffen worden war. Nach dem Urtheile der Machthaber passte Freiherr von Kalchberg nicht mehr in die geänderten Verhältnisse. Er war ja, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „weder Schwarzseher, wie man es wollte, sobald von liberalen Richtungen die Rede gewesen war, noch Optimist, wie man es verlangte, sobald man von den Siegen träumte, welche in das verlorene Kanaan zurückführen sollten“.*) Der hohen Politik fremd bleibend, setzte er all' seinen Ehrgeiz nur darein, in Anerkennung der Zeitbedürfnisse „vernünftig und zweckmäßig zu verwalten“, und stieß er dabei mit den rückläufigen Strebungen seiner ‚Herren‘ unerquicklich zusammen, so dass er als ‚bekehrungsunfähig‘ beiseitegeschoben werden musste. Nach seinem Abgange hatte in Schlesien die lex scripta in cordibus hominum den wärmsten Vertheidiger, und die kaum knospende Volksschule die behutsam-pflegende Hand verloren.

Wilhelm konnte nur noch das bereits Gewonnene zu erhalten suchen; Neues hinzuzufügen, wie er wünschte, war ihm nicht mehr vergönnt. Den einzigen, freilich oft genug durch die Thatsachen geschmälerten Trost gewährte ihm die Überzeugung und die von dieser unzertrennliche Hoffnung, dass die Sonne des Fortschrittes, möge

*) Vgl. Josef Freiherr von Kalchberg: „Mein politisches Glaubensbekenntnis ꝛc.“ pag. 278.

sich der Himmel auch noch so schwarz bewölken, doch wieder hervortreten werde, weil alles Gute, das einmal schon dagewesen sei, Spuren zurücklasse, welchen eine spätere Zeit erfolgreicher nachgehen könne. Es war wohl schon recht dunkel, und namentlich gegen das Institut der Schulräthe richteten sich die Angriffe nicht nur des hohen Clerus, sondern auch der — Bureaukratie. Hatte man wirklich irgendeinen Grund, über die Gebarung der fachmännischen Schulaufsichtsorgane ernstlich zu klagen? Wilhelm konnte, was er that, vor seinem pflichtstrengen Gewissen mit aller Ruhe verantworten, und doch scheint es, dass man an seiner Amtsführung etwas Kalchberg'sches entdeckt und übel vermerkt haben mag. Denn warum hätte wohl sonst der Minister des — Inneren über den Kopf seines Collegen Thun hinweg vom Landeschef Berichte über die Neuerungen im Volksschulwesen sich erstatten lassen? Zu welchem Zwecke würde wohl dem Teschener Landesgerichtspräsidenten, der um die Männer der Schule, solang sie mit dem Strafgesetze in keinen Widerstreit geriethen, sich gar nicht kümmerte und weder von dem Lehrplane noch von dem Lehrgange sachgemäß reden konnte, ein Gutachten über die Einrichtung und die Ergebnisse des ‚modernisierten' Unterrichtes abverlangt worden sein? Wilhelm ergänzte mir diese seine Mittheilung durch die erklärenden Worte: „Mit solchen unlöblichen Praktiken suchte der Kraftmangel der um jeden Preis stark sein wollenden oberen Regionen eine nur schüchtern begonnene Reform zu erschüttern, deren Nothwendigkeit sogar dem gemeinen Manne einleuchtete, und welche, da sie doch um ihrer selbst willen das Bestehende nicht übersehen durfte, noch sehr weit von dem Ziele entfernt war, das ihr der Zeitgeist gesteckt hatte". Dass angesichts derartiger Vorkommnisse seine Stellung als Volksschulinspector, zu deren Annahme er sich, gewissenhaft, wie er war, nur widerstrebend und nur aus Rücksicht für den Freiherrn von Kalchberg entschlossen hatte, mehr und mehr unbehaglich wurde, dürfte dem Leser begreiflicher erscheinen, wenn ich ihm die Thatsache gegenwärtig halte, dass außer der im Jahre 1851 vom Grafen Thun behufs der Berathung über die neuen Schulbücher und namentlich über die zur Einführung vorgeschlagene Fibel einberufenen Conferenz der Schulräthe ein erheblicher Schritt zur Hebung des Elementarunterrichtes nicht mehr gethan wurde. Aber noch beinahe zwei Jahre lang musste er den an Zahl und Macht immer mehr wachsenden Gegnern

des nach Thun'scher Weise ohnehin bescheidenst umgestalteten Volksschulwesens die Wage halten, ohne das bereits gründlich-gestörte Gleichgewicht zwischen Staat und Kirche dauernd hergestellt zu sehen. Ja wenn's auf ihn allein angekommen wäre, so hätte die Fortsetzung des Kalchberg'schen Fortschritts- und Friedenswerkes in Schlesien nicht so bald als ‚inopportun' aufgegeben werden müssen. Sich selbst beruhigte Wilhelm mit dem Gedanken, dass, wie die auf ihn einstürmenden Verhältnisse stärker waren, als die Menschen, auch künftige und hoffentlich bessere Verhältnisse für die späteren Geschlechter bestimmend sein werden, und darum arbeitete er wacker fort, unbekümmert um das abfällige Urtheil derjenigen, die nicht ahnen konnten, dass er nur der Amboß, und ein anderer der Hammer sei. Endlich im December 1855 wurde er von der Sisyphusqual erlöst, und die Aufsicht über die Volksschule einer zwar auf didaktischem Gebiete noch nicht erprobten, aber im blühendsten Mannesalter stehenden und in der Folge als tüchtig sich bewährenden Kraft zugewiesen. Wilhelm übergab die bisher von ihm besorgten Agenden seinem Nachfolger mit dem Bewusstsein redlicherfüllter Pflicht. Wahrlich nicht ohne Befriedigung durfte er zurückblicken auf das, was er, unterstützt von Hermann und gefördert von Freiherrn von Kalchberg, bahnbrechend geleistet hatte. Mehr von ihm zu verlangen, als ihm der versumpfte Boden, welchen er hatte bebauen sollen, zu thun gestattete, konnte nur absichtlich-blindem Übelwollen in den Sinn kommen. Er selbst rechnete nie auf Dank und schmeichelte sich auch nie in den Wahn hinein, es Allen recht machen zu können. Ihm war es genug, wenn die Besten seiner Zeit, in denen ihm die Zukunft sichtbar vorgebildet erschien, sein ehrliches Streben anerkannten, und nie konnte ihm, weil die Ursache der Gegnerschaften, die auch ihm nicht erspart blieben, außer ihm lag, die Nergelsucht des Unverstandes den Seelenfrieden rauben. Sein oftgetäuschtes Herz wurde nicht müde, von neuem zu erglühen, und wenn man das Gute, das er jedem Volksschullehrer ohne Unterschied der Person erwies, mit schnödem Undank lohnte, so erinnerte er sich gern an Rückert's besänftigende Verse:

„Wenn das Gute würde vergolten,
„So wär' es keine Kunst, es zu thun;
„Aber ein Verdienst ist es nun,
„Zu thun, wofür du wirst gescholten".

Fünfzehntes Buch.

Heiße Kämpfe um die neue Studienorganisation.

Die zur That gewordene Gymnasialreform erforderte auch die durchgreifendste Veränderung der Einrichtungen zur Heranbildung tüchtiger Lehrer. Graf Thun hatte zu diesem Behufe mehrere ausgezeichnete Männer Deutschlands, wie Grysar, Grauert, Hahn, Aschbach, Höfler u. a. berufen, um dem in der Regel häufig zutage tretenden Mangel an Umfang und Tiefe des Wissens, sowie der Einseitigkeit und Unklarheit desselben bei den vielfach auf Selbstunterricht angewiesenen Lehrern und Lehramtscandidaten durch schulgerechte Beihilfe entgegenzuwirken. Niemandem waren die infolge der Heranziehung so gediegener Fachgelehrten gegründeten philologisch-historischen Seminare und das fast gleichzeitig eröffnete physikalische Institut in Wien willkommener, als dem Inspector Wilhelm. Er hatte es ja zur Genüge erfahren, bis zu welchem Grade von Schulfuchserei und Eigendünkel mittelmäßige Köpfe sich versteigen können, wenn sie sich ihre Kenntnisse nur autodidaktisch gesammelt haben. Vorderhand musste man sich freilich noch mit einer großen Zahl solcher älterer Professoren durch-

zwängen, welche der eingetretenen Neuerung als einer „inneren Nöthigung, sich selbst zu reformieren oder aber auszuscheiden", nicht zustimmten, weil es ihnen hiezu an der nöthigen Kraft gebrach, vielleicht auch weil ihnen der Wille, den Forderungen des Fortschrittes nachzukommen, ganz und gar abgieng. Derlei Misslichkeiten sind in Übergangszeiten nichts Ungewöhnliches, und Wilhelm sah sich hiedurch nur noch mehr bemüssigt, seinerseits nichts unversucht zu lassen, um dem eben eingeführten Unterrichtssysteme die gebürende Geltung zu erringen. Es war dies aber keine leichte Aufgabe; denn der vorläufig provisorische Zustand der neuen Einrichtungen legte seiner Thätigkeit manche unvermeidliche Fessel an und brachte es mit sich, dass die Lobredner der Vergangenheit es nicht an Wühlereien fehlen ließen, um das, was ihnen nicht behagte, weil es ihnen unbequem war, schon in seinen Anfängen zu vernichten. Man muss nur wissen, mit welchem Augenverdrehen seitens der Gegner jeglicher Umgestaltung die lückenhafte Vorbildung der Schüler, der Abgang wissenschaftlich durchgebildeter Lehrer und der Mangel an Hilfsmitteln überhaupt und an geeigneten insbesondere zum Nachtheile des kaum Geschaffenen gerade in allen jenen Kreisen ausgebeutet wurde, von welchen man sich ein werkthätiges Eingreifen zugunsten der gewünschten Rückwärtsbewegung versprechen zu dürfen glaubte. Man muss nur wissen, wie die herrschsüchtige Beschränktheit — und diese trifft man erfahrungsgemäß am häufigsten in den oberen Bevölkerungsschichten — gegen die Landesschulinspectoren Ränke schmiedete, um diese Förderer des Neu-Gymnasiums zu entwürdigen und zu beseitigen. Keine Verdächtigung erschien zu niedrig, um sich ihrer nicht zu bedienen; ja man entblödete sich nicht, das Institut der Schulräthe als eine in ihren Wirkungen zweifelhafte und daher unbedingt-überflüssige Belastung des Staatssäckels zu bezeichnen. Schon in dem vorhergehenden Buche habe ich anlässlich der Schilderung der Wilhelm'schen Leistungen auf dem Gebiete der Volksbildung des unrühmlichen Eifers gedacht, womit man nicht bloß von unberufener Seite gegen die ‚neumodische' Schulüberwachung Stellung nahm. „Die Geistlichen thun's wohlfeiler", meinte ein öffentlich bediensteter Ordenspriester, von dem Wilhelm erfahren hatte, dass man maßgebendenorts mit dem Antrage auf Entfernung der weltlichen Inspectoren behelligt worden sei. „Allerdings wohlfeiler", erwiderte Wilhelm dem Redner pro domo sua, „aber gewiss

nur nach ihrer aus der früheren Zeit sattsam bekannten Art". Und der Vorsteher einer Mittelschule hatte, im Widerspruche mit der alten und mit der neuen Praxis, sogar den Vorschlag ‚unterbreitet', dass die Gymnasialdirectoren „einander gegenseitig beaufsichtigen sollten", weil hiedurch ein sach- und fachgemäßes Urtheil über den Zustand jeder Anstalt verbürgt wäre. Man wollte aber den Schlaumeier nicht verstehen, obwohl er den alten Satz: ‚Manus manum lavat' beinahe handgreiflich verdeutscht hatte!

Graf Thun wies allen derartigen Eingaben eine Ruhestätte in der ministeriellen Actengruft an, weil keines von allen diesen Schriftstücken thatsächliche Übelstände zur Begründung der ausgesprochenen Wünsche angeführt hatte. Diese ablehnende Haltung der obersten Unterrichtsverwaltung gab aber den Anstoß zur Änderung der Kampfesart. Mit einemmale wurden allenthalben, wie wenn hiezu die Losung ausgegeben worden wäre, Klagen des höheren Clerus über Vernachlässigung der lateinischen Sprache laut und mit dem Hinweis darauf begründet, dass gerade in diesem Gegenstande die dem Studium der Theologie sich zuwendenden Jünglinge ungenügend vorbereitet seien. Es muss zugegeben werden, dass die vom Ministerium reformierten Gymnasien nicht mehr die vormärzlichen Lateinschulen waren. Sie durften und konnten es auch nicht mehr sein; denn sonst würden sie sich, um ein Bonitz'sches Wort zu wiederholen, von den früher-bestandenen Jesuitenschulen nur dadurch haben unterscheiden lassen, dass sie das Ziel, welches diesen gesteckt war, nicht „mit der erforderlichen Consequenz festgehalten und mit den dazu geeigneten Mitteln durchgeführt hätten, ohne dass man doch berechtigt gewesen wäre, die Durchbrechung einer solchen Consequenz als eine heilsame Verbesserung anzusehen".*) Auch ist es wahr, dass die von Grund aus umgeformten Gymnasien als Vermittlerinnen einer allgemeinen Bildung, entgegen dem Geiste der vom Jesuitengeneral Roothaan im Jahre 1832 „den Zeitverhältnissen angepassten" „ratio et institutio studiorum societatis Jesu", das Latein nicht mehr als eine „lebendige Sprache" nach dem Principe: „Lege, scribe, loquere" lehrten, sondern an die Stelle des Drillens zur Latinität die schärfere Forderung

*) Vgl. Bonitz: „Die kaiserliche Sanction der gegenwärtigen Gymnasialeinrichtungen" in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, Jahrgang 1855, pag. 95.

gewissenhafter Correctheit im eigenen Gebrauche der Sprache treten ließen und im Gegensatze zu dem durch den Organisationsentwurf abgethanen Lehrplane, welcher sich auf die wenigen „abgerissenen Brocken der römischen Literatur in den Chrestomathien“ beschränkt hatte, eine dem Zwecke der allgemein-menschlichen Bildung förderſame Lectüre der Classiker selbst betrieben. Dadurch war nun freilich den rückwärtsschauenden Missvergnügten nicht gedient. Denn die angehenden Zöglinge der Priesterseminare wurden trotz aller Zeterrufe nicht mehr „zum wiederkäuenden Schreiben und Sprechen zusammengestoppelter und auswendiggelernter ciceronianischer Phrasen“ abgerichtet*), und ebensowenig Wert legte man darauf, dass die Halbgebildeten, wie dies in Ungarn noch kurz vor dem Jahre 1848 sogar seitens eines jeden bocskoros nemes**) geschah, sich die Fähigkeit erwarben, in barbarischem Latein zu politisieren, oder dass ein Gymnasium nach dem Ruhme lechzte, in Versen gepriesen zu werden, ähnlich jenen, welche in einem mittelalterlichen Lobgedichte auf Trotzendorf von den Verdiensten der Goldberger Schule um die Pflege des Lateinischen also schwärmten:

„Atque ita Romanam linguam transfudit in omnes,
„Turpe ut haberetur, Teutonico ore loqui;
„Audisses famulos famulasque latina sonare,
„Goldbergam in Latio crederes esse sitam“.***)

Hätte man in Österreich vielleicht die griechische Sprache und die Naturwissenschaften noch tiefer, als auf das vormärzliche Niveau herabdrücken und den künftigen Theologen, Juristen, Medicinern und Gymnasiallehramtscandidaten ein unclassisches Latein mit dem philologischen Pharisäismus der Jesuiten und des Johannes Sturm „non eloquentiæ sed loquentiæ causa,“ oder wie schon J. A. Ernesti in seinem Programme vom J. 1736, allerdings etwas derber sagt, damit die Jungen „ein lateinisches Maul kriegen“, ein-

*) Vgl. K. v. Raumer: „Geschichte der Pädagogik“ (Stuttgart, 1846, 2. Auflage) I., pag. 302.

**) Genau übersetzt „Bundschuh-Adel“, d. h. ein adeliger Bauer in des Wortes buchstäblicher Bedeutung.

***) Zu deutsch: „Und so hat er die römische Sprache allen eingegossen, dass man es für eine Schande hielt, deutsch zu reden; Knechte und Mägde konntest du lateinisch sprechen hören, und fast hätte man glauben sollen, dass Goldberg in Latium liege“. Vgl. Dr. Gustav Pinzger: „Valentin Friedland Trotzendorf“. (Hirschberg 1825, pag. 58.)

pauken sollen? Fast sah es darnach aus; aber so weit mochte Graf Thun, obwohl er die an ihn geleiteten Beschwerden nicht ganz unerwogen ließ, gewissen kirchlichen Autoritäten zulieb den Zeiger der Zeit doch nicht zurückdrehen, wiesehr man sich auch anstrengte, ihn zu überzeugen, dass die neue Einrichtung als ein „bloßer Abklatsch des preußischen Gymnasialwesens für Österreich weder angemessen, noch ausführbar sei". Gerade der Clerus hätte aber, scheint mir, alle Ursache gehabt, nach Deutschland auszuschauen, weil die berühmtesten katholisch-theologischen Schriftsteller der rheinischen ecclesia militans als leibhaftige Beweise dafür gelten konnten, dass auch der Geistliche, um seine Aufgabe als Streiter Gottes würdig und dem ganzen Umfange nach zu erfüllen, ebensowie der Rechtsgelehrte auf dem von ihm gewählten Felde, in einen Kampf nur dann mit Aussicht auf Erfolg sich einzulassen vermag, wenn in ihm schon vor dem Zeitpunkte der Entlassung aus der Erziehungsgewalt des Gymnasiums, also durch dieses der wissenschaftliche Sinn geweckt, ein vielseitiges Interesse genährt, und er für ein selbstthätig-forschendes, nicht bloß-passiv-aufnehmendes Studium der einzelnen Berufsfächer befähigt worden ist, dass er hingegen, sobald eine solche Vorbildung ihm fehlt, Gefahr läuft, zur mitleiderregenden Gestalt eines nicht über das Mittelmaß hinausragenden Handlangers herabzusinken.

Graf Thun konnte, wie gesagt, den Reformwidersachern nicht so sehr, wie sie es unbescheiden genug wünschten, zuwillen sein; genauer als sie wusste ja gerade er, der Minister, dass es sich nicht um eine lediglich herübergeholte ausländische Sache, sondern um eine Schöpfung handelte, die, bei Licht besehen, nicht einmal neu genannt werden konnte. Beruhte sie doch, wie aus früheren Capiteln dieser Schrift ersichtlich ist, theils auf mehreren bei uns in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts bereits dagewesenen Einrichtungen, theils auf den seit dem Jahre 1837 vom Lehrstande und von den Provinzialdirectoren wieder und immer wieder erstatteten Vorschlägen, theils auch auf einer Reihe von Abhandlungen, welche aus Ficker's und Wilhelm's Federn geflossen waren und, durch den Druck veröffentlicht, in den Jahren 1845, 1846 und 1847 die angeregten Reorganisationsvorschläge weiter ausgebildet und dem größern Publicum zugänglich gemacht hatten. Dass bei der endlichen Durchführung aller der wiederholt-erneuerten und wiederholt ad acta

gelegten Pläne das Gymnasialwesen Deutschlands, weil es sich schon seit langem erprobt hatte, nicht unbeachtet blieb, konnte von Seite der Einsichtigen nur gebilligt werden. Haben die Völker nicht immer voneinander gelernt, und wäre es nicht geradezu sündhaft oder doch zum mindesten thöricht gewesen, in solchen Fragen, für deren Lösung ein specifisch-österreichischer Weg sich nicht finden ließ, gegen das Bessere unseres vorgeschritteneren Nachbars sich zu verschließen? Glücklicherweise stand, um es noch einmal zu betonen, der Minister selbst trotz seiner unverkennbaren Hinneigung zum Ultramontanismus an der Spitze der Einsichtigen, und seiner Willensfestigkeit allein war es zu danken, dass der Wert der neuen Einrichtung, welcher eben, wie Bonitz in seiner Beleuchtung des Organisationsentwurfes darthat, in der möglichsten Benützung aller gemachten Erfahrungen, in der Verbindung derselben zu einem in sich wohlzusammenhängenden Ganzen und in ihrer Anschmiegung an die Verhältnisse der verschiedenen Kronländer bei Festhaltung des gemeinsamen Charakters lag,*) durch das Allerhöchste Handschreiben vom 9. December 1854 über allen Zweifel hinweggehoben worden ist. Dass Graf Thun aber auch, sobald die Umstände es geboten, nicht säumte, sich für sein schönstes Werk mit Entschiedenheit einzusetzen, damit es sich einlebe und Bestand gewinne, bezeugt Wilhelm durch eine hierauf Bezug habende Tagebuchaufzeichnung. Möge er selbst reden. „Unter den mancherlei Feinden des Institutes der Schulräthe sowohl, als auch der neuen Gymnasialorganisation stand“, — so erzählt der ehrwürdige Greis — „das durch seine nichtsweniger als gewählte Schreibweise bekannte Olmützer Consistorium obenan. Äußerte es sich doch einmal in einer Zuschrift an die schlesische Landesschulbehörde, obwohl es von der eingeführten Lehrmethode keine Vorstellung hatte, rundweg absprechend über das Wirken der Gymnasien. Ohne Zögern wurden alle Anschuldigungen aufs gründlichste und schlagendste widerlegt, was zur Folge hatte, dass die Hochwürdigen entgegneten, ihr Vorwurf sei ja gar nicht auf das Troppauer Gymnasium gemünzt gewesen, dessen befriedigende Leistungen man vielmehr ohne irgendwelche Einschränkung anerkenne. Es hatte somit den Anschein, als wolle

*) Vgl. Bonitz: „Die kaiserliche Sanction der gegenwärtigen Gymnasialeinrichtungen“ in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, Jahrgang 1855, pag. 123.

der fürsterzbischöfliche Kirchenrath, da ihm in Betreff der Teschener Anstalt auch in religiösen Fragen keinerlei Ingerenz zukam,*) sich das Recht herausnehmen, den staatlichen Schulaufsichtsbehörden in der Olmützer Diöcese mit Umgehung der obersten Centralstelle Verhaltungsregeln vorzuschreiben. Einem solchen Übergreifen musste vorgebeugt werden, und dies war schon in demselben Augenblicke geschehen, als man die Verwahrung gegen das wegwerfende Urtheil der unbefugten Richter an das Ordinariat abgeschickt hatte. Gleichzeitig war nämlich auch die Zuschrift des Consistoriums, begleitet von einer Copie der landesschulräthlichen Zurückweisung der unbegründeten Anklagen, dem Minister mit dem Ersuchen vorgelegt worden, die geeigneten Maßnahmen gegen derlei unstatthafte Überschreitungen der geistlichen Rechts- und Machtsphäre zu treffen. Infolge des hierauf von Wien gekommenen Auftrages wurde die kirchliche Behörde angegangen, die verunglimpfenden Beschuldigungen entweder zu beweisen oder zu widerrufen. Was that das Consistorium? In seiner Verlegenheit wich es geflissentlich selbst dem Versuche aus, den Beweis der Wahrheit dessen, was es behauptet hatte, anzutreten. Seine Antwort beschränkte sich lediglich auf die nichtige Bemerkung, dass es leicht gesagt sei, man solle widerrufen! Allerdings", fügt Wilhelm diesem mir mitgetheilten Factum hinzu, „leicht gesagt seitens desjenigen, der reines Gewissens war, schwer hingegen, ja unmöglich zu thun für den, welcher sich schuldig fühlte".

Aber nicht bloß auf dem amtlichen Actenpapiere wurde solchen Angriffen gewehrt; auch in der Öffentlichkeit erhoben sich Stimmen gegen die clericale Einmischung in Dinge, mit denen die Kirche nichts zu schaffen hatte. Besonders verdienstlich trat die „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" zur Vertheidigung der Thun'schen Schöpfung in die Schranken. Während des ersten Lustrums ihres Bestandes brachte sie mehrerlei Abhandlungen, worin die Haltlosigkeit des geistlichen Widerstandes gegen die Gymnasien sine ira et studio aufgedeckt wurde, und immer waren es gewiegte Lehrer, welche sich bewogen fanden, zugunsten des kaum Errungenen ihre Lanzen einzulegen. Die Klagen verstummten aber doch nicht; denn wie von Olmütz, so liefen auch von den meisten anderen Bischofssitzen fort und fort beim Ministerium Beschwerden darüber ein, dass in die

*) Das katholische Gymnasium zu Teschen untersteht in kirchlichen Angelegenheiten dem Breslauer Fürst-Bischofe.

theologischen Facultäten und Diöcesananstalten schlecht vorbereitete Zöglinge eintraten. Hätte man nur unbefangen nach der Ursache geforscht, warum einzelne Ordinariate schließlich sogar gezwungen waren, bei der Alumnenaufnahme „von der durch eine Prüfung bekundeten Reife abzusehen“ und eigene Knabenseminarien zu errichten, von denen zunächst und vorzugsweise die geistlichen Zwecke ins Auge gefasst werden mussten: so würde man den durch die Neugestaltung Österreichs bedingten Umschwung hinsichtlich der Standeswahl begriffen und mit einem aufrichtigen ‚hinc illæ lacrymæ‘ von den veralteten Anschauungen sich losgesagt und dieselbe Bahn eingeschlagen haben, auf welcher, wie bereits oben angedeutet wurde, von dem Clerus am Rhein gerade in jenen revolutionsüberdrüssigen Tagen Erfolg um Erfolg erreicht worden ist. Ohne entsprechende Heilmittel quoad temporalia wäre aber ein solcher Fortschritt zum Besseren auf die Dauer kaum denkbar gewesen, da die Aussicht auf raschere und vortheilhaftere Versorgung im Staatsdienste die tüchtigeren Gymnasiasten zu den weltlichen Universitätsstudien hinzog.

Wer sich über die Ursachen des schon damals merklichen, späterhin aber noch auffälligeren Mangels an begabten Priesteramtscandidaten klar werden will, dem empfehle ich die aufmerksame Lesung der Hasner'schen Ministerialverordnung vom 22. Januar 1869, in welcher nachgewiesen wird, dass Graf Thun schon in den Jahren 1851 und 1858 mit anerkennungswürdiger Energie auf eine zeitgemäße Vorbildung derjenigen gedrungen hatte, die sich dem geistlichen Berufe widmen wollten.*) Betreffenderseits geschah jedoch für die ‚Meliorierung‘ der materiellen Lage des niederen Clerus blutwenig; dagegen vertröstete man, mit gewohnter Schlangenklugheit und Taubeneinfalt nach untenhin begütigend, die Unzufriedenen auf einen günstigeren Zeitpunkt, und sorgte man vorläufig nur dafür, dass der Einfluss der Bischöfe auch in der Mittelschule ausgiebiger zur Geltung gelange und von dem gesammten Diöcesanclerus, den man zum Aufhellungsdienste brauchte und daher mit einem gewissen Selbstgefühle auszustatten genöthigt war, mindestens ‚im übertragenen Wirkungskreise‘ mit ausgeübt werden könne. Das war nun freilich

*) Ministerialverordnungen vom 16. September 1851 (Reichsgesetzblatt Nr. 216) und vom 29. März 1858 (Reichsgesetzblatt Nr. 50).

kein nahrhaftes Brot, sondern nur leckeres Windgebäck, allein es war immerhin etwas und schmeckte — süß.

Der durch und durch ehrenwerte und dabei hochgebildete Graf Thun, von der inneren Lebenskraft des reorganisierten Gymnasiums überzeugt und nichtsweniger als gewillt, an dem Wesen desselben rütteln zu lassen, zugleich aber, was man auch seinem Amtscollegen Dr. Bach*) nachzischelte, „jeder Zoll ein Bischof", ergriff mit Freuden jede sich ihm darbietende Gelegenheit, einerseits der österreichischen Hierarchie und der römischen Curie gefällig zu sein, andererseits jedoch seine Lieblingsschöpfung vor Verstümmelung zu bewahren. Wer konnte sich daher verwundern, als am 16. Januar 1854 durch eine Verordnung, welche eigentlich nur das kaiserliche Rescript vom 2. April 1822 mit den neuen Verhältnissen in Einklang bringen sollte, den Bischöfen und den von diesen bestellten Studiencommissären die Möglichkeit eröffnet ward, sich von dem Unterrichtsgange persönlich zu überzeugen? Dadurch wurde den Ordinariaten das Recht der Beaufsichtigung der Mittelschulen, allerdings nur in confessioneller Hinsicht, aber mit Erstreckung auf alle Lehrgegenstände, Mathematik, darstellende Geometrie, Physik und Chemie nicht ausgenommen, eingeräumt, und den Religionslehrern die Ermächtigung gewährt, die Jahresberichte über den von ihnen ertheilten Unterricht, sowie über den religiösen und sittlichen Zustand der Anstalten selbst zu verfassen. Durch diese aus alter Zeit hervorgeholte Neuerung, besonders durch die letztgedachte Bestimmung derselben waren aber die Katecheten, meint Wilhelm in einer die ministerielle Verfügung betreffenden Tagebuchsnotiz, zu Richtern nicht nur über sich selbst, sondern auch über die Collegen und über die Directoren eingesetzt worden, wenngleich nach dem Buchstaben dieser Verfügung solche Katechetenberichte nicht anders, als im Wege der Direction an den Bischof einzusenden und von demselben sammt der Äußerung des betreffenden Institutsvorstehers der Landesschulbehörde mitzutheilen waren. Wie wenig ernst es mit der vorgeschriebenen Einschränkung der Religionslehrer genommen wurde, auch davon weiß Wilhelm zu erzählen. „In rebus scholasticis von den Staatsgesetzen unab-

*) Vgl. Dr. Josef Freiherr von Kalchberg: „Mein politisches Glaubensbekenntnis in Gedenkblättern aus einer achtzigjährigen Pilgerfahrt", pag. 276.

hängig zu sein, war" — so schreibt mir der edle Greis — „ein Dogma, zu dem sich alle Geistlichen, auch diejenigen bekannten, welche sich ‚kaiserlich-königlich' betitelten und vom Ärar besoldet wurden;*) daher kam es oft genug vor, sowohl dass Religionslehrer unmittelbar, d. h. mit Übergehung des Vorstehers der Anstalt ihren kirchlichen Oberen berichteten, als auch dass von den Ordinariaten Directionseinbegleitungen zurückbehalten und erst infolge amtlicher Mahnung nachträglich der Statthalterei zugemittelt wurden". Derlei Unzukömmlichkeiten hörten nie ganz auf, ja, sie gaben vielmehr häufig Anlass zu unerquicklichen Reibungen und führten endlich dahin, dass Directoren, welche sich nicht gefährliche Gegnerschaften zuziehen wollten, aus Schwachmüthigkeit die in Rede stehenden Schriftstücke der ihnen untergeordneten Katecheten ohne alle Erläuterung abfertigten. Den unanfechtbarsten Beweis hiefür liefert eine Verfügung, zu welcher sich nach elf Jahren der Wirksamkeit jenes Thun'schen Erlasses der Staatsminister Ritter von Schmerling gedrängt sah. Es ist die Pflicht der Gymnasial- und Realschuldirectoren, heißt es in dem betreffenden Acte, dass sie die Jahresberichte der Religionslehrer nicht bloß einfach „an die hochwürdigen Ordinariate leiten", sondern vor deren Expedition sorgfältig durchsehen und über deren Inhalt, insofern derselbe Zustände der Anstalt berührt, rücksichtlich welcher der Director unter Mitwirkung des Lehrkörpers verantwortlich ist, die aufklärenden oder berichtigenden Bemerkungen in den Einbegleitungsbericht aufnehmen; ja es unterliegt sogar keinem Anstande, dass den Mitgliedern des Lehrkörpers die Einsicht in den Jahresbericht des Religionslehrers gestattet werde.**)

Mit den Katecheteneingaben war es aber noch lang nicht abgethan; denn da die bischöflichen Studiencommissäre berechtigt waren, sich persönlich zu überzeugen, ob der gesammte Unterricht den Anforderungen der Kirche entspreche, keineswegs also, ob er nicht etwa der Irreligiosität überhaupt Vorschub

*) Natürlich! Hatte doch der Jesuitengeneral P. Bekx in einem offenen Briefe ddo. 15. Juli 1854, wie Hochegger in seiner Schrift: „Die Unterrichtsfrage vor dem Reichsrathe" (Wien 1862) erwähnt, die neuere österreichische Studienverfassung vollständig verworfen!

**) Staatsministerialerlass vom 24. März 1865, Z. 989 C. U.

leiste, so ergab sich als Folge davon für sie die Pflicht, die Gymnasien und Realschulen nicht nur von Zeit zu Zeit zu visitieren, sondern auch die Ergebnisse ihrer ‚autoptischen Untersuchungen‘ dem Ordinariate umständlich zur Kenntnis zu bringen. An die geistlichen Commissäre der Olmützer Erzdiöcese war sogar, wie mir Wilhelm erzählte, eine ausführliche Instruction erflossen, welche jeden Lehrgegenstand in Betracht zog, so dass der Visitator darüber, was er anzuzeigen hatte, nicht den geringsten Zweifel hegen konnte. Wie jedoch diese bischöflichen Bevollmächtigten ihres Aufsichtsamtes walteten, war, abgesehen von der selbsteigenen Anschauung jedes einzelnen, je nach den Umständen sehr verschieden und dem confessionellen Interesse gerade dort am dienlichsten, wo ein wissenschaftlich-gebildeter Mann von Geist und Herz dem Zwecke seiner heiklen Sendung mit wohlwollender Umsicht genügte. An den sechs Mittelschulen, denen ich während meiner nahezu vierunddreißigjährigen Dienstzeit zugewiesen war, bekam ich in meinen Lehrstunden niemals einen solchen Herrn zu Gesichte, und nach Wilhelm's Mittheilungen beehrten in den Provinzen, wo er als Inspector gewirkt hat, die Ordinariatsvertreter in der Regel bloß die Religionslehrer mit ihren Besuchen. Nur ausnahmsweise verirrte sich mancher, wenn ihn gerade die Lust anwandelte, und er ‚nichts Besseres zu thun wusste‘, oder wenn ein besonders zuvorkommender Director ihn geladen hatte, zur Reifeprüfung. Indessen fehlte es auch an solchen nicht, welche — namentlich unmittelbar nach der Veröffentlichung der ministeriellen Verordnung — ein Übriges thaten, indem sie nicht bloß öfter und absichtlich-überraschend in den Mittelschulen vorsprachen, sondern auch dem Unterrichte selbst in jenen Gegenständen anwohnten, die ihrem Verständnisse fernlagen, wenn sie ihnen nicht gar eine terra incognita waren. Einen Commissär dieser Art charakterisiert Wilhelm recht erheiternd durch folgende Thatsache. Der hochwürdige Herr, ich glaube, es war ein Dechant, fand sich bewogen, die Gebrechen, die er an einem von ihm ‚überraschten‘ Gymnasium wahrgenommen zu haben meinte, in seinem Berichte an die kirchliche Oberbehörde zu tadeln. Es scheint ihm eben nicht bekannt gewesen zu sein, dass, sowie die Katechetenmeldungen, auch seine Urtheile an die Landesstelle geleitet werden mussten, und er gerieth in die peinlichste Verlegenheit, als er erfuhr, dass über sein ‚wahrheitsgetreues‘ Referat wegen der

darin enthaltenen Bemängelungen die Äußerung des Directors der betreffenden Anstalt abverlangt worden sei. Und diese seine Verlegenheit steigerte sich bis zum Entsetzen, als er sich sogar dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen sah; denn in der ganzen Stadt raunte man sich nicht bloß in die Ohren, sondern verbreitete man laut und boshaft-witzelnd von Haus zu Haus, dass der ‚stupend gelehrte‘ Ordinariatscommissär entdeckt habe, die Iliade sei Xenophon's und nicht Homer's Werk. Entrüstet ob einer solchen ‚missbräuchlichen‘ und ‚unbotmäßigen‘ Behandlung seiner ‚confidentiellen‘ Darstellung des Unterrichtsverfahrens der von ihm ‚sachgemäß‘ beurtheilten Gymnasiallehrer, verschwur sich der grausam-mitgenommene Dechant hoch und theuer, nie wieder in ähnlicher Weise zu ‚relationieren‘.

Diesen Vorsatz verlor er auch nie aus den Augen, und wahrlich, um seiner selbst willen konnte er nicht leicht etwas thun, das nach allen Seiten hin zuträglicher gewesen wäre. Übrigens scheint man, soviel mir bekannt geworden ist, in allen Kronländern seitens der Mehrzahl dieser Commissäre maßvoll vorgegangen zu sein, wenn es sich auch mitunter ereignet haben mag, dass Anstalten, die von Priestern geleitet waren, — Wilhelm gedenkt wenigstens in seinem Tagebuche derartiger Fälle — auch ohne es zu verdienen, einer überschwenglichen Auszeichnung gewürdigt wurden. Vergaß der berichterstattende Reverendus nur nicht darauf, sich den Vorwurf fernzuhalten, welchen Juvenal in dem Verse: „Dat veniam corvis, vexat censura columbas“ *) den römischen Censoren entgegenschleuderte, so verübelte man ihm, weil er eben niemanden schädigte, dergleichen Parteilichkeiten nicht im mindesten. Konnte man auch, ohne unbillig zu sein, von ihm, der in der Erinnerung an das halbverlorene Paradies der vorachtundvierziger geistlichen Präfectenherrschaft schwelgte, erwarten, dass er einen „geliebten Bruder in Christo“ ohne allen Strahlenschein lasse? Zudem rechnete man darauf, dass die zuständigen Aufsichtsorgane des Staates gegebenenfalls das nöthige Correctiv finden werden, um das Urtheil der ihnen nebengeordneten Sendboten der Bischöfe auf dasjenige einzuengen, worüber sie gemäß ihrer beruflichen Bildungslaufbahn mitzuentscheiden befugt

*) Deutsch: „Der Sittenrichter ist nachsichtig gegen die Raben (Schuldigen), bedrängt jedoch die Tauben (Unschuldigen)“.

waren. Denn bei der Bedeutung der Lehrgegenstände und bei dem Umfange, welchen dieselben zugleich mit der Pädagogik an der Mittelschule gewonnen hatten, bei der vielfach-verschlungenen Einrichtung der größeren Lehranstalten, bei dem weitschichtigen Apparate, mit dem sie umgeben, und bei den mancherlei Verzweigungen, in welchen sie mit dem ganzen Staatsorganismus verflochten worden waren, musste es ganz besonders seitens der von der Regierung aufgestellten Inspectoren als ein unglücklicher Griff bezeichnet werden, dass man eine so bedenkliche, weil durch keinen entgegengesetzten Imperativ eingeschränkte Freiheit, auf den Gymnasial- und Realschulunterricht Einfluss zu nehmen, solchen Mitgliedern des Clerus ertheilte, welche, ohne sich in den Kreis der Lehrgegenstände und in das Wesen der modernen Mittelschule völlig eingelebt zu haben, weder durch wissenschaftliche Kenntnisse und durch fachmännische Erfahrung, noch durch Übung in den Geschäften und durch richtigen Takt in der Beurtheilung der Personen sich als sachverständig erwiesen hatten.*) Dass Wilhelm auch in dieser Beziehung seiner Aufgabe gewachsen war und, wie oben gezeigt worden ist, mit Entschlossenheit jeden Streich abwehrte, den Unberufene und Fachunkundige gegen die Schule führten, dessen gedenken noch heute gehobenen Herzens alle diejenigen, denen er nicht bloß ein Wächter, wenngleich im edelsten Sinne des Wortes, sondern auch ein allzeit-bewährter Freund und Berather in guten und schlimmen Tagen gewesen ist.

Der Zweck, welcher dem Chef der obersten Studienverwaltung vorgeschwebt hatte, als er zu so weitgehenden Concessionen an die Bischöfe bestimmt worden war, blieb unerreicht. Der Widerstand gegen die Organisation und mittelbare Leitung der Gymnasien und Realschulen war nicht gebrochen. Aber auf diesem Gebiete glich der Nachfolger des Freiherrn von Doblhoff einem Felsen, der unbeweglich aufragte im tollbrausenden Meere. Zwischendurch tönte wohl aus dem Kampfgetöse sehnsuchtswilder, manchmal sogar seelenschmelzender Gesang heraus; diesen vernahm jedoch Graf Leo Thun nur mit dem Ohre des Cultus-Ministers, und wenngleich die Mittelschule von dem verhängnisvollen 5. November des Jahres 1855 nicht ganz verschont blieb, die Gymnasialorganisation erhielt

*) Vgl. hiezu Hirzel's Abhandlung: „Visitation" in Dr. K. A. Schmidt's „Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens", IX., pag. 716.

sich doch im wesentlichen unversehrt. Auch das Amt der Schulräthe konnte nicht untergraben werden; denn Graf Thun hatte in seiner Eigenschaft als Unterrichts-Minister die Zweckdienlichkeit und Zuverlässigkeit desselben zur Genüge erprobt, so dass er sich verpflichtet fühlte, es mit all' seiner Macht zu schützen, auch als die Landesschulbehörden aufgehoben, und an deren Stelle bei den Statthaltereien Unterrichtsdepartements im April 1854 factisch, und anlässlich der zur Durchführung gebrachten Reorganisierung des politischen Administrationsdienstes im März 1855 auch formell eingesetzt wurden.*)

Diese Scheu vor Experimenten, deren Berechtigung nicht offen vorlag, weil sie weder durch erhärtete Unzulänglichkeit des Bestehenden geboten erschienen, noch durch begründete Wünsche der Fachkreise angeregt waren, verdient die vollste Anerkennung. Ist doch, namentlich im Hinblick auf die Schule, nichts verwerflicher, als jene Sprunghaftigkeit, um nicht zu sagen Leichtfertigkeit, welche, weil sie im Frühling schon ernten will, was erst im Herbste reifen kann, kaum in's Leben gerufene staatliche Reformwerke, mögen sie auch nach der einen oder der anderen Seite hin wirklich lückenhaft sein, nach kurzem Bestande mit einem Ruck umstürzt, um sie durch vorgeblich Neues, das in der Regel schlechter ist, zu ersetzen. Kein Zweifel! Graf Thun würde, wenn er dem Andringen der Gegner des Neugymnasiums sich sofort gefügt und dieses sammt den davon untrennbaren Einrichtungen hingeopfert hätte, auch den Unterbau der Universität bedenklich erschüttert und den Zierden der philosophischen Facultät, die von ihm nach Österreich gezogen worden waren — man gestatte mir den Ausdruck — mittelbar das consilium abeundi gegeben haben. Ein Glück, dass er sich zu einer solchen beschämenden That nicht verführen ließ! Denn das Gymnasium, wie es im Jahre 1849 wiedergeboren worden ist, hat während seines vierunddreißigjährigen und an Erfolgen reichen Wirkens in unserem Vaterlande unaustilgbar Wurzel gefasst,**) und man kann heute,

---

*) In Schlesien bestand die Landesschulbehörde seit der Abberufung des Freiherrn von Kalchberg, also schon seit 1853 nur noch dem Namen nach. Seit 1868 sind die Landesschulräthe durch das Reichsgesetz vom 28. Mai des genannten Jahres wiederhergestellt.

**) Sollte man glauben, dass es Männer gibt, welche uns das Gegentheil beweisen wollen? Ja es gibt solche wunderliche Leute. Denn erst im Pfingst-

ohne ernstgemeinter Widerrede zu begegnen, bei der Rückschau auf dessen Entwicklungsgang behaupten, dass gerade damals, als über Österreich die finsterste Nacht der Reaction hereingebrochen war, jeder Tag segenshell hineinleuchtete in das Leben all' der wackeren Lehrer, Directoren und Schulräthe, welche die junge, keimkräftige Pflanze mit ausdauernder Liebe hegten und pflegten, damit kein versengender Windhauch sie verderbe.

Der Wackersten einer war der Inspector Wilhelm. In der „Gymnasialzeitschrift", welche gerade auf dem vor ihrer Gründung arg-vernachlässigten Gebiete der Pädagogik und Didaktik soviel des Vorzüglichen leistete, entfaltete er bis zum Jahre 1862 eine qualitativ ungemein fruchtbare und quantitativ überaus ergiebige Thätigkeit, so dass Bonitz den mir verbürgten Ausspruch that: „Die Wilhelm'schen Aufsätze sind so gediegen, dass sie, wo immer sie stehen mögen, begierigst gelesen werden". Und in der That, alles, was Wilhelm seit den Dreißiger-Jahren geschrieben hat, zeichnet sich durch markige Ungesuchtheit und dadurch aus, dass es, wenn ich so sagen darf, in der Wolle gefärbt war. Übertünchende Phrasen hasste der biedere Mann, mochte er es mit wem immer zu thun haben, und eben darum wird, wie sehr auch der Dünkel manches kaum flüggegewordenen Krittlings der Heutzeit an den Spätfrüchten des ‚alten Mannes' mäkeln möge, Goethe's herrliches Wort: „Was glänzt, ist für den Augenblick geboren; das Echte bleibt der Nachwelt unverloren" auch an Wilhelm sich bewahrheiten. Der triftigste Beweis hiefür ist die Thatsache, dass das Ministerium

---

monate des Jahres 1883, also nach mehr als drei Jahrzehnten, erhob sich aus der Mitte derjenigen Herrenhauspartei, welcher der Begründer des nachmärzlichen Gymnasiums angehört, ein aus dem Auslande eingewanderter gräflicher Convertit, um mit scharfer Feder die Austreibung des heidnischen Geistes aus den Gymnasialstudien als unfehlbares Heilmittel für das kranke Vaterland des geborenen Österreichers anzuempfehlen. Vielleicht bringt der hochadelige Flugschriftler seine staats- und schulärztliche Idee in Form eines Antrages vor das Parlament. Wie würde sich Graf Leo Thun gegenüber einem solchen Ereignisse verhalten? Würde er die feierliche Tödtung seines besten Kindes zulassen? Nach seinem Vorleben als Minister scheint es wohl kaum denkbar, und ist eher anzunehmen, dass er ausnahmsweise einmal die Reihen der conservativgesinnten Peers verstärken und mit diesen den Sturm der Feinde seines Kindes tapfer abschlagen würde, damit dieses auch in Zukunft „fest auf Erden stehe" und seines Vaters Ruhm den spätesten Geschlechtern verkünde.

viele gewichtige pädagogische und didaktische Fragen im Sinne der von Wilhelm auftragsgemäß eingesandten Gutachten endgiltig und auf eine auch noch für die Gegenwart maßgebende Weise erledigt hat. Ich wenigstens unterschätze diese Thatsache nicht; man muss sich nur gegenwärtig halten, dass Wilhelm auch bei derlei Arbeiten seine Überzeugung niemals verleugnet hat und immer mit mannhaftem Freimuthe für die Wahrheit, für das Wohl der Schule, für die Interessen der Lehrer eingetreten ist.

Um den edelsinnigen Kämpfer für Fortschritt und Bildung war es aber nach dem Scheiden des Freiherrn von Kalchberg dunkler geworden, und nach allem, was er über den vollzogenen Personenwechsel gehört hatte, fürchtete er, dass das, was bisher angebahnt worden war, nicht nach dem Geschmacke des Nachfolgers seines früheren Amtschefs sein werde. Diese Besorgnis erwies sich nur zu bald als begründet, denn der neuernannte Landespräsident war nicht bloß ein ‚starrer Bureaukrat‘, sondern, nebenbei gesagt, auch ein ‚ausgesprochener Feind des Lateinischen, noch mehr aber des Griechischen‘ und erachtete alles, was bisher zur Hebung des öffentlichen Unterrichtes geschehen war, nur insofern für gut, ‚als es auf dem Papiere stand‘.

Woher mochte nur der ehemalige Rath der Prager Statthalterei Anton Halbhuber*) diese Überzeugung — denn ohne feste Anhaltspunkte lassen sich solche schlechtweg-aburtheilende Behauptungen nicht wohl in die Welt schleudern — gewonnen haben, da er doch, kaum in's Land gekommen, weder Zeit, noch Gelegenheit gehabt hatte, das Schulwesen seines Verwaltungsgebietes eingehend kennen zu lernen? So fragte sich Wilhelm, eingedenk der Zufriedenheit des Ministeriums mit den Leistungen der schlesischen Schule und Schulbehörde; aber die aufklärende Antwort konnte er nicht finden, konnte ihm auch niemand geben. Wäre es bei so bewandten Umständen erstaunlich gewesen, wenn er den Muth verloren und an einer gedeihlichen Ausgestaltung des Begonnenen verzweifelt hätte? Das lag aber nicht in seiner Art. Besonnen, wie er war, fügte er sich vorläufig in das Unabänderliche, Trost schöpfend aus dem Gedanken, dass jedes Abendroth von der Nacht nur verschleiert wird, um sich bald als Morgenglühen eines kommenden jungen Tages zu zeigen. Und er täuschte sich nicht. Denn später wurde eine erfreuliche Wendung

*) Später wurde derselbe in den Freiherrnstand erhoben.

in der Denkweise des Statthalters merkbar, nachdem Wilhelm dessen Voreingenommenheit durch Beweise nicht nur ad aures, sondern auch ad oculos besiegt hatte, und steigerte sich dieselbe sogar bis zur Anerkennung, wenngleich in Betreff des Gymnasiums der Abscheu vor dem Griechischen, als einer ‚Geißel für die Jugend‘, unüberwindbar blieb. Freiherr von Halbhuber hatte eben auch zwei Söhne, die in ihren Leistungen herzlich-schwach waren, und Wilhelm besaß zuviel Gemüth, um mit einem antigriechisch fühlenden Vater rechten zu wollen, obschon er, freilich vergebens, bemüht war, die irrige Meinung seines Vorgesetzten fachmännisch zu berichtigen. Bei einer so ausgesprochenen Abneigung gegen alles Classische, welche aber nicht aus dem Nachdenken über den vielerorts herrschenden grammaticalisch-kritischen Formalismus des Unterrichtes in den alten Sprachen und über die von mancher Seite befürwortete Verdrängung desselben durch eine geschichtsmäßige Behandlung der griechischen und römischen Schriftsteller entsprungen war, hätte man erwarten sollen, der Nachfolger des Freiherrn von Kalchberg werde angesichts des Aufschwunges der Industrie das vom Grafen Thun reorganisierte Realschulwesen begünstigen. Aber auch darin täuschte man sich. Die von der Gemeinde Troppau nicht ohne Opferwilligkeit angestrebte Errichtung einer Staats-Oberrealschule fand gerade an ihm den hartnäckigsten Gegner. Schien es ihm doch mehr als genügend, wenn die bestehende Unterrealschule durch Hinzufügung eines ‚praktischen Jahrganges‘ erweitert werde. Was er sich unter diesem praktischen Jahrgange dachte, den Wilhelm und mit ihm die ganze Intelligenz der Landeshauptstadt für ein nebelhaftes Gebilde ansah, wusste niemand. Wahrscheinlich wusste es Freiherr von Halbhuber selbst nicht. „Später kam er jedoch zu einer besseren Einsicht“, schreibt Wilhelm, nicht ohne die Bemerkung hinzuzusetzen, dass „Rücksichten auf die maßgebenderseits lautgewordenen Wünsche solche Umstimmung bewirkt hatten“; von nun ab arbeitete er mit einem allenthalben staunenerregenden Amtseifer an der Beschleunigung des nur durch seine Schuld verzögerten Werkes. Endlich hatte er das anfangs Bekämpfte mit bureaukratischer Gewalt zu Ende geführt; aber was sich früher ohne Mühe und für die Regierung befriedigender hätte verwirklichen lassen, war jetzt nur durch Aufgeben mancher Vortheile erreichbar gewesen. Freiherrn von Halbhuber fehlte eben die glückliche Hand!

Manches, was in chronologischer Folge sich erst später und dem Anscheine nach auch passender hätte einfügen lassen, ist aus Rücksicht für den inneren Zusammenhang schon in diesem Buche vorweggenommen worden. Der Leser wolle daher mit mir den Faden wieder dort anknüpfen, wo ich ihn nicht ohne Vorbedacht abgeschnitten habe, nämlich im Jahre 1851. Denn von diesem Zeitpunkte an datiert Wilhelm's eingreifenderes Wirken und Schaffen. Zuvörderst hatte er sich ja mit den Volksschulagenden, auf welche Freiherr von Kalchberg aus selbstredenden und an anderen Stellen dieser Schrift vollauf gewürdigten Gründen das meiste Gewicht legte, und hinsichtlich der Gymnasien mit den Verhältnissen, wie sie bei seinem Amtsantritte gewesen waren, vertraut machen müssen, um seiner Pflichtstrenge gemäß die Sache am rechten Orte, in rechter Weise und mit rechter Kraft anzufassen. Eines befriedigte ihn bei seiner prüfenden Umschau ganz besonders. Es war dies das frische Leben, welches sich infolge der neuen Organisation in die von ihm zu beaufsichtigenden Schulen ergoss. Die Lehrkörper und deren einzelne Mitglieder, schon durch die verbesserten Lehrpläne zu freudigerem Arbeiten angeregt, und durch das Bewusstsein gehoben, dass ihre Leistungen und Bedürfnisse von nun an gründliche und gerechte Würdigung finden würden, weil Männer ihres Standes die Angelegenheiten der Mittelschule bei den Landesbehörden vertraten, strebten in wissenschaftlicher sowohl, als auch in erziehlicher und didaktischer Beziehung muthig vorwärts. Zu dem verhältnismäßig raschen Aufschwunge der schlesischen Schulen trugen aber wesentlich zwei Umstände bei: einmal der günstige Ruf, der dem Inspector Wilhelm aus den Tagen seiner Thätigkeit als Präfect, Director und Lehrer des Troppauer Gymnasiums vorausgegangen war, dann aber auch die durch eine umfassende Kenntnis der mitunter überaus eigenthümlichen, nirgends in ganz Österreich sich wiederholenden Landesverhältnisse bedingte Energie, womit der Statthalter Freiherr von Kalchberg die Ideen des von ihm hochgeschätzten Schulrathes unterstützte und zur Geltung brachte.

Aber auch die vortrefflichsten Pläne der Inspectoren blieben, solang man eben genöthigt war, abgenützte Kräfte ohne tieferes Verständnis, ohne richtiges Verfahren und mit unbrauchbaren Mitteln ‚werkeln' zu lassen, unerreichbare Ideale. Die Klagen über diesen allerorten fühlbaren Mangel drangen bis ins Ministerium und

wurden von diesem auch als berechtigt anerkannt; allein außerstande, dem Übel sofort zu steuern, sah sich dasselbe, insbesondere was die Lehrtexte betraf, gezwungen, vorwiegend nach Erzeugnissen der nicht-österreichischen Presse zu greifen. Dass es sich zu diesem Auswege, namentlich insofern es sich um Geschichtsabrisse und Lesebücher handelte, nur mit Widerstreben herbeiließ, ist aus patriotischen Gründen wohl erklärbar und über jeden Tadel erhaben. Als eine rettende That musste daher die am 15. März 1850, allerdings nur zugunsten der Gymnasien, erfolgte Aufhebung des Monopols, dessen sich der k. k. Schulbücherverschleiß zu erfreuen hatte, begrüßt werden; denn damit war den Verlagsbuchhandlungen das Haupthindernis für die Veröffentlichung zweckmäßiger Leitfäden weggeräumt, und dem Principe der freien Concurrenz auch auf dem Gebiete des Unterrichtes zum Siege verholfen worden, so dass schon das erste Verzeichnis allgemein-zulässiger Gymnasiallehrbücher, welches vom Ministerium im Jahre 1854 verlautbart wurde, größtentheils inländische Werke umfasste. Nicht minder beachtenswert ist die Aufmerksamkeit, welche vaterländische Schulmänner, den Anregungen Grysar's, Hochegger's und Hoffmann's folgend, der schulmäßigen Bearbeitung von Classikerausgaben zuwandten, und verdient rühmend erwähnt zu werden, dass diesen philologischen Bahnbrechern auch Wilhelm mit seiner Herodoti de bello persico librorum epitome sich würdig anreihte. Kurzum, allüberall in Österreich spürte man den erquickenden Hauch des Reformgeistes, und sprach man der vollständigsten Annäherung des österreichischen Schulwesens an das deutsche mit umso wärmerer Innigkeit das Wort, als ja das Gewicht der bewährtesten Fachautoritäten zugunsten eines solchen Anschlusses entscheidend in die Wagschale fiel. Selbst Graf Thun trat, auch nachdem er bereits den Staat der Kirche ausgeliefert hatte, hiefür ein, obgleich er sich nicht verhehlen konnte, dass er dadurch in clericalen Gemüthern Verstimmung hervorrufe.

Wer die Haltung dieses verdienstvollen Cavaliers in seiner Eigenschaft als Mitglied des heutigen Herrenhauses mit den Äußerungen vergleicht, welche derselbe als absolutistischer Minister ab und zu in die Öffentlichkeit gelangen ließ, wird geradezu irre an dem Satze, dass jeder, auch der hochadelige Mensch nur eine Seele habe. In dem Grafen Thun der Fünfziger-Jahre scheinen

aber zwei Seelen gewohnt zu haben; denn wie hätte sonst der edle Herr im September 1858 bei dem Festmahle, welches zu Ehren der XVIII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner veranstaltet worden war, die Gemeinsamkeit der wissenschaftlichen Bestrebungen in Deutschland und Österreich als eine Idee zu betonen vermocht, deren fortschreitende Verwirklichung er freudigen Herzens zu beobachten vorgab, da es ihm doch klar sein musste, dass die geistlichen Hierarchen, in deren Zauberkreis er gebannt war, von ihrem Widerstande gegen das moderne Gymnasium nicht abgelassen hatten und seine Überzeugung von der „speciellen Bedeutsamkeit einer besonders tüchtigen Vertretung der Philologie für das vielsprachige Österreich“ nichtsweniger als theilten? Freilich sprach er trotz des Champagners, der ihm credenzt wurde, auch davon, dass vor allem die Religion, in zweiter Linie aber die Philosophie und Philologie berufen seien, „die Geister über das Gemeine zu erheben“.*) Mit dieser hochofficiellen Trinkspruchschwärmerei für religiös-sittliche Bildung im Gegensatze zur sittlich-religiösen Erziehung glättete er aber — das sah Wilhelm, der an den Berathungen dieser Versammlung ebenso, wie jener zu Breslau 1857 theilgenommen hatte, und mit ihm jeder unbefangene Beobachter der österreichischen Verhältnisse voraus — die gefurchten Stirnen seiner gesalbten Patrone nicht; denn diese beharrten in ihrer Unzufriedenheit, obgleich er schon vor dem Jahre 1855, wie bereits oben dargethan worden ist, den gesammten Unterricht an allen Gymnasien christianisiert und an den katholischen unter bischöfliche Aufsicht gestellt hatte. Ja noch mehr! In folgerichtiger Durchführung dieser Maßregel war sogar verfügt worden, dass ein evangelisches Gymnasium dort, wo neben demselben ein katholisches bestand, nur protestantischen Zöglingen zugänglich sein, von dem katholischen Gymnasium dagegen der evangelischen Jugend die Aufnahme nicht verweigert werden durfte. Allerdings war letzteres in der betreffenden Ministerialverordnung nicht ausdrücklich gesagt; aber galt das antike Wort: „Qui tacet, consentire videtur“ nicht auch für solche mögliche Fälle, gar nicht zu reden von dem großen Spielraume, welcher einer haarspaltenden Auslegung eröffnet war? Ohne Zweifel galt es; denn es fehlte nicht an Thatsachen, welche die Consequenzen der

*) Vgl. „Wiener Zeitung“, Jahrgang 1858, Nr. 223, pag. 3662.

Thun'schen Anschauung unerquicklich beleuchteten, und mag, was diesen Punkt betrifft, insbesondere von den Chronisten der schlesischen Stadt Teschen von Zeit zu Zeit manche Klage über den Mangel eines gleichen Rechtes für Alle verzeichnet worden sein.

In seinem zarten Rechtlichkeitssinne war Wilhelm durch derlei gewaltthätige Beeinflussungen des Gefühlslebens der Staatsbürger aufs empfindlichste mit verletzt worden; denn ihm erschien es als durchaus unstatthaft, dass man seitens der Regierung, um ein Wort des Freiherrn von Kalchberg zu reproducieren, „katholische Theologie trieb" und zum Überflusse auch noch die eine Confession in ihrer Seelenfischerei förderte, während man die andere fast proselytenwerberisch preisgab. Aber als Organ des Ministeriums war er Mann genug, um die Regungen von Bitterkeit, die ihm mehr als einmal über das Zahngehege springen wollten, zurückzuhalten. Nur wenn er amtlich gefragt worden wäre, hätte er mit der ihn auszeichnenden Ehrlichkeit und Freimüthigkeit auch amtlich geantwortet und den Bedenken, welche sein unbestechliches Gewissen quälten, unumwundenen Ausdruck gegeben. Man fragte ihn jedoch nicht, und er — schwieg. Ja, er schwieg als Vorgesetzter, schwieg in seiner untergeordneten Stellung, schwieg gegenüber Allen, deren Vertrauenswürdigkeit ihm, dem welterfahrenen Manne, zweifelhaft erschien. Gleichwohl war seine ganze Art und Weise, der ihm übertragenen Pflicht zu genügen, eine solche, dass niemand um seiner religiösen Überzeugung willen sich gekränkt fühlte, keine parteiische Begünstigung der Professoren die Harmonie der Lehrercollegien störte und nirgends im Elternpublicum Misstimmung wegen Bevorzugung katholischer Schüler vor andersgläubigen zutage trat. Nie gelüstete es ihn nach dem zweifelhaften Ruhme, ein Held der gedankenverhüllenden Phrase zu sein; immer stand, was er sprach, und was er that, im Einklange mit seiner Gesinnung. Diese war aber auch so lauter und so wahr, dass jedes seiner Worte als der unverfälschte Ausdruck seines Denkens und Fühlens angesehen werden konnte. Zudem erschien es ihm als ein Ausfluss hochgradiger Anmaßung, sich zum Richter fremder Gewissen aufzuwerfen, und hielt er es daher seinerseits für angemessen, „die Lehre von Gott Gott anheimzustellen, im Leben aber zu thun, was dieser ihm durch Herz und Schrift deutlich geoffenbart hatte, wenngleich er andererseits von den Untergebenen, sofern es sich um den Dienst handelte, die pünktlichste Befolgung

der bestehenden Gesetze und jene Selbstbeschränkung verlangte, die, weil sie den Geist unter einen höheren Willen beugt, auch auf die Schüler sittigend einwirkt“. Aus diesem Gesichtspunkte aufgefasst, erscheinen denn auch manche seinen Anträgen gemäß ertheilte behördliche Zurechtweisungen in einem ganz anderen Lichte, als in dem der Betroffenen, von denen sie begreiflicherweise einseitig und daher falsch gedeutet worden waren. Wilhelm suchte eben, um Gesagtes noch einmal zu sagen, einen Vorzug darin, bezüglich seiner selbst die verkörperte Achtung und als Amtsperson Anderen gegenüber der peinlichste Hüter des Gesetzes zu sein. Niemals jedoch spürte er aus eigenem Antriebe Ordnungswidrigkeiten auf; niemals schenkte er heimlichen Zuträgereien Gehör; niemals legte er Gewicht auf das Afterreden verkleinernder Klatschsucht; niemals duldete er gehässige Verunglimpfung fremder Ehre. All dem war sein classisch-vornehmer Geist grundsätzlich-abhold. Aber wenn durch schriftliche Eingaben glaubwürdiger Natur, oder durch offen-vorgebrachte und nicht anzuzweifelnde Beschwerden Unzukömmlichkeiten aufgedeckt wurden, die geeignet waren, nicht nur das Verhältnis zwischen Schule und Kirche zum Nachtheile jener bedenklich zu trüben, sondern auch dem friedlichen Zusammenleben der verschiedenen Glaubensbekenner in einer Gemeinde abträglich zu werden, dann ließ er, freilich schweren Herzens, der Gerechtigkeit freien Lauf, sobald die von ihm eingeleitete Untersuchung nicht zur Erhärtung des Gegentheils hatte führen können. Die Person fand in derlei Fällen keine Gnade vor seinen Augen; immer war ihm die heilige Sache, die nach Sühne rief, das Erste und das Letzte, und sein Tadel fiel auf den schuldigen Laien nicht schärfer, als auf den schuldigen Priester. Dass er bei all' seiner Ängstlichkeit im Erforschen der Wahrheit und bei all' seiner Geneigtheit, Gründe zur Entschuldigung begangener Fehler aufzufinden, dennoch zum Schmerze manches böswillig-verdächtigten Lehrers in Irrthümer verfiel, weil die Männer seines Vertrauens von Vorurtheilen befangen oder unehrenhaft genug waren, ihn vorsätzlich zu täuschen, kann allerdings nicht bestritten werden. Wilhelm war jedoch gewohnt, auch bereits gefällte Erkenntnisse noch hinterher auf ihren Wert zu prüfen und denjenigen, der von amtswegen zurechtgewiesen worden war, nicht wieder aus dem Auge zu verlieren; denn gern folgte er dem Zuge seines edlen Herzens, welches ihn nöthigte, Alles aufzubieten, damit der Bemakelte entmakelt, und

wirklich verübtes Unrecht wieder gutgemacht werde. Sooft ihm dies gelang — und es gelang seinem kräftigen Wollen fast immer — floss das freudig-erregte Blut doppeltrasch durch seine Adern. Konnte es auch anders sein bei einem Manne, der den schönen Ausspruch des Terentius: „Homo sum: humani nil a me alienum puto“ nie vergaß? Und wahrlich! Menschlichkeit walten zu lassen, war in jenen Tagen, da man das Gebot der Liebe voll lästerlicher Gleisnerei unausgesetzt im Munde führte, umso heidenmäßiger aber aus dem Herzen bannte und durch die That verleugnete, mehr als je zuvor Christenpflicht!

Wilhelm's ganzes Sorgen und Trachten war, indem er sich in seinem Handeln von solchen Grundsätzen bestimmen ließ, darauf gerichtet, die Gegner der neuen Studieneinrichtung durch besonnenes Vorgehen aus ihren meistentheils kluggewählten Stellungen zu verdrängen und dem Unterrichte den vielfach-verlegten Weg zu ebnen. Dieses Zieles unablässig eingedenk, bemühte er sich vor allem der Lehrerschaft nahezulegen, wie sehr es von ihr abhänge, dass einerseits die Jugend trotz der bedrückenden Luft dumpfer Geisteszustände zu luftigfrischen Höhen sich emporschwinge, andererseits überhaupt das Gesunde und Starke der lebensvollen Gegenwart neben dem Kranken und Schwächlichen der zurückgeträumten Vergangenheit mehr und mehr Raum gewinne. Darum arbeitete er mit einem jegliches Markten aufs entschiedenste ausschließenden Ernste und mit zähester Ausdauer an der Verwirklichung der in dem Gymnasialorganisationsentwurfe vorgezeichneten Reformideen. Dass er nur schrittweise vorwärtskam, entmuthigte ihn nicht, denn aller Anfang ist schwer; aber er hoffte auf lohnenden Erfolg, und zwar umso zuversichtlicher, als die Mehrzahl der jüngeren Lehrer seinen Winken und Anregungen ein von Tag zu Tag wachsendes Verständnis entgegenbrachte.

Sechzehntes Buch.

Ein Mittelschul-Unicum im vormärzlichen Österreich.

Die meisten Schwierigkeiten verursachte die zeitgemäße Umänderung des evangelischen Gymnasiums in Teschen, dessen eigenthümliche Verhältnisse weiterhin nicht mehr aufrechterhalten werden konnten.*) War doch diese Anstalt, von welcher Seite immer sie betrachtet werden mochte, ihrer Art nach einzig nicht bloß in Schlesien, sondern in ganz Österreich, Ungarn nicht ausgenommen. Die Leitung war eine dualistische, indem unter dem Titel ‚Ephoren' zwei Pfarrer, die zugleich den Religionsunterricht besorgten, als unmittelbare

*) Die Entstehung und die Wandlungen dieser eigenartigen Bildungsstätte hier kurz geschildert zu finden, dürfte für manchen Leser von Interesse sein. Ihre Gründung war eine Folge der von Kaiser Josef I. mit dem Schwedenkönige Karl XII. am 22. August 1707 abgeschlossenen Altranstädter Convention und geschah am 24. Mai 1709 auf dem für die zu erbauende Jesuskirche, nach der sie auch Jesusschule genannt wurde, von dem k. k. Commissär Georg Ludwig Grafen von Zinzendorf und Pottendorf ausgesteckten Platze. Fast hundert Jahre später wurde sie laut der Anordnung des Kaisers Franz I. (Hofdecret vom 9. November 1810) in ein „theologisches Gymnasium" umgewandelt und mit einem Alumneum verbunden. Im Jahre 1845 kam mit kaiserlicher Genehmigung eine fünfte (philosophische) Classe mit zwei Jahrgängen hinzu. Die sonstigen bis dahin mehrfach-vorgenommenen Organisationen waren durch die verschiedenen Wandlungen der österreichischen Studienverfassung, wie sie in einzelnen Capiteln dieser Schrift angedeutet sind, mit bedingt, wichen aber doch von

Vorstände eingesetzt waren. Im Hinblick auf ihren Zweck hatte die Anstalt, wie Wilhelm in seinem Tagebuche schreibt, auch noch damals, als er das Beaufsichtigungsamt übernahm, einen vorwiegend-beruflich-praktischen Charakter, da dieselbe als Hauptaufgabe die grundlegende Vorbildung für protestantische Theologen ins Auge zu fassen verpflichtet war. Diesem Charakter entsprach denn auch die Schülerschaft. Das Institut bot ein treues Bild des Kaiserstaates, weil junge Leute aus allen Kronländern herbeikamen, und selbst magyarischerseits ein nicht unansehnliches Knabencontingent gestellt wurde. Dieses provinzielle Bunterlei der Frequenz war aber auch noch durch den guten Ruf veranlasst, dessen sich die Anstalt besonders in Laienkreisen erfreute. Als ihr bedeutendster Vorzug wurde es vor allem gelobt, dass die Zöglinge daselbst etwas Rechtes sich aneigneten und, wenn sie austraten, sofort brauchbar fürs Leben waren, während an den Staatsgymnasien die Schüler Nützliches zu lernen keine Gelegenheit hätten. Es war dies wohl mehr Großthuerei, entsprungen aus verzeihlichen Finanzrücksichten; aber dieser Überschwenglichkeit widersprachen die Erfolge, welche unter dem prüfenden Auge des unbefangenen Inspectors so sehr zusammenschrumpften, dass sie sich als das Gegentheil des Gepriesenen erwiesen. Den vormärzlichen Staatsgymnasien war die evangelische Jesusschule in Teschen allerdings überlegen; wie es hingegen, nachdem das österreichische Studienreformwerk ins Leben getreten war, um die von ihr vermittelte humanistische Bildung, welche, nach dem ausposaunten Lobe des für die Welt brauchbar-machenden Unterrichtes zu schließen, einem nicht ohne Absichtlichkeit ausgedachten und beharrlich durchgeführten Rechenexempel unterworfen war, bestellt sein musste, darüber werde ich weiter unten den wahrheitsliebenden Wilhelm selbst reden lassen. Hier drängt sich zunächst nur die Frage in den Vordergrund, wie man nebst der äußeren Einrichtung das innere Wesen des Gymnasiums dem Utilitätsprincipe angepasst hatte. Am deutlichsten zeigte sich dies, als das Gymnasium im Jahre 1850 in die Ver-

---

dem für die Gymnasien allgemein-giltigen Lehrplane in manchen wesentlichen Punkten auffällig ab. Wohl zumeist aus diesem Grunde konnte sich auch die Jesusschule, den dazu vorhandenen Willen der maßgebenden evangelischen Kreise vorausgesetzt, ihres privaten Charakters nicht entäußern, und wurde ihr das Öffentlichkeitsrecht mittelst A. H. Entschließung vom 9. Juni 1850 erst dann zuerkannt, als sie in allem und jedem den staatlichen Vorschriften gemäß eingerichtet worden war.

waltung des Staates übergieng, und es sich als Folge der ersten Inspection ergab, dass man aus Rücksicht auf die Quantität des vorhandenen Erhaltungscapitals, welches jährlich nicht mehr als 1300 Gulden an Interessen abwarf, in Betreff der Qualität des geistigen Leistungsvermögens die Forderungen nicht zu hoch spannen durfte. Um jedoch in die Staatsregie übernommen zu werden, musste sich die Anstalt im Sinne des Organisationsentwurfes von Grund aus umbilden; aber gerade die Erfüllung dieser Bedingung war es, welche, weil sie den Utilitarismus an seiner verwundbarsten Stelle traf, den ersten und ärgsten Anstoß erregte. Denn die Ephoren, bisher niemandem verantwortlich, konnten sich nur sehr schwer dazu bequemen, nach festen, gesetzlichen Bestimmungen vorzugehen, und behelligten, von Wilhelm's Weisungen, so schonungsvoll dieselben auch lauteten, unangenehm berührt, sogar den Statthalter mit Briefen, in denen sie die Gekränkten spielten, bis endlich infolge der Vorstellungen des Freiherrn von Kalchberg, der in dieser Angelegenheit aus eigenstem Antriebe handelte, just derjenige von ihnen, welcher geradezu unerschöpflich in Klagen gewesen war, zum alleinigen Leiter ernannt wurde. Und merkwürdig! In seiner Eigenschaft als ‚provisorischer Director‘ befreundete sich allen voran dieser Unzufriedenste mit der neuen Ordnung nicht nur für seine Person, sondern wurde er auch deren eifrigster Förderer gegenüber den Anderen. Bedeutsam hiefür ist der von Wilhelm verzeichnete Meinungswechsel des durch seine Vorrückung gründlich-geheilten Mannes. Es war nach einer Inspectionsconferenz. Visitator und Director besprachen noch die vorgefundenen Mängel, sowie die Mittel zur Abhilfe, und als jener schied, nahm dieser noch das Wort, um zu danken. „Ihre Belehrungen“, setzte er schließlich hinzu, „sind gehaltvoll und durchwegs sachlich; wohl haben Ihre Ausstellungen einige Lehrer so sehr verschnupft, dass dieselben sich bis zum Bersten ärgern und unter einander aufs grimmigste schmälen, aber sie thun doch, was Sie ihnen empfohlen haben; man spürt's, die Mahnung frisst durch“! Wilhelm fügt diesem Ausspruche in seinem Tagebuche die Bemerkung bei: „Das klang zwar nicht fein; charakterisierte aber treffend“!

Vornehmlich zwei Umstände waren es, welche die auf eine zeitgemäße Umgestaltung des evangelischen Gymnasiums zu ver-

wendende Mühe ungemein erhöhten. **Was** wurde bis zum Jahre 1850 gelehrt? Diese wichtigste Frage barg in sich die wesentlichste Ursache der Kämpfe, in welche der amtliche Reformator **Wilhelm** mit den tonangebenden Persönlichkeiten verwickelt wurde. Als Antwort biete ich dem Leser den Lehrplan für die **allgemein-verbindlichen** Fächer in der folgenden

Übersicht.

Unterrichts-gegenstände:	Classen:*)							
	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.
Religion	2	2	2	2	3	3	2	2
Biblische Geschichte	2	2	—	—	—	—	—	—
Latein	4	4	4	4	4	4	2	1
Griechisch	2	2	1	1	2	2	2	1
Polnisch	3	3	—	—	—	—	—	—
Französisch	—	—	2	2	2	2	—	—
Hebräisch	—	—	—	—	—	—	—	3
Geographie	2	2	2	2	2	2	—	—
Geschichte	—	—	2	2	2	2	3	3
Arithmetik	2	2	2	2	2	2	} 3	—
Geometrie	—	—	2	2	2	2		—
Physik	—	—	—	—	2	2	—	5
Naturgeschichte	2	2	2	2	—	—	2	—
Philosophie	—	—	—	—	—	—	5	5
Pädagogik	—	—	—	—	—	—	2	—

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, dass man **beiden** classischen Sprachen auf **allen Jahresstufen** 40 Stunden, nämlich der lateinischen 27, der griechischen 13 zugetheilt hatte, von denen — es ist rein zum Verwundern! — auf die Septima und Octava je 2, beziehentlich je 1 entfielen, dass dagegen der **sogenannten** Philo-

*) Richtiger „Jahrgänge", denn eigentlich bestanden, da die mit dem Gymnasium verbundene Volksschule als **erste** Classe galt, **fünf** Classen mit je zwei Jahrgängen. Das Nähere über diese Organisation gebe ich im Haupttexte.

sophie in jedem der zwei letzten Curse 5 Stunden gewidmet waren. Auf alle Fächer, und man zählte deren nicht weniger als fünfzehn, verwendete man somit an der ganzen Anstalt in jeder Woche die Zeit von 159 Stunden! Was forderte aber das von dem Geiste des Protestanten Bonitz durchwehte Thun'sche Organisationsstatut? Ich meine, die befremdende Gegensätzlichkeit zwischen dem, was Wilhelm gefunden, und dem, was er im Sinne der erflossenen Vorschriften einzuführen hatte, lasse sich am besten durch den ministeriellen Lehrplan für die streng-obligaten Gegenstände*) veranschaulichen; zu diesem Behufe verweise ich auf die hier angereihte

Tabelle.

Lehrgegenstände:	Classen:							
	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.
Religion	2	2	2	2	2	2	2	2
Latein	8	6	5	6	6	6	5	5
Griechisch	—	—	5	4	4	4	5	6
Muttersprache	4	4	3	3	2	3	3	3
Geographie und Geschichte	3	3	3	3	4	3	3	3
Mathematik	3	3	3	3	4	3	3	—
Physik	—	—	Im II. Sem. 3	3	—	3	3	[1] 3
Naturgeschichte	2	2	Im I. Sem. 3	—	2	—	—	
Philosophische Propädeutik	—	—	—	—	—	—	—	2

*) Als freie Gegenstände führt der §. 18 des Organisationsentwurfes auf: a) die Landessprachen, welche im Kronlande des Gymnasiums neben der Muttersprache gangbar sind, b) andere lebende Sprachen (Reichssprachen, Französisch, Englisch, u. s. w.), c) Kalligraphie, d) Zeichnen, e) Gesang, f) Gymnastik. Man entnimmt aus dieser Aufzählung, daſs auch von staatswegen das Moment der gemeinen Nützlichkeit nicht vernachlässigt, sondern der Jugend die Möglichkeit eröffnet war, sich eine für das Leben in der Alltagswelt brauchbare Bildung zu er-

Wie ganz anders nimmt sich diese Vertheilung des Lehrstoffes aus! Nicht nur dass die lateinische Sprache um zwanzig, und die griechische um fünfzehn Stunden mehr zur Verfügung hat, erscheinen auch die Realien verhältnismäßig reichlicher bedacht. Die Philosophie als solche wurde allerdings fallen gelassen, und zwar, wie dies im Organisationsentwurfe*) treffend dargelegt ist, aus Gründen, die nicht wohl angefochten werden können; dagegen erhielten die formale Logik und die empirische Psychologie, jene vermöge ihrer ungesuchten Beziehungen zur Grammatik und Mathematik, sowie zu den Naturwissenschaften, diese hinwieder in Würdigung ihres beschreibend-propädeutischen Inhaltes einen angemessenen Platz im Lehrplane. Warum aber am Teschener evangelischen Gymnasium, obwohl es ungeachtet seiner fünfzehn Unterrichtsgegenstände ein geringeres Zeitausmaß festgesetzt hatte, als späterhin vom Ministerium bei zehn obligaten Lehrfächern angeordnet wurde**), die deutsche Sprache ganz unberücksichtigt blieb, ist für mich ein Räthsel, das ich umso schwerer lösen kann, als damit gegen das Utilitätsprincip, wenigstens im Hinblick auf die Zukunft der Zöglinge, arg verstoßen wurde. Nicht einmal so viel Beachtung ward ihr zutheil, wie dem Hebräischen, und doch war sie, von ihrer Wichtigkeit für die Bildung des Sprachbewusstseins gar nicht zu reden, bei ihrer engen Verkettung mit den übrigen Disciplinen gerade in Bezug auf diese die Hauptvermittlerin eines klaren und richtigen Verständnisses.

Der zweite Umstand, welcher die Leistungskraft im einzelnen sowohl, als auch im ganzen lähmte, war neben einer lässigen Hand-

---

werden. Nur wurden in den §§ 19 und 20 die Gesichtspunkte festgestellt, welche für die Einführung des einen oder des anderen der nichtobligaten Fächer maßgebend zu sein hatten.

[1]) Anmerkung zur Seite 231. Genauer bestimmt für die Octava den naturwissenschaftlichen Lehrstoff der §. 48 des Organisationsentwurfes; denn dort findet man vorgeschrieben für das I. Semester: Physische Geographie, Geognosie mit Petrefactenkunde, Lehre von den Gebirgsformationen, dann für das II. Semester: Physiologie und geographische Verbreitung der Pflanzen, Physiologie der Thiere im Vergleich mit der Physiologie des Menschen; geographische Verbreitung der Thiere. Beachtenswert sind die in dem Schlussabsatze der betreffenden Instruction (Anhang Nr. VII., pag. 174 f.) enthaltenen Winke.

*) Ausgabe 1849. Anhang Nr. VIII., pag. 175 ff.

**) Der „Organisationsentwurf" setzte für die zehn obligaten Fächer am ganzen Gymnasium 186 wöchentlich Unterrichtsstunden fest. Das evangelische Gymnasium in Teschen begnügte sich, wie bereits oben gesagt worden ist, mit 159 Stunden!

habung der Schulzucht die äußere Einrichtung der Anstalt. Der Mangel einer ausreichenden Dotation nöthigte eben zu mancherlei einengenden Maßnahmen und zu einer übermilden Beurtheilung der Zöglinge. Als Wilhelm sein Aufsichtsamt antrat, bestand das Gymnasium, ungerechnet die damit verbundene Volksschule, welche die Prima bildete, aus vier gedoppelten Classen; nämlich aus der Secunda, Tertia, Quarta und Quinta, beziehentlich aus acht abwechselnden Jahrescursen, so dass nach der vormärzlichen Verfassung der anderen österreichischen Gymnasien die Secunda als erste und zweite (‚Parva‘ und ‚Principi‘), die Tertia als dritte und vierte (‚Grammatik‘ und ‚Syntax‘), die Quarta als fünfte und sechste (‚Poesie‘ und ‚Rhetorik‘), die Quinta statt der früheren philosophischen Curse als siebente und achte Classe (‚Logik‘ und ‚Physik‘) galt, und in dem einen Jahre die Curse ungerader, in dem anderen hingegen jene gerader Zahlen eröffnet wurden.*)

Wilhelm schildert in seinen Gedenkblättern die Nachtheile dieser durch die leidigen Geldverhältnisse erzwungenen Organisation wörtlich wie folgt: „Bei der ersten Inspection im December 1850 fand ich das Gymnasium in einem nichtsweniger als erfreulichen

*) Gegenwärtig wurde ein solcher Alternierungsmodus auch bei den staatlichen Lehrerinnenbildungsanstalten aus Rücksicht auf die bedrängte Lage der Staatsfinanzen von regierungswegen beliebt, und scheint es nicht ausgeschlossen, dass man, sobald der Lehrermangel ganz behoben sein wird, was angesichts der nunmehrigen Sachlage nicht in allzugroße Ferne hinausgerückt, wenngleich nicht nach dem Chronometer bis auf die Minute vorauszusagen sein dürfte, diesen Ersparungsausweg auch in Betreff der Lehrerseminare betreten werde, um solcherart der künftigen Generation, deren Reichsboten hoffentlich volks- und bildungsfreundlicher sein werden, die Möglichkeit der Wiedervervollständigung dieser Institute offenzuhalten. Bei rein-beruflichen Bildungsstätten, hinsichtlich welcher das Bedarfsmoment zuzeiten nicht ganz bedeutungslos ist, mag ein derlei Einschränkungsverfahren sich vielleicht rechtfertigen lassen; jedenfalls ist es der völligen Aufhebung dessen, was in einer aufschwungsfreudigen Epoche geschaffen worden ist und früher oder später wieder Bedürfnis werden kann, entschieden vorzuziehen. Ein Anderes ist es aber um eine Mittelschule, deren Hauptzweck eine für die Hochschulstudien grundlegende allgemeine Bildung ist. Einer solchen wird durch den Alternierungsvorgang mehrfach und empfindlich geschadet, so dass bei dieser Art von Lehranstalten, wenn einmal schon ein ökonomisches Nothmittel helfen muss, die gänzliche Auflassung derselben räthlicher erscheinen möchte, als deren Verstümmelung mittelst der Anwendung des Wechselprincips.

Zustande, namentlich in jeder Classe viele für die betreffende Stufe unreife Schüler, in der Octava sogar manche, die kaum zum Eintritte in die Quinta befähigt gewesen wären. Dies erklärt sich schon aus der geringen Stundenzahl, die bisher für einzelne Gegenstände bemessen war und eine zureichende Vorbildung für jede höhere Unterrichtsstufe platterdings unmöglich machte. Dazu kam noch, dass das Schulgeld zu den Einkünften des Gymnasiums hinzugeschlagen wurde; denn die natürliche Folge davon war, dass man bei der Aufnahme der Zöglinge überhaupt eine für diese selbst gefährliche und daher umso sträflichere Nachsicht übte, und außerdem Knaben, wenn sie sich, sagen wir, für den vierten Cursus meldeten, dieser aber erst im nächsten Jahre eröffnet wurde, nicht in den dritten, sondern ohne jegliches Bedenken sofort in den fünften einreihte". Man besorgte eben, und nicht ohne Grund, dass der Vater eines solchen Bürschchens, wenn man diesem die gesetzlich-vorgeschriebene Eignung nicht zuerkenne, der Anstalt den Rücken kehren, und diese eine materielle Einbuße erleiden würde. Es galt somit in Betreff der wohlhabenden Aufnahmswerber das Wort des Terentius: ‚Leges a pecuniosis et potentibus impune violantur'. „Nicht minder schonungsvoll behandelte man auch solche schwache Schüler, welche an anderen Gymnasien wegen ihrer ungenügenden Leistungen zur Wiederholung derselben Classe gezwungen worden wären. Man ließ sie, wenn sie z. B. die ‚Syntax' besucht hatten, ohne Anstand in die ‚Poesie' aufsteigen und beschwichtigte sein Gewissen mit dem Hinweis darauf, dass solche geistesarme Jungen, weil im folgenden Schuljahre die ungeraden Curse nicht bestanden, verurtheilt waren, nicht bloß ein Jahr, sondern gleich zwei Jahre „ohne ihre Schuld" zu verlieren". Eigentlich war auch in derlei Fällen der nervus rerum ausschlaggebend.

Treffender können die nur dem Augenblicke dienstbaren Nützlichkeitsgrundsätze, welche am Teschener evangelischen Gymnasium herrschend geworden waren, wohl kaum beleuchtet werden, als durch solche Thatsachen, dargestellt von Wilhelm, diesem durch Billigkeit und Gerechtigkeit gleich ausgezeichneten Förderer der Schule. Geradezu niederschmetternd war aber der Schlag, welchen die Reifeprüfung dem bereits anrüchig gewordenen Utilitätssystem versetzte. Die Octava zählte 21 Schüler, welche insgesammt den Wunsch äußerten, das mündliche Examen nicht, wie es damals gestattet und Regel war,

zu Beginn des nächsten Schuljahres, sondern sofort am Schlusse des zweiten Semesters abzulegen. Mochten sie nun aus Selbstüberschätzung oder im Vertrauen zu der weltbekannten Mildherzigkeit der Lehrer auf schleunige Beendigung ihrer Gymnasialstudien gedrungen haben, der Ausgang war ein für sie entsetzlich-schlimmer und vergällte ihnen die Gemüther durch Ärger, Reue und Verdrufs; denn nur acht Maturanden wurden mit einer unter regelrechten Verhältnissen gar nicht entschuldbaren Nachsicht für reif erklärt, die übrigen dreizehn hingegen geworfen. In der That, ein aufsehenerregendes Ereignis, wie man ein ähnliches in dem schlesischen Olsa-Athenchen noch nicht erlebt hatte. Zerflossen war mit einemmal der Nimbus, der das zwar vielerlei, aber nicht viel darbietende evangelische Gymnasium in den Augen des sachunverständigen Publicums umstrahlt hatte, und denen, die es erhielten, kam's vor, wie wenn sie, um Uhlandisch zu reden, in dem Baue, welchen protestantische Strenggläubigkeit vor nahezu einem Säculum aufgerichtet hatte, ein eigenthümliches „Gähren" verspüreten, ein Gähren, als wollte dieser Bau, seinen Verwitterungsnöthen trotzend,

„Aus seinem Stamm gebären,
„Was unvollendet war".*)

So verhielt sich's auch wirklich, und der Staat leistete, indem er den Aufwand für die Anstalt in sein Budget einstellte, bei deren Wiedergeburt die erheblichsten Dienste. Infolge dessen arbeitete Wilhelm mit der ihm eigenen Beharrlichkeit und Schaffensfreudigkeit auf die Vervollständigung des Gymnasiums, und zwar zunächst der unteren Classen hin, so dafs nach Ablauf von drei Jahren das vordem Unvollendete zur Vollendung gelangte und, weil der Lehrkörper durch neuen Zuwachs nicht bloß aufgefrischt, sondern auch zu einer ausgiebigeren Thätigkeit angeeifert war, den Vergleich mit anderen Gymnasien nicht mehr zu scheuen brauchte. An die Stelle der ehemaligen, einen wesentlichen Theil des Institutes bildenden Volksschule war eine Vorbereitungsclasse getreten, welche sich, solang sie bestand, vorzüglich bewährte, indem sie nur Knaben polnischer Nationalität, die, aus Landschulen kommend, meistentheils fast gar nicht deutsch konnten, aufnahm und binnen Jahresfrist zum Eintritte in die Prima des Gymnasiums befähigte.

*) Uhland's „Münstersage" fünfte Strophe.

Leider wurde dieser Vorbereitungscurs später wieder aufgehoben, und infolge dessen, besonders aber aus dem Grunde, weil die evangelische Jugend für die zugleich mit den Universitätsfacultäten neuorganisierte evangelisch-theologische Lehranstalt in Wien nicht mehr, wie früher, einzig und allein in Teschen, sondern auch anderwärts vorgebildet werden konnte, verminderte sich der Zuzug von Schülern so sehr, dass deren Zahl allmählich von 280 auf 150 heruntersank. Die Schuld an diesem namentlich in protestantischen Kreisen vielbeklagten Rückgange lag jedoch nach Wilhelm's Aufzeichnungen nicht bloß in solchen sachlichen Anlässen, sondern auch, ja sogar vorwaltend in besonderen persönlichen Verhältnissen. Geschah es doch, dass über den im Jahre 1859 nothwendig gewordenen Wechsel in der Anstaltsleitung ohne Berücksichtigung des Antrages der Landesstelle vom Ministerium eine Entscheidung beliebt wurde, die das strebsame Lehrercollegium lähmte und nicht nur den Credit, sondern auch das Ansehen des Gymnasiums beträchtlich schädigte. Welcher Art die Einflüsse gewesen waren, die es zuwegbringen konnten, dass man in den maßgebenden Kreisen die reiflichsterwogenen Vorschläge der schlesischen Regierung beiseiteschob und zur allgemeinen Überraschung die Besetzungsfrage nach dem autokratischen Grundsatze: ‚Sic volo, sic jubeo' erledigte, dies zu ergrübeln kostete den Teschenern viel, aber vergebliches Kopfbrechen. Wilhelm's Memorabilien geben zwar hierüber genauen Aufschluss; allein die hinzugefügte Kritik des sonst das Für und Wider gar weislich abwägenden Mannes überfließt so sehr von Bitterkeit, dass ich mich nicht entschließen kann, sie zu veröffentlichen. Ohne solche Kritik haben jedoch diese Enthüllungen keinen Wert, und wenn ich es trotzdem vorziehe, zu schweigen, so möge der Leser daraus schließen, wie misslich es ist, über gewisse auch abgethane Dinge wahrheitsgemäß zu reden.

Eines aber soll gleichwohl nicht unbesprochen bleiben, weil es schon damals einen Ausblick in unsere Tage gestattete. Warum vermuthete Wilhelm hinter der auffälligen Nichtachtung des Urtheiles der Landesstelle eine gefahrdrohende Tendenz, und warum betrachtete er die Thatsache selbst als einen Nagel zum Sarge des evangelischen Gymnasiums? Wer sich in die Zeit der Fünfziger-Jahre zurückversetzt, wird ohne sonderliche Mühe die aufgeworfene Frage zu beantworten imstande sein und ebenso leicht begreifen, dass

Graf Thun bloß für eine provisorische Leitung der in Rede stehenden Schule gesorgt hatte. An Handhaben, um die Anstalt in's Wanken zu bringen, fehlte es ja nicht; solche schuf man leider protestantischerseits selbst. Schien es doch, „als habe man Gewissheit darüber, dass in Bälde eine ernste Heimsuchung über Österreich hereinbrechen und den unzufriedenen Elementen die ihnen, wie sie herauszutüfteln bestrebt waren, widerrechtlich angeschmiedeten Fesseln abstreifen werde“. Denn das Presbyterium, aufgestachelt von einigen Missvergnügten, gab seinem Unwillen über die dem Staate vertragsmäßig zugestandenen Befugnisse von Tag zu Tag unverblümter Ausdruck, und verlangte so laut, als es gegenüber dem damaligen absolutistischen Regierungssystem angieng, Einfluss auf die Besetzung der Lehrerposten, Geichstellung der polnischen und der čechischen Sprache mit der deutschen, endlich Ernennung besonderer evangelischer Katecheten für die Schüler jeder der drei Nationalitäten. Wer da weiß, mit welcher Entschiedenheit Freiherr von Helfert, dem doch gewiss die Absichten seines Chefs nicht unbekannt waren, dagegen auftrat, dass die Gleichberechtigung der Landessprachen gleich einer arithmetischen Aufgabe gelöst werde,*) und wie das Ministerium Thun selbst empfindlichen Maßregelungen nationaler Schwärmer grundsätzlich nicht abgeneigt war, kann es sich erklären, dass auch in Schlesien die polnischen und čechischen Bäume nicht in den Himmel hineinwuchsen. Aber der Umstand, dass der Minister für Cultus das Portefeuille des Unterrichtes ungescheut zugunsten des Ultramontanismus ausbeutete, hatte andere Befürchtungen und mit diesen eine noch lebhaftere Agitation seitens der akatholischen Nationalen zur Folge.

Der unglückliche Krieg gegen das von Napoleon III. unterstützte Piemont bewirkte, dass wieder einmal eine freiere Geistesströmung Österreich durchflutete und die Bahn, auf welcher die Reaction seit 1855 nicht ohne ärgerniserregende Auffälligkeit einhergeschritten war, mit Steinen des Anstoßes überdeckte, über welche die Regierung nicht mehr heil hinwegzukommen vermochte. Was Wunder, wenn in allen schlesischen Kreisen, wenn sogar in besonnenen Köpfen die Meinung Wurzel fasste, hinter dem Directions-Provisorium

*) Man lese nur dessen bereits erwähnte Monographie über „sprachliche Gleichberechtigung in der Schule“, erschienen im Jahre 1861.

am Teschener evangelischen Gymnasium verberge sich ein dolus ex proposito? Was Wunder, wenn späterhin die unversöhnlichsten Widersacher des gestürzten Ministers jedem, der es hören wollte, in höhnischem Tone zu beweisen suchten, der geplante dolus sei nur infolge des unfreiwilligen Rücktrittes Seiner Excellenz nicht definitiv zur Ausführung gekommen. O diese böse Welt! Wie ernst faltete sie bei derlei Ausstreuungen die Stirn, damit nur ja niemand daran zweifle, dass dem schaffenskühnen ‚Paladin des Papocäsarismus' trotz seiner Meisterschaft in der Kunst, zweien Herren zugleich zu dienen, der Rückzug in das Privatleben aufgenöthigt worden sei durch den Frieden von Villafranca-Zürich, der einerseits dem feudal-autonomistischen Gedanken von den ‚historisch-politischen Individualitäten' zum Troste des ausgeschiedenen Kronenrathes an's Tageslicht verholfen, andererseits aber auch die im Jahre 1855 vollendete einseitig-confessionelle Zwingburg zum Leidwesen ihres gräflichen Miterbauers im tiefsten Grunde bedenklich erschüttert habe!

Die gute Welt glaubte der bösen, und zwar umsomehr, als die Dinge allmählich so sich gestalteten, dass sie auch der oberflächlichen Beobachtung als factischer Beweis dessen erschienen, was man vor dem italienischen Feldzuge nur geflüstert hatte, nach dem Ausgange desselben aber laut und rücksichtslos verkündete. Man gefiel sich eben in den seltsamsten Folgerungen und in den hirnlosesten Unterstellungen, hatte aber für das Nächstliegende kein Auge, obwohl es auch von dem Kurzsichtigsten bemerkt werden konnte. Wilhelm behandelte, solang Thun das Steuerruder in Händen hatte, die Frage der Fortdauer des evangelischen Gymnasiums als ein Noli me tangere, weil er von Wien her Entschließungen besorgte, die er im Interesse des confessionellen Friedens, soweit es auf ihn ankam, verhüten wollte. Erst nach der Entlassung des Sistierungsministers Grafen Richard Belcredi, noch unumwundener aber nach jener denkwürdigen Gesetzgebungsperiode, die dem österreichisch-preußischen Kriege gefolgt war, deckte er alle die Schäden auf, die an dem Lebensmarke nicht nur des evangelischen, sondern auch des katholischen Gymnasiums der Stadt Teschen zehrten. Wie schreibt er doch nur in seinem Tagebuche über diesen heiklen Punkt? „In meinem letzten Gutachten" — so lautet seine Aufzeichnung — „äußerte ich mich dahin, dass beide Institute, weil sie zusammen nicht so viel Schüler zählten, wie das Troppauer Gymnasium allein,

vereinigt werden mögen, beziehungsweise dass die evangelische Anstalt aufzuheben, dafür aber eine vollständige Realschule zu errichten wäre. Und kurz nach meinem Scheiden aus dem Amte wurde aufgrund der kaiserlichen Entschließung vom 1. August 1871 vom Ministerium angeordnet, dass die Oberclassen des zweiten (evangelischen) Staatsgymnasiums vom Schuljahre 1871—72 an nach und nach aufzulassen, bezüglich des Untergymnasiums aber weitere Verhandlungen mit der Kirchengemeinde zu pflegen seien, und der Abschluss eines den Verfügungen des Ministerial-Erlasses vom 16 Sept. 1851, Z. 1535, sowie den Bestimmungen der geltenden Unterrichtsgesetze entsprechenden Vertrages mit Nachdruck betrieben werde". Nach Wilhelm's Ausspruch war diese Maßregel unvermeidlich, denn „was ließ sich", fragt er in seinem Tagebuche, „von einer Anstalt erwarten, welcher es bisher an einer sachdienlichen, wirksamen Leitung gemangelt hatte, und deren Lehrer, in sich uneins, dem der Schule gesetzten Zwecke nur mit halber Kraft zu genügen vermochten"? Dass Wilhelm nur mit Widerstreben den durch den Drang der Umstände gebotenen Aufhebungsantrag einbrachte, darf nicht erst an dieser Stelle versichert werden. Seine Sorge für die zu einer evangelischen Staatsanstalt, „der einzigen in der ganzen großen Monarchie", umgewandelte Jesusschule wurde protestantischerseits immer wärmstens gepriesen. Zum Beweise dessen lasse ich das Wort meinem geschätzten, dermalen in Prag als Director erfolgreich wirkenden Collegen Dr. Gottlieb Biermann. „Wenn das evangelische Gymnasium in Teschen", schrieb er im Jahre 1859, „den Übergang von dem alten zu dem neuen Systeme verhältnismäßig leicht durchgemacht hat, wenn es bezüglich seiner Leistungen mit ähnlichen Anstalten wetteifern, und der Lehrkörper nach einer neunjährigen Thätigkeit mit dem Gefühle der Befriedigung auf seine Leistungen, auf den Fleiß und auf die guten Sitten seiner Zöglinge blicken kann, so verdankt es dies vorzüglich der trefflichen Leitung des Mannes, dem die Angelegenheiten der schlesischen Gymnasien anvertraut sind. Nur wer selbst Gelegenheit gehabt hat, den ebenso energischen, als humanen k. k. Schulrath Andreas Wilhelm in seinem Wirkungskreise kennen zu lernen, wer den unermüdlichen Eifer dieses Mannes für das Wohl der ihm anvertrauten Lehranstalten selbst erfahren, wer mit Aufmerksamkeit seine vielfachen und eine so reiche Fülle tiefer pädagogischer Kenntnisse beurkundenden Instructionen in Bezug auf den Unterricht in allen

Gymnasiallehrgegenständen studiert hat, der wird überzeugt sein, dass der gesammte Lehrkörper sich aufrichtig Glück wünscht, in diesem ebenso gelehrten und rastlos thätigen Manne seinen Vorgesetzten verehren zu können. Unter einer solchen Inspection schaut die Jesusschule zu Teschen, welche in diesem Jahre ihr einhundertfünfzigjähriges Jubiläum feiert, einer trostreichen Zukunft entgegen".*)

Im Jahre 1873 wurde die bereits in der Auflösung begriffene Anstalt infolge allerhöchster Entschließung vom 26. September mit dem katholischen Gymnasium verschmolzen, und die Communal-Unterrealschule nach Beendigung der bereits über Antrag W i l h e l m's noch vor dessen Abgang eingeleiteten Unterhandlungen mit der Gemeinde zu einer Oberrealschule erweitert und in die Staatsverwaltung übernommen. So gieng der Jesusschule, über welche gemäß dem §. 2 der Altranstädter Convention, beziehentlich nach dem die genaue Durchführung desselben anordnenden Executionsrecess vom 22. August 1709 und dem darauf gestützten kaiserlichen Befehle allzeit „steiffe undt feste Handt gehalten" worden war,**) ihre Selbständigkeit nach 164 Jahren verloren, und wurde das Andenken an ihre Glanzzeit nur dadurch gerettet, dass das gegenwärtige ‚vereinigte' Staatsgymnasium in dem e v a n g e l i s c h e n G e b ä u d e untergebracht ist und bezüglich des confessionellen Momentes sich des ihm vertragsmäßig aufgeprägten Charakters der S i m u l t a n e i t ä t rühmen kann.

Das von den Jesuiten im Jahre 1674 gegründete k a t h o l i s c h e Gymnasium hatte durch diese Vereinigung n u r g e w o n n e n; denn die Übelstände, an denen es krankte, waren nur so lang möglich, als es eben a u s s c h l i e ß l i c h k a t h o l i s c h blieb und an den Personalverhältnissen nicht gerüttelt wurde. Auf eine Nacherzählung alles dessen, was W i l h e l m's Diarium über die mancherlei wunden Punkte enthält, aus Rücksichten für Lebende verzichtend, will ich nur der s a c h l i c h e n Hindernisse eines sicheren Fortschrittes und zwar deshalb gedenken, weil ähnliche Unzukömmlichkeiten, entsprungen aus ähnlichen Gründen, an den w e l t l i c h e n Gymnasien der anderen

*) Vgl. G o t t l i e b B i e r m a n n's „Geschichte des k. k. evangelischen Gymnasiums zu Teschen" im Festprogramm zur Erinnerung an die 150jährige Jubelfeier dieser Anstalt, pag. 51.

**) Vgl. Gottlieb B i e r m a n n's „Geschichte der evangelischen Kirche Österreichisch-Schlesiens mit besonderer Rücksicht auf die Gnadenkirche von Teschen", pp. 132, 135 und 139.

Kronländer nicht zu verzeichnen waren. Der am meisten hemmende Einfluss auf den Unterrichtserfolg der Anstalt gieng von dem freiherrlich Czelasta'schen adeligen Convicte aus, das mit dem Gymnasium zusammenhieng, und dessen erster Vorsteher, da dieser nach den Bestimmungen des Stiftungsbriefes nur ein Geistlicher sein sollte, in der Regel der Präfect selbst war. Der Leser fragt vielleicht, wie eine solche Verbindung nachtheilbringend sein konnte? Die Antwort gibt ihm Wilhelm selbst durch die nachstehende Darlegung der nunmehr nach langen Kämpfen beseitigten Missbräuche. „Das Convict war", erzählte mir der alte Herr, „für zehn unentgeltlich zu verpflegende Stiftlinge errichtet worden; da jedoch nach den verschlimmerten Theuerungsverhältnissen die ursprüngliche Dotation zur Bestreitung der Auslagen nicht zureichte, so sah man sich genöthigt, auch zahlende Zöglinge aufzunehmen. Diese waren aber fast durchgehends talentlose, nicht selten verzogene und zum Studieren untaugliche Muttersöhnchen, welche man, weil man ihr Geld brauchte, nicht fallen lassen wollte, daher über die Gebür glimpflich behandelte und mit unstatthafter Milde classificierte. Wie verderblich ein solches, ebenfalls durch Utilitätsrücksichten gebotenes Hätscheln auf die Disciplin und auf die Thätigkeit der übrigen Schüler einwirkte, liegt auf der Hand. Nachgerade erwies sich aber diese Einwirkung als umso bedenklicher, weil man, um nicht vor aller Welt der Ungerechtigkeit geziehen zu werden, bemüssigt war, die schwächeren Commilitonen der Begünstigten gleichfalls nachsichtiger zu beurtheilen. Daraus erklärten sich denn auch die Schwankungen, welchen das Gymnasium eine Reihe von Jahren hindurch unterworfen war, sowie die Klagen der Lehrer darüber, dass ein gedeihliches und stetiges Fortschreiten der Jugend schlechterdings zu den Unmöglichkeiten gehöre, und der Ruf der Anstalt ernstlich gefährdet sei, wenn man sich nicht beizeiten entschließe, gründliche Abhilfe zu schaffen". Wilhelm schritt, als er den Sachverhalt an Ort und Stelle erforscht hatte, unverzüglich daran, das Erforderliche zu beantragen, und es gereichte ihm zu nicht geringer Genugthuung, als die Einnahmen und Ausgaben des Convictes, wie er es gewünscht hatte, von dem Landesausschusse geregelt wurden, und infolge dessen sowohl, als auch durch die landesschulräthlicherseits erwirkten Personalveränderungen die gesammten Verhältnisse der Schule sich günstiger gestalteten.

Als den Bildungsaufgaben der Anstalt abträglich erschien dem Inspector Wilhelm, wie aus dessen Tagebuch erhellt, vornehmlich der Umstand, dass die geistliche Leitung, indem sie einen ungemessenen Wert auf den Unterricht in freien Lehrgegenständen, namentlich in neueren Sprachen legte, statt zu allererst auf Sicherung des Wissens und Könnens in den obligaten Fächern hinzuwirken, Lehrer und Schüler zu einer mehr äußerlichen und zerstreuenden Thätigkeit aneiferte. Fast scheint es, als ob durch die im Teschener Publicum noch immer nicht ganz erloschenen Erinnerungen an die Lorbeeren, welche sich das evangelische Gymnasium im Vormärz gerade nach dieser Richtung hin errungen hatte, der Direction der Schlaf geraubt worden wäre. Vielleicht beseelte sie auch mehr Liebe zur farbenhellen Gegenwart, als zur grauen Vergangenheit. Vielleicht hielt sie es in ihrer Hinneigung zu dem ‚aufstrebenden‘ Adel des Czelasta'schen Convictes für wichtiger, der Jugend die Kenntnis der den rohen Materialismus leichtverhüllenden galanten Redewendungen des damals noch tonangebenden napoleon'schen Franzosenthums einzutrichtern, als das Verständnis für den großartigen Gedankeninhalt und für die ideal-schöne Kunstform der Literatur des längstdahingesunkenen Hellenen- und Römervolkes zu vermitteln? Wohl mag das Laienpublicum — und diesem konnte man es kaum verübeln — an solcher scheinbar-weltmännischen Modernisierung des Gymnasiums Geschmack gefunden haben; wer aber, wie Wilhelm und jeder ernste Pädagog, auf dem sorgfältig und genau umgrenzten Boden des „Organisationsentwurfes“ sich bewegte, vermochte sich nicht für derlei Bildungsgeflunker zu erwärmen, weil darüber höhere Zwecke, wenn auch nicht geradezu vernachlässigt, doch gewiss ungenügend beachtet wurden, und das für eine lebende Sprache praktisch-bedeutsamste Ziel gleichwohl unerreichbar blieb. Weitaus dankenswerter würde es gewesen sein, wenn das Augenmerk mehr der Einbürgerung einer angemessenen Methode in der Behandlung des Unterrichtes sowohl in seiner Gesammtheit, als auch im einzelnen zugewandt worden wäre, um die jungen Leute auf die späterhin selbständige Pflege der Wissenschaften allmählig vorzubereiten. Gerade darin liegt ja das punctum saliens der im Jahre 1849 vollzogenen Reorganisation der Gymnasien, und diesem nach Möglichkeit gerecht zu werden, hätte umsomehr die erste Pflicht eines jeden Anstaltsleiters

sein sollen, als die Vorachtundvierziger unter seinen Mitarbeitern von dem liebgewordenen Alten sich nicht trennen konnten, und „die neuangestellten Supplenten und Lehrer", wie Wilhelm in seinen Gedenkblättern sich ausdrückt, „von einem Dünkel aufgebläht waren, der sie verleitete, alles, was sie an der Universität gelernt und gehört hatten, auch den Gymnasiasten aufzunöthigen und manches als neu einzuführen, was bereits nicht nur bekannt, sondern sogar berichtigt war". Unwillkürlich erinnerte sich Wilhelm angesichts einer solchen Gleichgiltigkeit der Direction an seinen Neu-Sandecer Präfecten Klimaszewski, der jeden Lehrer arbeiten ließ, „wie dieser es für gut fand"; denn auch an dem katholischen Gymnasium in Teschen nahm er zu seinem Leidwesen wahr, dass seine Winke nur darum so wenig fruchteten, weil der Leiter der Anstalt nicht auf deren Beachtung drang. Interessant sind in Bezug darauf seine schriftlichen Memoiren, so dass ich es mir nicht versagen kann, die betreffende Stelle dem fachmännischen Leser ihrem Wortlaute nach mitzutheilen. „Anstatt des Vortragens und des Prüfens der bloß passiv-theilnehmenden Schüler die selbstthätige Mitbeschäftigung der ganzen Classe und die Erzielung vollständiger Auffassung schon während des Unterrichtes, sowie die Gewinnung ununterbrochener Kenntnis von den fortschreitenden Leistungen der Lernenden zur Geltung zu bringen, Deutlichkeit und Ordnung in der Behandlung der einzelnen Lehrgegenstände, namentlich der Lectüre zu erreichen, strenge Benützung und Verwertung der Zeit bei stets gleichmäßiger Berücksichtigung des jugendlichen Schaffenstriebes nach vorausgängiger und zum Zwecke einer übenden Wiederholung wohlberechneter Vertheilung des Lehrstoffes auf das ganze Schuljahr und auf einzelne Abschnitte desselben durchzusetzen, alles dies glückte mir", schreibt Wilhelm, „bei einzelnen Lehrern sogleich und völlig, bei anderen erst nach fortwährend-erneuerter Belehrung, bei manchen aber nur in geringem Maße und mehr in der äußeren Form, als dem Geiste nach. Und diese Belehrung musste für alle Neuernannte, ja fast für jeden, der anderswoher in meinen Inspectionsbezirk versetzt wurde, vom Anfange an wiederholt werden; denn nicht überall trat man mit diesen unerläslichen Forderungen an die Lehrenden heran. Man hielt solche Ansprüche vielleicht umsoweniger für nothwendig, weil sie trotz der in meinen Berichten und auch von mancher anderen Seite oft und oft gestellten Anträge vom

Ministerium in keinem allgemein-bindenden normativen Erlasse ‚zur Darnachachtung‘ empfohlen wurden. Offenbar galt oben der Grundsatz: „Es führen viele Wege nach Rom“; allein man vergaß, dass es sich doch nur um den kürzesten und mindest-beschwerlichen handeln könne. Daher ist es mir auch in zwanzig Jahren nicht gelungen, an allen Gymnasien, die unter meiner Leitung standen, und bei allen Lehrern, denen ich an die Hand zu gehen hatte, den von mir ertheilten Rathschlägen rückhaltslose Aufnahme und befriedigenden Erfolg zu sichern“.

Wer wird nicht zugeben müssen, dass sich in diesen ungeschminkten Worten das grundehrliche Wesen Wilhelm's aufs einnehmendste abspiegelt? Man darf nur nicht übersehen, dass das Tagebuch, dem ich die vorstehende Klage entnommen habe, keineswegs für die Öffentlichkeit bestimmt war, sondern nur den Zweck hatte, einestheils als ein das eigene Thun von Fall zu Fall regelnder Erfahrungskalender zu dienen und anderntheils, insofern es Nachträge, geschrieben in den Tagen des Ruhestandes, umfasst, das Wiederdurchleben der Vergangenheit zu erleichtern. Nirgends brüstet er sich vor sich selbst damit, dass er ein Wunderinspector gewesen sei; nirgends empfieng ich den Eindruck, als urtheile er mit achselzuckender Geringschätzung über das Gebaren seiner Dienstcollegen in anderen Provinzen; nirgends begegnete ich jenem von Selbstvergötterung erzeugten Wahne, dass der Lehrer vom Inspector alles, der Inspector hingegen vom Lehrer nichts lernen könne. Wohl aber erinnerte mich die unvergleichliche Liebe zu dem Geiste des classischen Alterthums, von der jede Seite, ja jede Zeile überfließt, vielleicht weil sie nach Wilhelm'scher Art niemals in überschwenglichem Ausdruck sich kundgibt, an das Wort, womit Goethe, glücklich darüber, „dass das zu einer höheren Cultur so nöthige Studium der griechischen und lateinischen Sprache niemals rückgängig wird“, den erziehlichen Wert dieses Studiums umso höher anschlägt, als wir, wie er sagt, jedesmal, sooft „wir uns dem Alterthume gegenüberstellen und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, die Empfindung gewinnen, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden“.

Dass Wilhelm nicht anders als Goethe empfand und daher mit unverhohlener Vorliebe am Gymnasium hieng, weil es eben

dem einheitlichen Zwecke der humanen Ausbildung der Jugend „in sicherem Gange und unterstützt von sämmtlichen allgemeinen Wissenschaften und besonders von den classischen Literaturen, auf einem Wege zustrebt, den eine lange und reiche Erfahrung mit Sorgfalt abgesteckt und geebnet hat“ *), haben ihm die unbefangeneren Realschulmänner der Fünfziger-Jahre nie und nirgends verargt. Waren sie doch selber mit sich im klaren darüber, dass die Anstalten, an denen sie wirkten, „aus materiellen Bedürfnissen hervorgegangen und durch materielle Bedürfnisse beherrscht“, nicht nur hinsichtlich des Maßes der allgemeinen, sondern auch in Bezug auf die Grenze der von den verschiedenen Lebensberufen geforderten fachlichen Bildung an einer fast lähmenden Unsicherheit des Zweckes und infolge dessen auch an einer Unfertigkeit der Organisation krankten, von welcher sie erst durch eine spätere Zeit erlöst werden könnten. Gleichwohl würdigte Wilhelm, weil er, was der Fortschritt der modernen Cultur heischte, niemals überhörte, die Realschule einer auf ihre stetige Weiterentwicklung gerichteten Aufmerksamkeit, und als monumentales Zeugnis dieser seiner Fürsorge dürfen wohl die eines guten Rufes sich erfreuenden Anstalten dieser Art in Troppau und Teschen angesehen werden.

Freilich läſst es sich nicht leugnen, dass er, was das didaktische Moment anlangt, an den Realschulen weniger scharf ins Zeug gieng; man würde sich aber gröblich irren, wenn man daraus den Schluss zöge, er sei von einer unbesiegbaren Abneigung gegen diese modernen Schulorganismen befangen gewesen. Der Grund hievon war vielmehr der denkbar sachlichste; denn er lag in verschiedenerlei Erwägungen, zunächst jedoch und vornehmlich in der, dass, wie ich schon früher, nur in anderer Weise angedeutet habe, die Ansichten über das Wieviel, das an diesen Instituten geleistet werden sollte, noch der Klärung bedurften, und dass daher die Lösung der Frage, ob man durch die Realschulen allein, und somit durch eine möglichst große Anzahl derselben, oder durch die Errichtung auch anderer Schulen mit speciellen Lehrzielen allen factischen Verhältnissen zu genügen habe, als eine Aufgabe betrachtet werden muste, deren Durchführung nicht im Augenblicke sich ermöglichen

*) Vgl. „Entwurf der Organisation der Gymnasien und Realschulen in Österreich“ („Plan der Realschulen; Vorbemerkungen“) pag. 219.

ließ, sondern nur von der allmählich-gestaltenden Zeit zu erwarten war. Dagegen drang er auf verständige Befolgung der allgemein-anerkannten methodischen Fundamentalsätze, und bekämpfte er in gewissen Fächern jene falsche Auffassung des Princips: „Der Unterricht sei praktisch", welcher gemäß ein und der andere Lehrer für die verschiedensten Lebensberufe vorarbeiten zu müssen glaubte. „Ein solches Verfahren ist," sagt Wilhelm in seinem Tagebuche, „wie es schon Friedrich August Wolf ausgesprochen hat, entschieden zu missbilligen, denn es führt zu nichts weiter, als zu einer vielleicht in einzelnen Fällen nutzbaren, aber im ganzen unsicheren, weil jeder soliden Grundlage entbehrenden Geschäftsroutine, wenn nicht gar zur Pfuscherei". Niemanden befriedigte diese Bemerkung des vorurtheilsfreien Meisters so sehr, wie gerade mich, denn sie stimmte ganz und gar mit dem überein, was ich zu einer Zeit, da ich Wilhelm noch nicht persönlich kannte, über denselben Gegenstand in einer Druckschrift geäußert hatte. „Wie weit man in der Berücksichtigung des praktischen Lebens gieng", schrieb ich in einer Darstellung der Geschichte des Realismus und der Bildungsstätten, welche diesem dienen, „lässt sich am besten aus dem Programm entnehmen, welches Johann Julius Hecker, der Gründer der ersten Realschule in Berlin, im Jahre 1749 veröffentlichte, und worin sein Gehilfe Friedrich Hähn mit naivem Ernste berichtete, „„dass man in der Manufacturclasse seit Weihnachten den Lederhandel angefangen"" habe. Allerdings suchten Hecker's unmittelbare Nachfolger die allzumaterialistische Tendenz der Anstalt abzuschwächen, indem sie dem deutschen Sprachunterrichte, der bisher nur an der lateinischen Schule ertheilt ward, einige Stunden in der Woche zuwiesen. Wie wenig aber mit dieser Neuerung eine über das Alltagsbedürfnis hinausreichende edlere Bildung bezweckt wurde, beweist die Begründung der hiedurch bedingten Erweiterung des Lehrplanes. Handelte es sich doch nach den diesbezüglichen, fast wie eine Entschuldigung klingenden Auseinandersetzungen lediglich darum, „„diejenigen, welche sich künftig bei den verschiedenen hohen Landescollegien als Schreiber engagieren wollten, mit dem Gange der Geschäfte derselben bekannt zu machen"". Solche Übertreibungen mussten, es war dies vorauszusehen, den anfangs allgemein bewunderten Bau Hecker's untergraben und dessen Zusammensturz

herbeiführen"; *) es musste, je anmaßlicher das Verlangen nach sogenannten ‚gemeinnützigen' Kenntnissen sich vordrängte, umso eher eine gesunde Reaction platzgreifen, und dem auch von Wilhelm auf mehreren Blättern seines Tagebuches erörterten Gedanken, dass alles Ideale, zumal im Hinblick auf die Schule, welche, heiße sie wie immer, stets für das Leben befähigen soll, auch ein Reales sei, durch zweckmäßige Verbindung des Humanismus mit dem Realismus zum Siege verholfen werden.

Die Thun'sche Realschule war allerdings abseits der Hecker'schen Richtung geblieben; aber gebaut aus den Trümmern der Theresianischen Realakademie, dieser Nachahmung des Berliner Institutes, hatte sie sich von der den künftigen Beruf des Zöglings fast mit Ausschließlichkeit berücksichtigenden Praxis noch immer nicht ganz lossagen können, und verursachte es dem geläuterten Humanisten Wilhelm nicht geringe Mühe, jenem Geiste, welcher die vorwiegend allgemein-bildenden Fächer vor der Unterdrückung durch die auf besondere Schulungszwecke berechneten Disciplinen bewahren und die bis dahin kaum beachtete wechselseitige Beziehung aller Lehrgegenstände aufeinander in den Unterricht einführen sollte, die Herrschaft über die in seinem Inspectionsgebiete errichteten neuartigen Anstalten zu erobern. Dem wackeren Manne war aber keine Anstrengung zu groß. Erkannte er doch das Werdende — und ein solches waren ja die Realschulen — mit allen daran hängenden Consequenzen. Zudem war er überzeugt, dass die diesen Bildungsanstalten in den ersten Fünfziger-Jahren vorgeschriebene Aufgabe, weil dieselbe angesichts der steigenden Entwicklung der Industrie über kurz oder lang, keinesfalls aber in allzuferner Zeit auf Specialschulen, die sich nach der Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse, sowie der Orts- und Landesverhältnisse verschiedenartig zu organisieren haben würden, übergehen müsse. Dieser Überzeugung entsprang auch sein Bemühen, der Realschule nach Thunlichkeit das Gepräge einer allgemein-bildenden Anstalt aufzudrücken, damit sie auf die technischen Institute, deren heute bereits zur Thatsache gewordenen streng-wissenschaftlichen Charakter er, in die Zukunft schauend,

*) Das obige Citat ist meinem im Jahre 1857 in erster und im Jahre 1861 in zweiter Auflage erschienenen Buche: „Die Realschule als Mitbegründerin eines freien Bürgerthums" entnommen, woselbst das hier Mitgetheilte noch näher ausgeführt ist.

vorwegnahm, ähnlichermaßen vorbereiten, wie die Gymnasien auf die Universität. Die Berechtigung hiezu verlieh ihm, freilich nur mittelbar, das Ministerium selbst, indem es einerseits erklärte, dass der Schwerpunkt des Gymnasiallehrplanes nicht bloß „in der classischen Literatur, noch in dieser zusammen mit der vaterländischen", sondern auch in der „sorgfältigen Benützung der in den Naturwissenschaften reichlich vorhandenen humanistischen Elemente" liege, und andererseits zu bedenken gab, dass es eine unverzeihliche Nichtachtung der veränderten gesellschaftlichen Verhältnisse wäre, wenn man an den vollständigen Realschulen „die Jugend von einer höheren allgemeinen Bildung ausschlösse", weil eine solche Ausschließung „ebenso verhängnisvoll wäre für die allgemeinen Zwecke der Menschheit, wie für die besonderen der bürgerlichen Gesellschaft".*) Ja, Wilhelm verstand es, wie ich bereits an anderer Stelle zu zeigen Gelegenheit hatte, aufs vortrefflichste, ohne Überschreitung des Gesetzes den Geist in dem Buchstaben desselben zu finden**) und, aus dem Gegebenen auf das Künftige schließend, den Forderungen der Zeit bedächtig und zielbewusst nachzukommen. Wie hätte ein solcher Mann von Vorurtheilen umstrickt und der Realschule, welche berufen war, den Bürgerstand als mitschaffendes Element zur Theilnahme an dem Culturwirken zu befähigen, abgeneigt sein können? Im Gegentheil! Er erblickte in ihr trotz der Mängel, welche ihr noch anhafteten, die förderungswürdigste „Trägerin und Verbreiterin des modernen germanischen Geschichtslebens, weil sie Natur und Geist, Humanität und Christenthum als lebendige Einheit ins Volksbewusstsein zu bringen" geeignet war.***) Er zweifelte nicht daran, dass infolge ihrer voraussichtlichen, fortschrittsgemäßen Ausgestaltung der Bürger an Erkenntnis zunehmen, vermöge dieser Zunahme aber auch geistig immer mehr erstarken müsse und, einmal genugsam erstarkt, imstande sein werde, durch Beobachten, Zählen, Messen und Wägen die Sichtbarkeit seinen Bedürfnissen unterthan und nutzbar zu

---

*) Vgl. „Entwurf der Organisation der Gymnasien und Realschulen in Österreich" (Wien, 1849), pag. 8 und 222.

**) Ich verweise auf das neunte Buch: „Mutatio rerum" pag. 133—147.

***) Vgl. Friedrich Körner's Schrift: „Die Bedeutung der Realschulen für das moderne Culturleben", pag. 20.

machen. Diesen voraussichtlichen Gewinn hielt Wilhelm für etwas Großes, und weil er seines Lebens beste Kraft daran setzte, führte ihn Gott durch alle Hindernisse ans Ziel; denn heute sieht er von der Höhe des Greisenthums herab auf die segensvolle Verwirklichung dessen, was seinem Geiste als unausweichliche Nothwendigkeit vorgeschwebt hatte, und hinüber in das gelobte Land der Zukunft, dessen Milch und Honig freilich nicht mehr ihm und mir, sondern denen fließen wird, die nach uns kommen werden.

Siebzehntes Buch.

Neue Erfahrungen an alten Orten.

Der Metternich'sche Gedanke, dessen ich anläsßlich der Schilderung der Folgen, welche die Niederwerfung des im Jahre 1846 entbrannten polnischen Aufstandes nach sich gezogen hatte, andeutungsweise erwähnte,*) hatte sich verwirklicht. Galizien war in zwei selbständige Administrationsgebiete zerlegt worden, so zwar, dass das größere östliche von der Statthalterei in Lemberg, das kleinere westliche dagegen von der Landesregierung in Krakau verwaltet wurde. In natürlichem Zusammenhange mit dieser Sonderung stand auch die Ausscheidung der Unterrichtsagenden des neugeschaffenen Kronlandes aus dem Dienstbereiche des ehemaligen Guberniums.

Es mochten wohl Regungen eigener Art gewesen sein, die sich Wilhelm's bemächtigten, als ihm wider alles Erwarten nebst den schlesischen Mittelschulen auch jene des Krakauer Verwaltungsrayons und noch dazu mit dem Bedeuten zugetheilt wurden, dass er seinen Amtssitz in der altpolnischen Krönungsstadt zu nehmen

*) Siehe Buch IX: „Mutatio rerum" pag. 133 f.

habe. Erinnerungen um Erinnerungen tauchten aus den Tiefen seiner Seele empor, bald erheiternd, wie der lachendste Frühlingsmorgen, bald verstimmend, wie das zornige Toben eines Wintersturmes, und damit nichts fehle, wodurch ihm des Schicksals Gunst als besonders dankenswert erscheine, durchwebte ihm die Fee Phantasie den Schlaf mit den rosigsten Traumbildern, die ihn auch tagüber unablässig beschäftigten. Hatte er doch seit dem 29. October 1847 in dem Glauben gelebt, dass er nie wieder den galizischen Boden betreten werde, und siehe da, mit einemmale war er, ohne von Schlesien dienstlich getrennt zu sein, nach der vor nicht langer Zeit verlassenen Heimat seiner Gattin zurückbefohlen worden. Ob er in die Provinz, wo es ihm vor achtundzwanzig Jahren vergönnt war, die Wunderblume des höchsten Menschenglücks zu pflücken, nicht doch mit einigem Widerwillen abgegangen war, weil die bitteren Erfahrungen von 1846 nicht hatten verwischt werden können? Ich darf diese Frage verneinend beantworten. Wilhelm kannte ja Land und Leute, täuschte sich auch nicht über die wenigerquicklichen Zustände, die seiner harrten, beruhigte aber sein Gemüth, wenn doch bisweilen politisch-giftige Zweifel an dasselbe herankrochen, mit dem trostreichen Gedanken, dass es, nachdem man ihn in bedenklicheren Zeiten nicht behelligt hatte, unter den geänderten Verhältnissen wohl noch leichter gelingen werde, durch „Lieb' und Licht zu siegen über Hass und Nacht".

Der 15. März 1855 war der erste Tag, welchen er in seinem neuen Bestimmungsorte zubrachte. Angewidert von der Unsauberkeit der krummen, winkeligen Gassen, die ihn contrastgemäß an die Reinlichkeit Troppau's gemahnte, angeekelt von dem starrenden Schmutz und der pöbelhaften Gemeinheit, die er in dem wegen des Mangels an Zimmern in anderen Gasthöfen bezogenen Wirtshause ‚zum König Sobieski' traf, gepeinigt von dem Gefühle der Vereinsamung, da er die Seinigen vorläufig in Schlesien hatte zurücklassen müssen, entbehrte er der Empfänglichkeit für die Reize der Landschaft, an denen er sich in der Folge von der Krzemionkahöhe aus nicht genug weiden konnte, und des Verständnisses für die Sprache der Steine, wie sie aus den mählich verwitternden Baudenkmalen der ruhmvollen Vergangenheit Polens zu ihm redete. „Wenn es auch in Schule und Amt so aussieht, wie auf den Straßen und Plätzen", seufzte Wilhelm, als er mit einer gewissen

Scheu sein Nachtlager aufsuchte, „dann wird der Himmel, dessen Rathschluss mich hieher verschlagen hat, schlimme Noth mit mir haben“. Seine Besorgnisse begannen aber schon am anderen Tage zu weichen und schwanden nach und nach gänzlich. Denn schon der Eindruck, den das einnehmende Wesen des Landespräsidenten Grafen Mercandin, nachdem er sich demselben vorgestellt hatte, in ihm zurückließ, wirkte ermuthigend, und er sah in amtlicher Beziehung umsomehr einer seinen Vorsätzen förderlichen Zukunft entgegen, als er dem ersten Gespräche mit seinem neuen Chef entnommen zu haben glaubte, dass dieser gegenüber den factischen Verhältnissen weder schroffe Ablehnung, noch blinde Unterwürfigkeit als das rechte Mittel zum Zwecke betrachte, sondern der Maxime folge, im Geiste des Goethe'schen Wortes: „Können, das ist die große Sache, damit das Wollen etwas mache“, nicht nur das eigene Handeln einzurichten, sondern auch das fremde zu beurtheilen. Und Wilhelm täuschte sich nicht. Je näher er den Grafen kennen lernte, desto mehr Hochachtung flößte ihm derselbe ein. Nicht bloß wohlwollend zu scheinen, war Mercandin's Bestreben; sein ganzes Wirken durchwehte der warme Hauch der Menschlichkeit. Was er that, das Größte ebenso, wie das Kleinste, war dem innersten Kerne nach gut. Wie hätte es auch anders sein können? Entsprang es doch seiner erprobten sittlichen Kraft, vermöge deren er für seine Person allem, was schlecht war, widerstand, aber auch, wenn es an ihn sich heranschmeichelte oder ihm sophistisch in die Acten schlich, die Zustimmung versagte, weil er keinen Zweifel an der Zuverlässigkeit seiner Gesinnung aufkommen lassen wollte. Immer und allerwegen maßvoll und besonnen, fasste er nie voreilige Entschlüsse, und gerieth er nie mit seinem Gewissen in Zwiespalt; er war eben nicht bloß ein Edelmann, sondern auch ein edler Mann, und wenn man sich sein dienstliches Wirken, wie es in Wilhelm's Aufzeichnungen geschildert wird, vergegenwärtigt, so erkennt man darin den durch und durch biederen Charakter, von dem man mit Chamisso sagen kann, dass, wenn während seiner Administrationsperiode je ein Unrecht begangen worden ist, in Bezug auf dessen Bethätigung seitens der Behörden sicherlich „die Hände ihm von Tinte rein geblieben“ sind.*)

*) Im Mai 1856 wurde Graf Mercandin abberufen. An seine Stelle kam der kurz vorher von Ofen nach Krakau als Hofrath transferierte Graf Heinrich Jaroslaw Clam-Martinitz, welcher gegen das Ende des Jahres 1850 —

Daſs Wilhelm mit den Anſchauungen, von welchen er ſich leiten ließ, einem Vorgeſetzten, deſſen Gedankengang ihm ſchon darum Anerkennung abnöthigte, weil er klar und offen vorlag, vertrauenswürdig und mit jedem Tage vertrauenswürdiger werden muſste, iſt umſo erklärlicher, als ſich auch auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes die erfolgverheißendſte Übereinſtimmung zwiſchen den An- und Abſichten beider Männer bald genug herausgebildet hatte. Mochten auch in einzelnen Fragen die Meinungen des Verwaltungsbeamten und des Pädagogen auseinandergehen, mochte auch jener, ſoweit das von ihm adminiſtrierte und culturell noch ziemlich weit zurückgebliebene Kronland in Betracht kam, hinſichtlich der Überfülle des Unterrichtsſtoffes und der infolge des Fachlehrerſyſtems geſteigerten Forderungen an die Jugend mit der in der Durchführung begriffenen Studienreform nicht ganz zufrieden ſein, ſo war er doch nicht unzugänglich für die beruhigenden Aufſchlüſſe, die ihm dieſer mittelſt des Hinweiſes auf die methodiſchen Winke des Organiſationsſtatutes gab. Wilhelm wuſste ganz wohl, daſs ſein Chef des Volkes Mund und Hand ſei, und daſs deſſen Bedenken auch durch Klagen eines Alexander von Humboldt und eines Jakob Grimm ſich rechtfertigen oder — um mich vielleicht zutreffender auszudrücken — entſchuldigen ließen; allein er wuſste auch, daſs ſolchen Hohenprieſtern der Wiſſenſchaft nur der Mangel an Verſtändnis und das hiedurch bedingte ſach- und zweckwidrige Verfahren ſeitens einer allerdings erheblichen Zahl von Lehrern ſolche Bannſprüche abgepreſst habe, daſs aber, nachdem man den ſcharfen, jedoch begründeten Urtheilen entſcheidendenorts die verlangte Abhilfe hatte folgen laſſen, die Dinge eine günſtige Wendung genommen haben, und die auch weiterhin noch ziemlich lang gehegten Befürchtungen endlich durch das Wirken des aus den umgeſtalteten Schulen hervorgegangenen Nachwuchſes aufs glänzendſte widerlegt

---

er mochte vielleicht von dem bevorſtehenden politiſchen Umſchlag unterrichtet geweſen ſein, — aus dem Staatsdienſte ſich zurückzog, um 1860 im „verſtärkten Reichsrathe“ als eifrigſter Vertreter des Princips der „hiſtoriſch-politiſchen Individualitäten“ und außerhalb der gedachten Körperſchaft als Verfaſſer der Broſchüre „Sustine et abstine“ durch den Vorſchlag der Bildung von „Adelskammern“ die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken. Nach ſeinem Rücktritte wurde die Leitung der Verwaltung dem Hofrathe Baron Schluga übertragen, dem aber ſchon nach einigen Wochen der „leidenſchaftliche, deutſchfeindliche, bureaukratiſch-willkürliche und jegliches Intereſſes für das Schulweſen entbehrende“ Hofrath Vukaſowich folgte.

worden seien. „Auch hierzulande wird sich das Neue als heilbringend erweisen“, pflegte Wilhelm, sooft bei mündlichen Motivierungen der von ihm gestellten Anträge sein Augenmerk auf die mancherlei wunden Punkte gelenkt wurde, dem mit sichtlichem Interesse horchenden Statthalter zu versichern und seinen überzeugungskräftigen Auseinandersetzungen das Schlusswort anzuhängen: „Nur darf man nicht erlahmen, nicht den Einflüsterungen des Eigendünkels und der Willensschwäche nachgeben, nicht bei der Inspection über der Strenge im Sachlichen die Milde gegen die Person vergessen“. Ein Händedruck und die ungeschmälerte Annahme der Vorschläge bezeugten ihm jedesmal, dass sein fachgemäß-erhärtetes Wort nicht umsonst gesprochen, sein geradsinniges Wesen nicht Missdeutungen verfallen, sein mannhaftes Einstehen für Gesetz und Recht nicht vergeblich gewesen war. Und dieses nicht bloß auf amtlicher Vertrauensgegenseitigkeit beruhende, sondern geradezu herzliche Einvernehmen zwischen Vorgesetztem und Untergebenem übte den heilsamsten Einfluss auf die Entwickelung der Schule und auf den Fortschrittseifer des Lehrstandes.

Die von Wilhelm zu beaufsichtigenden Gymnasien in Krakau und Tarnow, welche bereits vervollständigt waren, dann jene zu Rzeszow und Neu-Sandec mit sechs Jahrescursen, endlich das Untergymnasium in Bochnia befanden sich, wie aus den mir zur Verfügung gestellten Gedenkblättern hervorgeht, in einem Zustande, der viel zu wünschen übrig ließ. Was aber dem neuen Inspector besonders widerwärtig ankam und ihn anfangs sogar überaus peinlich berührte, war der Umstand, dass er sich gezwungen sah, entgegen seinem Amtsvorgänger, den Unterricht, vorzugsweise hinsichtlich der Sprachen, auf diejenige Bahn hinüberzuleiten, welche durch die neue Gymnasialverfassung und durch die derselben beigegebenen methodischen Instructionen genau vorgezeichnet war. Erschien doch in Wilhelm das Exner-Bonitz'sche Organisationsstatut geradezu verkörpert. Wie selten einer, hatte er den Geist dieses vortrefflichen Werkes erfasst und sich angeeignet, so dass er, obwohl ein selbständig-denkender Schulmann, die darin enthaltenen Weisungen selber ungemein hochhielt, daher auch nirgends und von niemandem unbeachtet wissen wollte. Ja, wenn es von ihm abhängig gewesen wäre, so hätte, glaube ich, der Organisationsentwurf und dessen Anhang für diejenigen, die sich dem Lehramte widmeten, ein Gegenstand der Lehrbefähigungsprüfung werden müssen. Was fand er doch nur bei

seiner ersten Visitation? Im großen und ganzen dasselbe, was er in Schlesien beklagt hatte. Die Lehrer nahmen nur die passive Aufnahmsfähigkeit der Schüler zum Einlernen der erforderlichen Kenntnisse in Anspruch, ohne zu berücksichtigen, dass diese Kenntnisse nicht ein todter Schatz in der Seele des Besitzenden bleiben, sondern ein lebendiges Eigenthum des Geistes werden sollen, über dessen Verwendung er in freier Herrschaft gebieten kann. Ebensowenig achtete man darauf, dass der Gegenstand des Unterrichtes der Hauptsache nach in der Stunde selbst zu lernen ist, die häusliche Arbeit hingegen nur das feste Einprägen des schon im wesentlichen Gelernten zu vollenden hat.*) Am auffallendsten sprangen die Nachtheile dieses unmethodischen Vorganges in den Extemporalien, dann in dem Rückübersetzen der lateinischen Lectüre und in dem Nacherzählen der deutschen und polnischen Lesestücke zutage. Die Laien, welchen dieses Buch zugesicht kommt, werden mir's nicht verübeln, wenn ich auf die gedachten drei Schulthätigkeiten mehr Licht fallen lasse, als auf andere didaktische Erscheinungen. Zwei Gründe bestimmen mich hiezu. Fürs erste ist es, entgegengehalten den bisher bei verschiedenen Anlässen besprochenen Unterrichtsmängeln, ein relativ Neues, das ich in Erörterung ziehe; zum anderen dürfte mancher Vater, vorausgesetzt, dass es ihm nicht an höherer Vorbildung fehlt, infolge meiner Darlegung leichter das geeignete Mittel finden, um die Sünden eines untüchtigen Lehrers in ihren schädlichen Wirkungen abzuschwächen.

Was ist ein Extemporale, in Deutschland hie und da wohl auch ‚Exception' oder ‚Subitum' genannt, und was war es an den westgalizischen Gymnasien? Wenn sachgemäß vorgegangen wird, so besteht ein derlei Exercitium darin, dass der Schüler das in der Muttersprache Vorgesagte sogleich, also ex tempore niederschreibt, während er bei der Composition länger über die Wahl des Richtigen nachdenken und am Ausdrucke feilen kann. Der ehrliche Lehrer kommt indes bald zur Einsicht, dass ‚Exceptionen' bestenfalls zum Einüben in der Anwendung von Formen und Regeln, namentlich auf den unteren Stufen, sich empfehlen, dass jedoch gerade in dieser Hinsicht die lediglich mündlichen Exercitien den Vorzug

*) Der obige Grundsatz wird im „Organisationsentwurfe für die Gymnasien und Realschulen in Österreich" (Ausgabe vom Jahre 1849) umständlicher ausgeführt, und zwar auf pag. 99 ff.

verdienen, weil sie den Schüler zu gesammelter Aufmerksamkeit und reger Selbstthätigkeit nöthigen und ihm die Möglichkeit entziehen, sich mit nur halb oder gar nicht passenden Ausdrücken zu begnügen, zugleich aber auch die Fähigkeit für schriftliche Arbeiten, in welchen sich ja am augenscheinlichsten das Können bethätigen soll, sichern und erhöhen. In Westgalizien verfiel man auf eine andere, ethisch ganz gewiss nicht unbedenkliche Praxis, für deren bedauerliche Folgen die Lehrer, aber erst in zweiter Reihe verantwortlich waren. Schon hatte man ja auch dort die Erfahrung gemacht, dass selbst die besten Köpfe das ihnen Zugemuthete nicht zu leisten vermochten, weil das Sprachgefühl, welches sich nur allmählich durch stete Übung am sprachrichtigen Satzganzen entwickelt, noch nicht zum Durchbruche gekommen war. Extemporiert musste aber doch werden, denn der frühere Inspector war für seine Person so sehr überzeugt von der Vorzüglichkeit der Subita, dass er im Sinne der altfranzösischen Cabinetsformel: „tel est notre plaisir“ kein Bedenken trug, die im Organisationsentwurfe angeordnete Composition abzuschaffen und statt ihrer das nicht bloß wertlose, sondern auch erziehlich-verderbende Stegreifpfuschen einzuführen. Die Lehrer gehorchten, aber auf eine Art, von der mir nicht bekannt ist, ob sie den Anschauungen des Gebieters angepasst, oder mit diesen im Widerspruche gewesen sei. Neu war sie just nicht, dafür aber umso bequemer. Möge Wilhelm selbst sie schildern. „Es wurde den Schülern aufgetragen, sich aus einem bestimmten Capitel eines Autors vorzubereiten, da nach zwei oder drei Tagen darüber ein Extemporaneum werde gegeben werden. An dem festgesetzten Tage wurde das gewählte Capitel Satz um Satz, aber stückweise, d. i. von je zwei oder drei zu je zwei oder drei Wörtern, meistentheils ohne das Verbum, in polnischer Sprache langsam vorgesagt. War die Arbeit abgeliefert, so zeigte es sich, dass die begabteren Schüler ein Drittel, wenn's hoch kam, die Hälfte des Abschnittes, die übrigen hingegen nur hie und da einzelne Ausdrücke zu Papier gebracht hatten. Nichtsdestoweniger erhielt die Sache das gewünschte Aussehen, denn in der nächsten Stunde wurde die ganze Aufgabe polnisch dictiert, um in der Schule unter Anleitung des Lehrers übersetzt zu werden, und diese Übersetzung figurierte dann in den Heften als — ‚Extemporale‘!“ Wilhelm, über eine solche Methode, nicht nur sich selbst, sondern auch andere zu täuschen und

der Jugend am Geiste ebensosehr, wie am Gemüthe zu schaden, aufs tiefste entrüstet, stellte sofort den zeitverzettelnden, demoralisierenden Unfug ab und verhalf der Composition wieder zu der ihr von gesetzeswegen gebürenden Geltung, weil, wie er den Lehrern begreiflich machte, durch sie in der That erreicht werden kann, was sich durch ein Subitum nicht erreichen läſst, nämlich: „daſs der Geist des Schülers“, wie Dr. K. A. Schmidt gleich Wilhelm treffend bemerkt, „zu dem Unterrichtsgegenstande, welchen er sich wirklich aneignen soll, selbstthätig sich verhalten muſs, und daſs erfahrungsgemäß dasjenige Fach zu der Frucht der Bildung am ausgiebigsten beiträgt, das den Schüler am meisten zu geistiger Arbeit nöthigt“.

Ebenso arg war es um das Rückübersetzen bestellt. Der Sinn für Wortstellung und Numerus wurde dabei nicht gepflegt; die Ausdrücke des Originals ließ man höchst selten in veränderter Form anwenden; man sorgte nicht für angemessene Abwechslung mit der deutschen Übersetzung und nahm solcherart das Gedächtnis allzusehr in Anspruch, nicht ohne zugleich das Urtheil zu beeinträchtigen oder gar zu unterdrücken; man benutzte endlich ein derlei, ich möchte sagen, mündliches Componieren auch nicht als eine zweckfördernde Anleitung der Schüler zu späteren schriftlichen Übungen. Ist es zu verwundern, wenn Wilhelm von diesem als Regel vorgefundenen Rückübersetzungsverfahren geringschätzig als von einer geistlos-betriebenen Handlangerei spricht? Gewiſs nicht. In den weitaus meisten Fällen begnügte man sich ja ganz so, wie bei den ‚Extemporalien‘ mit der Retroversion einzelner Ausdrücke ohne Zeitwort, weil längere Sätze von den Schülern nicht gemerkt werden konnten. Diese suchten sich freilich damit zu helfen, daſs sie jede neue Lection auswendiglernten; aber das gedankenlos Memorierte war schnell wieder verflogen. Auf solche Art konnte daher weder für Sprachkenntnis, noch für Geübtheit, noch für logische Schärfung des Verstandes ein Gewinn erzielt werden; denn man brauchte nur um einige Stücke zurückzugreifen, um sich zu überzeugen, daſs infolge dessen das Rückübersetzen fast immer eine Unmöglichkeit war. Der gewiegte Wilhelm wunderte sich darüber nicht im mindesten, wohl aber über die Klage der Lehrer, daſs ihnen ein solches Arbeiten, weil es gar so erfolglos sei, den Beruf verleide. Es scheint somit, daſs diese Herren vor der Scheidung Ga-

liziens in zwei Verwaltungsgebiete berufsfreudiger gewesen waren. Warum auch nicht? Wahrscheinlich hatten sie früher nicht über sich selbst und über ihr Thun nachgedacht und daher auch gar nicht erkannt, wie sehr das ihnen kurzhin-anbefohlene, jedoch nicht anschaulich-dargelegte Verfahren hauptsächlich darum so resultatlos geblieben war, weil sie es widersinnig geübt und damit das Selbstvertrauen der Schüler im Keime erstickt hatten. Jetzt erst wurde ihnen der Weg zum Ziele in seinen Strecken und als Ganzes, aber auch das Mittel gezeigt, womit das Heer von Hindernissen, welches sie bislang nicht zu überwinden vermochten, nahezu mühelos besiegt, und die Arbeitslust in der Jugend geweckt werden könne. Jetzt erst lernten sie einsehen, wie gerade die lateinische Sprache, vernünftig gelehrt und angewandt, die unvergleichlichste Zucht der Intelligenz ist, weil ihr Studium, selbst von der lexikalischen Seite betrachtet, nach einem Hegel'schen Worte uns mit den geistigen Wesenheiten (den logischen Kategorien), die für die Jugend etwas höchst Fassliches, ja von allem Geistigen das Fasslichste sind, in einer so eindringlichen Weise bekannt macht, dass unser Denken fortwährend die Grenze bestimmen muss, innerhalb deren die altrömischen Wörter mit denen der Muttersprache sich begriffsmäßig decken, und dass alles mechanische Gedächtniswerk ausgeschlossen wird.

„Immer und immer wieder erhob das Elternpublicum Klagen wegen Überbürdung der Jugend". Ein Grund zu derlei Beschwerden musste wohl vorhanden gewesen sein, sonst würde Wilhelm, in dessen Tagebuche die citierte Stelle vorkommt, die vielfachen Unmuthsäußerungen der Väter nicht für „größtentheils berechtigt" erklärt haben. Und sie waren wirklich berechtigt. Denn schon die ‚Extemporalien' und in einem noch höheren Maße die ‚Retroversionen' hatten, wie oben näher ausgeführt ist, eine unstatthafte Mehrbelastung der Schüler zur Folge; vollends bis zur Unerträglichkeit gesteigert wurde aber dieses fortschritthemmende Übel durch das sogenannte Nacherzählen. Überbürdung, veranlasst durch Nacherzählen? Ist das möglich? So ruft voll Verwunderung derjenige aus, welcher nicht selbst Lehrer ist, weil er sich nur schwer vorzustellen vermag, wie der Gymnasiast durch das Wiedergeben gelesener Gedankenverknüpfungen über die Gebür angestrengt werden kann. Und doch war es so; denn nicht das Was der deutschen und polnischen Lesestücke, sondern das Wie ihrer Behandlung seitens

der Lehrenden verursachte den Lernenden eine Mühe, welche die den übrigen Gegenständen zu widmende Zeit aufs empfindlichste schmälerte. Der Fachmann staunt nicht minder, aber aus andern Gründen. Er sagt sich, dass man es unterlassen haben müsse, mittelst anregender Fragen oder doch durch ein verständiges Abfragen der wesentlichsten Punkte nach allen wichtigeren Umständen, Richtungen und Rücksichten auf den Inhalt des Gelesenen einzugehen, damit dieses zum unverlierbaren geistigen Eigenthume der Schüler werde.*) Und so verhielt sich's auch wirklich. Selber nicht gewissenhaft vorbereitet, ließ man, was eben gelesen worden war, sogar in den niedrigsten Classen, ohne Unterschied und ohne weitere Frage sofort nacherzählen. Auch hiefür suchte sich die Jugend, so gut oder so schlecht sie es konnte, selbst zu helfen. Sie lernte jedes Lesestück, ohne sich durch Hervorhebung des Grundgedankens das Überblicken des Ganzen erleichtern zu können, möglichst auswendig, um es — zu vergessen und bei Aufsätzen, die darnach zu arbeiten waren, sich erfolglos abzuquälen. Kamen dann noch Memorierübungen hinzu, die der Lehrer zweckwidrig in Bezug auf Methode und obendrein im Widerspruche mit den hodegetischen Vorschriften und mit den Weisungen erfahrener Didaktiker, weniger als rhetorisch-betonendes Lesen ohne Buch, denn als declamatorisch-ästhetisches Vortragen behandelte**), so wird man zugeben müssen,

*) Vgl. A. Ritter v. Wilhelm: „Praktische Pädagogik der Mittelschulen, insbesondere der Gymnasien" (II. verbesserte und vermehrte Auflage, 1880) und zwar IV. Abtheilung: „Der Unterricht im Deutschen", pag. 163.

**) Hierüber finden sich treffende Winke in dem bereits oben bezogenen Buche von Andreas R. v. Wilhelm: „Praktische Pädagogik der Mittelschulen, insbesondere der Gymnasien" (2. Auflage), pag. 162, in A. Diesterweg: „Praktischer Lehrgang für den Unterricht in der deutschen Sprache", III. (4. Auflage) pag. 179 ff., in Dr. F. Dittes': „Schule der Pädagogik" (2. Auflage) pag. 632 f., in H. R. Rüegg: „Die Pädagogik in übersichtlicher Darstellung" (4. Auflage) pag. 416 f., dann aber vorzüglich im „Organisationsentwurfe der Gymnasien und Realschulen in Österreich" (1849) pag. 128, sowie in der „Instruction" für den Unterricht in der „deutschen Sprache an Realschulen" im „Verordnungsblatte für den Dienstbereich des Ministeriums für Cultus und Unkerricht" (Jahrgang 1879) pag. 88 f. und in vielen anderen methodischen Schriften. Wenn ich an dieser Stelle nicht bloß auf Gymnasialpädagogen verweise, so hat dies seinen Grund darin, weil der Unterricht in der Mittel- und Volksschule auf gleichen Principien beruht, wie dies aus dem oben gedachten Buche Wilhelm's, namentlich aber aus dessen erster Abtheilung (pag. 2—38) für jedermann, und aus dem Exner-Bonitz-

dass dadurch eine unverantwortliche Überbürdung des Gedächtnisses bedingt wurde, eine Überbürdung, welche nicht bloß Unlust und Entmuthigung der Schüler erzeugte, sondern auch, weil sie wegen ihrer Unfruchtbarkeit zu einer Sisyphusarbeit ausartete, Rathlosigkeit, daher sogar nicht selten Flauheit und Lauheit im Dienste zur Folge hatte.

Wilhelm war, nachdem er diesen Gebrechen auf den Grund gesehen hatte, auch rasch entschlossen, sie zu heilen. Die ‚Extemporalien' waren bereits als didaktisch und gesetzlich unberechtigt von ihm verworfen und ganz untersagt worden. Den beiden anderen Jugendplackereien wurde ein anderes Ende bereitet; denn bei diesen handelte es sich nur darum, die Art, wie ein Gutes zu Schlechtem gemacht worden war, in das Gegentheil zu verwandeln. Zu diesem Behufe erklärte er in den Inspectionsconferenzen die ministeriellen Instructionen durch bestimmte specielle Erläuterungen und Fingerzeige, sowie durch Veranschaulichung an Beispielen, die er aus dem beobachteten Verfahren einzelner Lehrer hergeholt hatte. Dabei ergaben sich für ihn auch allerlei Anlässe, über die Behandlung der Schüler beim Unterrichte, insbesondere jedoch über eine dienlichere Benützung der zum Schulgebrauche zugelassenen Leitfäden zu sprechen. Ein solcher solle, meint Goethe, „anlockend sein, könne das aber", wie er hinzufügt, „nur werden, wenn er die heiterste, zugänglichste Seite des Wissens und der Wissenschaft darbiete". Auch Wilhelm legte ein großes Gewicht auf zweckmäßige Texte, ein noch größeres aber auf angemessene Verwertung derselben, weil auch das anlockendste Compendium in der Hand eines Stümpers seinen Zweck verfehlt, sowie hinwieder ein geschickter Lehrer auch mit dem an sich schlechtesten Lehrbuche etwas leisten und bei der Mehrzahl der Schüler gewisse Erfolge erzielen kann.*)

Die Art, wie er, ohne die Meinungen der Conferenzmitglieder der Besprechung zu entziehen, derlei Erfahrungen als Wegweiser empfahl

schen Organisationsentwurfe für alle diejenigen hervorgeht, welche sich bewusst sind, dass sie es nicht mit Hörern der Hochschulen zu thun haben. Und selbst Universitätsprofessoren, die gefeiertsten obenan, werden, wenn man sie fragt, gern bekennen, dass auch sie jener Principien nicht entrathen mögen, da dieselben in ihrer Allgemeinheit auch von ihnen im Interesse der Wissenschaft nicht verleugnet werden dürfen.

*) Vergl. A. R. v. Wilhelm: „Praktische Pädagogik &c.", pag. 70 f.

und alles, was gesetzlich-unzulässig war, pflichtgemäß ohne Debatte abstellte, wirkte nicht nur anregend auf die Lehrenden, die ihm gegenüberstanden, und ermunternd auf die Lernenden, die bisher verzagten Herzens gewesen waren, sondern auch beruhigend auf das Publicum, dessen Klagen endlich ganz verstummten, und fördernd auf die heilige Sache, die er kraft höheren Auftrages zu vertreten und zu überwachen hatte. Im ganzen konnte er mit den nach und nach errungenen Resultaten zufrieden sein. Oft sah er freilich auch, dass an Richtigkeit und Sicherheit in der Behandlung des Lehrstoffes nichts gewonnen war, weil man seine Rathschläge theils einseitig aufgefasst, theils in mechanischer Beschränkung auf das Äußerliche der Form geistlos angewandt hatte. In solchen Fällen tröstete er sich wohl mit dem Evangeliumssatze: „Viele sind berufen, wenige nur auserwählt", drang aber mit unbeugsamer Beharrlichkeit immer und immer wieder auf Befolgung der gesetzlichen Bestimmungen und der im Geiste dieser von ihm gegebenen Weisungen. Ihm Sand in die Augen zu streuen, wie es hie und da von manchem Überpfiffigen versucht wurde, war geradezu unmöglich, und vielmals fand er bei geselligen Zusammenkünften, die er während der Dauer seiner Inspectionen gern veranlasste, Gelegenheit, scheinbar-absichtslos in einem von ihm angeregten Gespräche an Goethe's Wort zu erinnern, dass „das Wahre vom Blendwerk leicht und sicher zu unterscheiden sei, indem jenes immer fruchtbar wirke und den begünstige, der es besitze und pflege, dieses hingegen an und für sich todt und fruchtlos daliege".

Dessen, was durch Berichtigung, Anleitung und Gebot zu bessern war, fand sich in der That genug; denn die Lehranstalten waren so besetzt, dass die dringendsten Bedürfnisse des Augenblickes nur zur Noth und gutentheils auf ganz ungenügende Weise befriedigt werden konnten, in nicht ferner Zukunft aber diejenigen, welche den Dienst nur zeitweilig versahen, ohne Hoffnung auf Erreichung ihres Zieles in jämmerliches Elend verfallen, und die Gymnasien selbst, weil lebensunfähig, untergehen mussten. Der gesammte Personalstand umfasste, nach Abrechnung der Directoren und der Katecheten, neununddreißig Individuen, und zwar zehn wirkliche Lehrer, von denen einer, ohne durch ein Examen befähigt gewesen zu sein, den von ihm bekleideten Posten erlangt hatte, und nur drei nach der provisorischen Prüfungsordnung vom 30. August 1849 für

den Unterricht am ganzen Gymnasium approbiert waren, außerdem drei Nebenlehrer und — sechsundzwanzig ungeprüfte Supplenten, die ausnahmslos noch mehrjähriger Universitätsstudien und ausgiebigster Seminarübungen bedurften, um ihr fachliches Wissen zu festigen und einer hinreichenden praktischen Schulung theilhaftig zu werden. Damit aber das Bild dieser trüben Verhältnisse vollständig sei, darf nicht unerwähnt bleiben, dass von den Hilfslehrern zwei als durchaus unbrauchbar sich erwiesen und am Schlusse des Schuljahres 1855 von selbst eine andere Laufbahn einschlugen, zwei im Gefühle ihrer gänzlichen Untauglichkeit zu erfolgreicher Vorbereitung für das Befähigungsexamen vor dem Damoklesschwerte der Entlassung zitterten, und weitere fünf in Betreff ihres wissenschaftlichen Leistungsvermögens niemandem Vertrauen einflößten. Der Rest, obwohl noch siebzehn Mann stark, bot den Gymnasien des Verwaltungsgebietes kaum einen kargen Schimmer von Hoffnung hinsichtlich der nächsten Zukunft; ja, diese ließ sich umso zweifelhafter an, als die Krakauer Universität nicht mehr als drei Lehramts-Candidaten zählte, welche nur im Falle der äußersten Noth als Supplenten verwendet werden konnten. Eine solche Unzulänglichkeit der Kräfte war gewiss schon an und für sich bedauerlich, wurde aber ungemein bedenklich dadurch, dass die bloß für die Zeit des Bedarfes aufgenommenen Lehrpersonen ebenso, wie die bleibend-angestellten nicht nur über das vorgeschriebene wöchentliche Stundenausmaß belastet waren, sondern auch für den Unterricht in verschiedenen Gegenständen, und zwar, jenachdem Noth an Mann war, bald in diesem, bald in jenem Gegenstande, ohne Rücksicht auf ihre relative Befähigung, verwendet wurden. Wie hätte unter solchen Umständen der fast auf ärmlichen Liedlohn und daher auf ebenso ärmlichen Nebenverdienst angewiesene Supplent die Zeit zur Vorbereitung für die Lehramtsprüfung finden sollen? Wie hätte Wilhelm, ohne hart zu werden, mit diesen Mühseligen und Beladenen, weil sie, wenn auch nicht ganz ohne ihre Schuld, unvermögend waren, Genügendes zu leisten, streng ins Gericht gehen können? Was erzählte er mir nur von einem solchen widerrechtlich-geplagten und noch dazu über vierzig Jahre alten Supplenten? An diesen Märtyrer seines verfehlten Berufes hatte man — es ist kaum glaublich, aber buchstäblich-wahr — die Aufforderung ergehen lassen, den Unterricht in der Physik, deren lehrplanmäßige Existenz er kaum vom Hörensagen

kannte, zu übernehmen. Fügsam, wie er war, unterzog sich der gegen seinen Willen zum Polyhistor hinaufgeschraubte Nothhelfer, allerdings kleinmüthigen Herzens, der ihm aufgebürdeten Pflicht. Aber wie? Wilhelm gebe selber die Antwort. „Bei Tage mit Arbeit überhäuft", heißt es auf dem vor mir liegenden Diariumsblatte, „benutzte der bemitleidenswerte Mann die Nächte zur Vorbereitung für die nächsttägigen Lectionen, und half er sich, wenn der Schlaf ihn zu übermannen drohte, damit, dass er vor einem Stuhle kniend arbeitete".

Allgemeine Entmuthigung war die Folge der durch solche Nöthen bedingten Verhinderung einer zweckentsprechenden Vervollständigung der Lehrercollegien, und mancher tüchtige Schulmann hätte aus Verdruss über seine aussichtslosen Mühen den Dienst verlassen, wenn nicht seitens des Inspectorates den allerorts beklagten Übelständen nach Thunlichkeit abgeholfen worden wäre. Vor allem richtete sich Wilhelm's Bestreben darauf, durch Sicherstellung der Zukunft der brauchbaren Supplenten und der noch nicht vollständig approbierten Lehrer auch die Zukunft der Gymnasien fraglos zu machen. Die nöthigen Anweisungen in Betreff der Unterrichtsmethode erschienen ihm hiezu noch lang nicht ausreichend; die Lehrer, namentlich die aushilfsweise wirkenden, durften, wenn ihre Thätigkeit ersprießlich sein sollte, nur in den von ihnen gewählten Disciplinen beschäftigt und nicht über die Gebür belastet werden.*) Diese vom Standpunkte der Humanität sowohl als auch des Schülerbesten gerechtfertigte Anordnung war freilich nicht überall und nicht sofort durchführbar; aber es ward durch sie — und das war für den Anfang immerhin viel — jeder willkürlichen Fächervertheilung vorgebeugt, und jeder überflüssigen Mehrbelastung eine Schranke entgegengesetzt. Um jedoch das Übel mit der Wurzel auszureißen, musste denjenigen, die sich durch strengwissenschaftliche Ausbildung zur Höhe der Zeit emporarbeiten und ihre Lehrbefähigung ergänzen wollten, der Eintritt in die Wiener Vorbereitungsinstitute unter Belassung ihrer Dienstbezüge ermöglicht werden. Auch das wusste Wilhelm durchzusetzen, und freudigbewegt

*) Wilhelm war einer von denjenigen Inspectoren, welche es mit den im § 95 des „Organisationsentwurfes" enthaltenen Bestimmungen sehr genau nahmen und nicht durch eine gegen den Schlusspassus des Punktes 4 vom § 93 verstoßende Knickerei nach obenhin gefallen wollten. Er wusste, warum er auch in dieser Beziehung das Interesse der Lehrer ins Auge fasste.

hob sich seine menschlichfühlende Brust, als er sah, wie alle, die früher so verzagt gewesen waren, aufgerichteten Hauptes einherschritten. Sogar über die zunächst ermuthigten Kreise hinaus wirkte die günstige Wandlung der Dinge, denn langsam zwar, aber zusehends und stetig wuchs die Zahl der Lehramts-Candidaten an der Krakauer Universität, und mit dieser Zahl die Hoffnung, dass auch in Galizien frischeres Leben und regeres Streben die Lehrerwelt beseelen und die Regierung allmählich in die angenehme Lage bringen werde, ohne namhafte Störungen die Lücken in dem Personalstande der Gymnasien befriedigend auszufüllen.

Ganz von Täuschungen verschont blieb indes Wilhelm auch diesmal nicht. Die in ihren Folgen empfindlichste Täuschung bereitete ihm die unliebsame Erfahrung, dass, während die schlesischen Supplenten, für welche übrigens nur in der allerersten Zeit der Neuorganisierung der Besuch der Wiener Vorbereitungsanstalten eine Nothwendigkeit gewesen war, schon nach sechs Monaten oder höchstens nach Ablauf eines Jahres mit dem Zeugnisse der vollen Befähigung in ihr Amt zurückkehrten, die galizischen Candidaten hingegen in der Regel zwei, auch drei, mitunter sogar vier Jahre in der Residenz verblieben und, wenn sie endlich heimkamen, erst nur mit der Approbation für das Unter-Gymnasium sich ausweisen konnten. Ja, es gab nur eine Kaiserstadt, es gab nur ein Wien auch für die — polnische Jugend, die, nach den Erfolgen der Lehramtsprüfungen zu schließen, ihren Wissensdrang nicht genug stillen konnte. Und wie es schien, war das Ministerium von solch unersättlichem Verlangen nach Fortbildung entzückt und überaus freigebig in Bezug auf die Bewilligung der Geldmittel, deren die jungen Polen benöthigten, um wieder ein Jahr und noch ein Jahr in der unmittelbaren Nähe der urdeutschen alma mater verleben zu können. Wie es daheim aussah, das focht sie wenig an; dafür ließen sie diejenigen sorgen, welche ihnen den Fortbezug der Gehalte und Stellvertretungsgebüren zuerkannt hatten. Zwar erfuhren sie auf brieflichem Wege durch ihre Landsleute von den schreienden Misslichkeiten, deren sich die ins Mitleid gezogenen Gymnasien Jahr für Jahr zu erwehren hatten. Dass der Grund des Übels in ihnen lag, wollten sie aber nicht zugestehen. Ließen sie sich doch, wenn man ihnen glauben wollte, nur von dem rühmlichen Trachten, ‚ihrem Vaterlande‘ zur Ehre und zur Zierde zu gereichen, an das heiße Wiener Pflaster bannen und in

diesem Trachten von der Einsicht der obersten Unterrichtsverwaltung fürsorglich unterstützen. Graf Mercandin und Wilhelm sahen indes die Sache auch von der Kehrseite an und ermangelten nicht, das Ministerium wenigstens auf den Umstand aufmerksam zu machen, dass in Galizien das Schuljahr um einen Monat früher anfieng, als in den anderen Kronländern, und dass demzufolge an einigen Gymnasien zur unaufschiebbaren Ergänzung der Lehrkörper alljährlich in den ersten zwei Monaten Candidaten, wo und wie sie eben zu finden waren, aufgenommen werden mussten, da die Entscheidung, „betreffend das für ein weiteres Jahr gestattete Verbleiben der Beurlaubten in den Vorbereitungsinstituten", immer erst in der zweiten Octoberhälfte aus Wien herablangte. Umsonst! Auch die eindringlichsten Vorstellungen erwiesen sich als erfolglos, und Wilhelm war, da in den Reihen der Polen nur äußerst spärlicher Ersatz aufgetrieben werden konnte, gezwungen, meistentheils deutsche Candidaten zu berufen. „Darob stießen gewisse Zeitungen", bemerkt er zu wiederholtenmalen in seinem Tagebuche, „aus vollen Backen in die Lärmposaunen. Und warum? Vorgeblich, weil ihnen die polnische Muttersprache bedroht erschien, bedroht von pangermanisierenden Fremdlingen, die kein Herz hatten für das seufzende ‚Vaterland', in Wahrheit aber, weil auf den ruhig-besonnenen Inspector kein unziemlicher Einfluss zu gewinnen war, und kameradschaftliche Wünsche infolge solcher Ohnmacht unerfüllt blieben". Allerdings kannte Wilhelm — darin hatten die Schreihälse nicht unrecht — nur eine Provinz „Galizien und Lodomerien" und nur ein Vaterland, und dieses hieß in seiner Geographie nicht Polen, sondern Österreich. Gleichwohl war er bis zur Ängstlichkeit bemüht, in sprachlicher Hinsicht den Einheimischen gerecht zu werden; aber konnte er bei der allbekannten Dürftigkeit der Krakauer Universität an polnischem Lehrernachwuchs eingeborene Candidaten aus der Erde stampfen? Oder würde es ihm etwa als ein Verdienst angerechnet worden sein, wenn er, im Widerspruch mit seinem Gewissen, die heranblühende Hoffnung des Landes hungernden und lungernden Nichtswissern, bloß weil deren Wiege auf galizischem Boden gestanden war, preisgegeben hätte? Wenn ja ohne dringende Veranlassung dem Nationalgefühle nahegetreten wurde, so verdiente dieserwegen die Landesregierung keinen Vorwurf, denn derlei geschah niemals auf Grund eines von ihr ausgegangenen Vorschlages, sondern ward ministeriellerseits immer motu proprio verfügt. Wahrscheinlich

mochte man ‚oben‘, weil solche Willküracte nicht selten waren, endlich zur Überzeugung gekommen sein, dass die nach Wien gezogenen Galizianer, jeglicher Einseitigkeit abhold, nicht bloß an ihren Studien, sondern auch an anderem, und an diesem mit mehr Liebe, als an jenen, hiengen. Die Thatsachen redeten laut genug; denn noch im Jahre 1860 war im ganzen Krakauer Verwaltungsgebiete mit Ausnahme eines provisorischen Directors und eines einzigen Lehrers kein Pole für Latein und Griechisch am Unter- und Ober-Gymnasium approbiert!

Wilhelm bespricht alle diese Erlebnisse in seinen Memorabilien mit jener ruhigen Gelassenheit, die ihn, mochte er mit Anderen verkehren oder einsam seinen Gedanken nachgehen, niemals verließ, aber auch mit einem Ernste, welcher im Einklange stand mit der Sorgfalt, die er für Schule und Vaterland hegte und jederzeit ohne Scheu bethätigte. War er doch, wofern es sich um die Sache handelte, wie ich schon mehrfach zu erhärten Gelegenheit hatte, unbeugsam in der Forderung des Rechten und, hieng die Entscheidung von ihm allein ab, unnachgiebig in der Ablehnung alles dessen, was dem Gesetze zuwiderlief oder seinem Amtsgewissen Gewalt anthat. Daher konnte er auch jedermann offen ins Auge blicken, denn er wusste sich frei von dem Vorwurfe, dass Maßregeln tiefeinschneidender Art, wodurch heikle Rücksichten außerachtgelassen, oder wichtige Interessen des Volkes und der Jugend hintangesetzt worden waren, seine Zustimmung erhalten hatten. Und dieses Bewusstsein, es stählte sein Wollen, wenn Hindernisse sich ihm entgegenwarfen, und bewahrte ihn gegenüber den wechselnden Anschauungen der Machthaber ebenso, wie gegenüber der Unzuverlässigkeit der öffentlichen Meinung vor jeglichem Renegatenthum; ja es stärkte seine Beharrlichkeit umsomehr, als er selbst niemals dem Grundsatze untreu ward, nur dem eine stete Folge zu geben, dessen er sich für fähig hielt. In jüngeren Jahren verlangte er dieselbe Entschiedenheit auch von Anderen; aber je älter er ward, desto milder urtheilte er über schwankende Naturen, denn immer forschte er nach den Verhältnissen, von welchen seine Untergebenen beherrscht gewesen waren, und immer fand er Gründe zur Entschuldigung des wahrgenommenen Mangels an Willensfestigkeit, denen er gern nachgab, sooft es galt, einen Halbverlorenen zu retten. Man vergesse nur nicht, pflegte er jenen zu sagen, die mit der Verdammung schnell zu Hand waren, dass, wie Goethe in

den „Wanderjahren“ sich ausspricht, „Mängel und Schicksale allen gemeinsam sind, die Tugenden hingegen jedem besonders angehören“. Und es verdient bemerkt zu werden, dass sich Wilhelm, besonnen wie er war, gegenüber Fehlern und Vorzügen Anderer stets sorgfältig-abwägend verhielt und weder von jenen sich abstoßen, noch von diesen sich blenden ließ. So handelt ja immer der welterfahrene Mann, dem als Leitstern die alte Wahrheit dient, dass nicht allein das, was schon als organische Bedingung der künftigen Geistesrichtung dem Individuum angeboren ist, sondern auch das, was sich dasselbe unter mehr oder minder günstigen Umständen erwerben kann, dem Menschen angehört und dieser selber ist. Täuschungen sind hiebei, wenn nicht unbefangen und fein unterschieden wird, allerdings nur zu leicht möglich. Zum Glücke für sich selbst, sowie für Andere war aber Wilhelm nicht so eitel, um von egoistisch-kratzfüßelnden Strebern zu auszeichnenden Acten hingeschmeichelt zu werden, und nicht so überkritisch, um Irrenden und Verirrten, die in der Kunst zu scherwenzeln ungeübt waren, alle Leistungsfähigkeit und allen sittlichen Wert abzusprechen.

Westgalizien war für Wilhelm eine Schule, der er gar manches zu danken hatte, das meiste aber jetzt in seiner Eigenschaft als Inspector. Nirgends konnte seine Menschenkenntnis so an Umfang und Inhalt gewinnen; nirgends wäre er ein so vollendetes Muster von Geduld und Langmuth geworden; nirgends hätte er sich zu solcher Meisterschaft in der Behandlung der verschiedenst-gearteten Persönlichkeiten emporgeschwungen. Ganz besondere Schwierigkeiten erwuchsen ihm aber, wie in seinen Gedenkblättern nachgewiesen ist, einerseits aus dem Gebaren der panslavistischen Eiferer und andererseits aus dem Verhalten preußischer Convertiten, so dass er sich gezwungen fühlte, im Hinblick auf diese beiden Lehrersorten seine Wachsamkeit und Energie zu verdoppeln. Von Slavophilen, die ihre Völkerbeglückungsideen nicht bloß akademisch verarbeiteten, sondern um jeden Preis auch zu verwirklichen trachteten, verursachten ihm nur zwei erheblicheren Verdruss. Der eine, von Geburt ein Südländer und als solcher leicht reizbar, war Fanatiker ohne Maß und Ziel, dabei herausfordernd und ungeschliffen bis zur Unbotmäßigkeit, so dass man sich seiner entledigen musste, um nicht die Disciplin bei Lehrern und Schülern aufs bedenklichste zu lockern. Der andere, für seine Person zwar nicht minder leidenschaftlich,

war aber kälteren Blutes und betrieb das Agitationsgeschäft schlau und vorsichtig. Im amtlichen und außeramtlichen Verkehre sich in die Maske der denkbar-unschuldigsten Gesinnung hüllend, erachtete er es doch nicht für unangemessen, die ihm als Ordinarius anvertrauten Schüler, sobald er sich unbewacht glaubte, wie seinesgleichen zu behandeln und, wenn sie, von ihm dazu aufgefordert, Ausflüge unternahmen, in bruderschaftlicher Weise zum Singen aufstachelnder Lieder anzufeuern. Zu seiner Verwunderung wurde er aber gewahr, dass der von ihm verbreitete Slavismus nicht der der polnischen Nationalen sei; er sehnte sich daher nach einem fruchtbareren Gebiete für seine schleichende Aufwiegelungslust und war nicht wenig überrascht, als er fand, wie gern Wilhelm bereit war, seine Bestrebungen, soweit sie auf Versetzung in ein anderes Kronland abzielten, kräftigst zu unterstützen. Freilich giengen die Hoffnungen des Unzufriedenen selbst nach mancherlei unfreiwilligen Kreuz- und Querzügen nicht mit der gewünschten Raschheit in Erfüllung; endlich aber erlangte er, von Wilhelm wenn auch nicht geradezu gefördert, das zusagendste Feld für sein außerberufliches Schaffen, und von nun hatte, wie der österreichische Volksmund zu sagen pflegt, die arme Seele Ruhe. Wilhelm, durch und durch ein Deutscher und ehrlich-deutschgesinnt, verargte es — seine Dienstzeit in Sandec und Tarnow ist hiefür das beredtste Zeugnis — weder den Polen, noch anderen Slaven, dass sie an ihrer Nationalität, als der für sie herrlichsten Erscheinungsform der Menschheit, mit Begeisterung hiengen und ihre Sprache als ererbtes Heiligthum ehrten und schützten. That er's selber nicht ebenso? Auch er wünschte die Deutschen des Kaiserstaates als treue Söhne des Habsburgerreiches „eins in Sinn und That und schwärmte für seine Muttersprache, in deren dreimal-benedeiten Tönen ihm zuerst erfrischt das Wort des Herrn erklungen“ *), mit der Glut eines Jünglings. Aber er erklärte es für ganz und gar unstatthaft, in unausgegohrenen Knabenköpfen Vorstellungen zu erzeugen, die dem gröbsten Egoismus freien Spielraum eröffnen, und an die ungebildeten Massen mit Reizungen heranzutreten, deren Folgen so leicht das friedliche Zusammenleben im mehrsprachigen Gemeinwesen zerstören können. In dieser seiner Auffassung der Nationalitätsidee wurde er

*) Siehe Emanuel Geibel: „Juniuslieder“ (13. Auflage, Stuttgart, Cotta'scher Verlag, 1861) pag. 202.

auch amtlich durch den erlassmäßig-ausgedrückten Willen des Grafen Thun bestärkt, der bei aller Hinneigung zum Slavismus die deutsche Sprache, wie schon in früheren Capiteln dargethan wurde, als das in jeder Beziehung geeignetste Mittel, die verschiedenen Volksstämme als Glieder des Staates innig zu verbinden, in der Absicht begünstigte, um den hie und da aufzuckenden Raçenhass durch Erleichterung des geistigen und materiellen Verkehres in das Gegentheil zu verwandeln.

Weit schärfer urtheilte Wilhelm über die Convertiten, deren das Krakauer Verwaltungsgebiet im Verhältnis zur Zahl der Gymnasien mehr aufzuweisen hatte, als jedes andere Kronland. Wodurch wurde aber diese geringere Nachsicht bedingt? Es hieße den Charakter Wilhelm's geradezu verdächtigen, wollte man sein Denken und Fühlen von subjectiver Abneigung gegen diejenigen, welche dem Glaubensbekenntnisse ihrer Väter untreu wurden, beeinflusst annehmen. Dazu war er viel zu human, viel zu vorurtheilsfrei, viel zu bedachtsam. Wohl widerte ihn jeder Glaubenswechsel an, der aus niedrigen Antrieben entsprang; allein solchem Widerwillen räumte er nicht die mindeste Macht über sein amtliches Gebaren ein. In Bezug auf dieses galt ihm vielmehr die strengste Objectivität als Gesetz und Pflicht. Verstimmt wurde er — und das war eben in seiner sachlichen Auffassung des Dienstes gegründet — nur deshalb, weil alle in Westgalizien angestellten Proselyten als Nichtösterreicher theils durch ihr Benehmen, theils durch ihre zweckwidrige Lehrthätigkeit bei den Einheimischen die abfälligste Kritik hervorriefen, dadurch aber das Wirken der Schule überhaupt beeinträchtigten und dem Minister den allerdings nicht bedingungslos gerechtfertigten Vorwurf zuzogen, dass er die, wie man voraussetzte, nichts weniger als aus religiöser Überzeugung in den Schoß der katholischen Kirche geflüchteten Protestanten maßlos begünstigte. „Solche Subjecte", hieß es allgemein, „wären ohne Mühe auch hierzuland auffindbar gewesen; wozu also in die Ferne schweifen? Liegt das Schlechte doch so nah"! Kein Zweifel, Graf Leo Thun, hegte eine besondere Vorliebe für Ausländer und berief in der ersten Zeit der Durchführung des Reorganisationswerkes eine immerhin ganz stattliche Zahl junger Männer aus Deutschland an österreichische Gymnasien, hatte aber, da er sich auf das empfehlende Fürwort angesehener Persönlichkeiten verließ, die ungenau unterrichtet waren,

mitunter das Unglück, gerade hinsichtlich der Bekehrten in bedauerlicher Weise fehlzugreifen. Wilhelm stellt den vier Glaubensüberläufern, die in seinem Inspectionsbezirke sich niedergelassen hatten, ein nicht eben besonders rühmliches Zeugnis aus. Der eine wird als übermäßig erregbar und ungemein taktlos, der andere als ein unverbesserlicher Trunkenbold, der dritte als ein ziemlich kenntnisarmer Dünkling geschildert, welcher sich damit brüstete, des Wissens Licht in das finstere Österreich gebracht zu haben. Der merkwürdigste war aber ein gewesener Pastor. Interessant ist die Art, wie man diesen Musterlehrer nach Galizien gesprengt hatte. Wilhelm erzähle selbst: „Im Frühjahre 1856 visitierte ich die Gymnasien in Teschen. Einmal nachts klopfte es in vorgerücktester Stunde so heftig an die Thür meines Zimmers, dass ich aus dem Schlafe auffuhr. Ich vermuthete, ein verspäteter Gast habe seine Stube verfehlt, und drehte mich auf die andere Seite; aber kaum hatte ich die Augen geschlossen, als das Pochen mit verdoppeltem Ungestüm sich erneuerte und nicht mehr nachließ. „Wer ist's"! rief ich endlich. „Ein Brief", war die Antwort. „Morgen früh!" erwiderte ich barsch. „Muss gleich!" lärmte der Ruhestörer. Ich stieg verdrießlich aus dem Bette, zündete die Kerze an und öffnete die Thür. Man übergab mir eine Depesche vom Grafen Clam-Martinitz folgenden Inhalts: ‚Ich ersuche um telegraphische Mittheilung, ob und wo ein Supplent für Philologie, welcher der polnischen Sprache mächtig ist, noch im laufenden Schuljahre Verwendung finden kann'. Ein gleichlautendes Telegramm war von dem Minister an den Landespräsidenten abgeschickt worden. Ich hieß den Boten nach einer Stunde wiederkommen, durchsah meine Vormerkungen und ließ um zwei Uhr morgens die Antwort abgehen. Als ich etwa acht Tage später nach Krakau zurückgekehrt war, hörte ich, dass der Schützling des Grafen Thun, ein unansehnliches Männlein, das sich im Gespräche nicht sonderlich empfohlen habe, bereits an der von mir bezeichneten Anstalt wirke. Gern gestehe ich, dass ich in ihm einen sehr eifrigen Lehrer fand, der die Schüler im Lateinischen gut übte; aber er verstand sehr wenig polnisch, und sein Eifer artete dahin aus, dass er den Knaben allerlei Sprüche zum Auswendiglernen und unnütze Zusätze, die oft sogar nicht richtig waren, zu den Lectionen dictierte. Dieser Eigenthümlichkeit, welche den geregelten Fortgang hemmte, konnte er sich ungeachtet wieder-

holter Belehrungen, Ermahnungen und Rügen nie ganz entschlagen. „Bei uns in Preußen macht man's so". Das war die stereotype Formel, womit er, sooft ihm der Director den Rückfall in die alte Gewohnheit verübelte, sein Vorgehen zu rechtfertigen suchte. Weit bedenklicher jedoch, weil sein Ansehen beim Publicum und bei der Jugend arg-schädigend, war seine durch unaufhörliche Geldverlegenheiten bedingte Andringlichkeit, um größere Summen geschenkt, und selbst schmählich-kleine Beträge, wie er vorgab, geborgt zu erhalten. Ja er scheute sich nicht, gegen den Ferienschluss wohlhabende Eltern seiner Schüler auf deren Besitzungen zu besuchen und nach einer einleitenden Belobung der Söhne mit der immer gleichen Pumpphrase anzufallen: „Ich bin weit hergekommen, habe große Auslagen gehabt, möchten Sie mir nicht zweihundert Gulden leihen"? Peinlich verlegen schenkten ihm die Angegriffenen um ihrer Kinder willen vierzig, fünfzig, auch sechzig Gulden. Aber noch nicht genug! Er blieb sogar an einem seiner Amtsorte, um nicht davon zu reden, dass er bei Bäcker und Fleischer, bei Schneider und Schuster nie vom Kerbholze verschwand, für die ganze Zeit, während welcher er daselbst gewohnt hatte, den Mietzins schuldig, ohne denselben auch späterhin zu zahlen. Unter solchen Umständen war an die Ablegung der Lehramtsprüfung kaum zu denken; denn es fehlte ihm ja die nöthige Gemüthsruhe und Sammlung des Geistes. Als er sich endlich denn doch zu dem schweren Gange entschloss, scheiterte seine Hoffnung schon an den Hausarbeiten. Er schrieb die Schuld des Misslingens dem Mangel an Vorbereitungsbehelfen zu und betrieb unter Berufung auf dieses Fortbildungshindernis seine Versetzung nach einer Universitätsstadt. Schließlich hatte sein unaufhörliches Drängen doch Erfolg; bald aber war er durch seine nach mehrerlei Richtungen tadelnswerte Haltung auch an diesem mühsam-errungenen Bestimmungsorte missliebig geworden. Endlich für das Untergymnasium befähigt, übersiedelte er, anderswohin versetzt, mit Weib und Kindern aufs neue; aber er zog nicht mehr rüstig, sondern halbgebrochen seiner Straßen, und niemand gab ihm das Geleit, weil man fürchtete, noch im letzten Augenblicke von ihm um Geld angewinselt zu werden. Auch fürderhin gewann der Ärmste nirgends festen Boden. Er wanderte von Station zu Station, nicht aus eigenem Antriebe, um sich seine Lage zu verbessern, sondern durch die garstigen Folgen seines Familienelendes bald südwärts,

bald nordwärts gejagt, bis er ganz versunken war". Vergessen aber hatte Wilhelm das kleine Männchen nicht, denn es lebt ihm als verkörperte Grundsatzlosigkeit und Wankelmüthigkeit noch heute im Gedächtnisse fort. Wäre der Verlorene doch lieber, wenn auch in noch so beschränkten Verhältnissen, ein berufsgetreuer evangelischer Pastor geblieben, statt als moralisch-haltloser katholischer Gymnasiallehrer zu verderben! Segnender Dank der sorglich-gehüteten Pfarrgemeinde würde dem gesinnungsstarken Seelenhirten einen bescheidenen Friedensherd gebaut haben, während seine „Schüler, weil er sie von Jahr zu Jahr immer mehr vernachlässigt hatte, ihm, dem charakterschwachen Glaubensverleugner ein wenig-ehrendes Andenken bewahren".

Man wird rückhaltslos zugeben, daſs Personalien, wie die eben geschilderten, einem Manne, dessen Herz an dem Wohl und Wehe Anderer warmen und thätigen Antheil nahm, viele bittere Amtsstunden bereiten muſsten. Wäre Wilhelm nicht ein so seltenes Muster von Ruhe in seinem ganzen Thun und von Zähigkeit im Verfolgen des ihm gesteckten Zieles gewesen, so würde es auch ihm nicht gelungen sein, ohne Zersplitterung der eigenen Kraft und ohne Lähmung des strebsameren Theiles der Lehrerschaft selbst die Widerhaarigsten unter das Gesetz zu beugen. Für ihn stand aber, damit ich Gesagtes wiederhole, in erster Linie die Sache und der Zweck, in zweiter Linie die Person und das Mittel, so daſs eine Förderung dieser, bei Licht besehen, immer nur als eine Förderung jener erkannt werden muſste. Ein solches Auseinanderhalten und Wiederzusammenfassen erschien ihm vom Standpunkte der vertheilenden Gerechtigkeit als eine conditio sine qua non; denn da „Eins in dem Andern wirkt und lebt", so darf auch — das galt ihm als oberste Regel — im Interesse des Ganzen das Eine ohne Rücksicht auf das Andere nicht ausschließlich begünstigt, aber auch nicht unbillig hintangesetzt werden. Dieser Maxime folgend, sah er daher bei seinen Visitationen jedem entdeckten Übel auf den Grund, und sorgte er, sobald dieser erforscht war, für entsprechende Abhilfe mit derselben Gewissenhaftigkeit, die er auch im Würdigen des Guten, wo immer er ein solches wahrnahm, an den Tag legte. Und in der That, es gab der Schäden genug, die geheilt werden muſsten, wenn die seiner Überwachung zugewiesenen Schulen eine gedeihlichere Wirksamkeit entfalten sollten. Fand er doch sogar — der Leser wird vielleicht staunen — eine Anstalt, welche

mit lauter Supplenten besetzt und von einem provisorischen Director geleitet war, der bloß die gesetzliche Befähigung für Naturgeschichte am Unter-Gymnasium hatte und zugleich den Religionsunterricht ertheilte. An einer anderen Schule waren die obersten Classen fast ganz verödet, weil die Lehrer, und unter diesen insbesondere ein aus Posen ‚berufener‘, allen Ruhm darein setzten, der Schülerschaft durch grausam-strenge Classification den Fortgang in den Studien zu erschweren und das Fortgehen von der Anstalt zu erleichtern. Nicht Unfleiß der Lernenden, sondern das unmethodische Verfahren beim Unterrichte, verbunden mit einer entmuthigenden Behandlung der Jugend, war schuld an den Misserfolgen, und es kostete Wilhelm sehr viel Mühe, um eine Wendung zum Besseren herbeizuführen, zumal da hier ebenso, wie anderwärts, die bereits im allgemeinen besprochenen didaktischen Unstatthaftigkeiten das Ihrige zu den Qualen der Schüler und zu den Kümmernissen der Eltern beitrugen.

Auch in materieller Hinsicht, insofern es sich nämlich um die Geldmittel zur Vervollständigung einzelner Gymnasien handelte, gab es Arbeit über Arbeit. Die Stadt Rzeszow hatte im Jahre 1851, wahrscheinlich weil man ihrem Oberhaupte eingeredet hatte, dass die neue Organisation undurchführbar sei, wenig Neigung gezeigt, ihr sechsclassiges Gymnasium zu einem achtclassigen zu erweitern. Später war in der Bürgerschaft das Bedürfnis nach höherer Bildung zwar auch nicht lebhafter geworden; nachgerade merkte man aber — und das wurde der Gemeindevertretung unbequem — eine Abnahme der ‚Studenten‘, die, verglichen mit der wachsenden Frequenz der vollständigen Gymnasien an anderen Orten, umso empfindlicher war, als sie nicht bloß für einzelne Familien, sondern selbst für die Gesammtheit mancherlei Nachtheile zur Folge hatte. Jetzt scheute man freilich keine Anstrengung; jetzt wurde freilich massenhaft geschrieben, endlos petitioniert, und auch Wilhelm setzte sich als entschiedener Anwalt für das Interesse der Commune wärmstens ein, indem er es nicht an eindringlichen Vorstellungen fehlen ließ, um die schwebende Angelegenheit zu einem zwar nicht ganz befriedigenden, aber doch hoffnungweckenden Austrag zu bringen. Endlich verwirklichte sich sein Wunsch, und die Rzeszower errangen, was sie acht Jahre zuvor leichteren Kaufes hätten erreichen können, nach Aufbietung aller ihrer Kräfte dadurch, dass sie sich zu einer Beitragsleistung verstanden,

welche die erste Forderung des Ministeriums nahezu um das Vierfache überstieg. Gleichwohl herrschte vielleicht gerade darum, weil der Mensch am meisten schätzt, wofür er sich die meisten Opfer auferlegen muss, helle Festesfreude, als im Schuljahre 1858—59 die siebente Classe eröffnet wurde, und im nächstfolgenden Jahre die erste Reife-prüfung einen günstigen Verlauf genommen hatte. Nicht so glücklich war Wilhelm in Bezug auf Neu-Sandec, und das that ihm weh. Wurde er doch in dieser Stadt, woselbst ihm das Köstlichste, was ein echter Mensch und ein rechter Mann begehren kann, gegeben worden war, und in dem malerischen Umkreise derselben durch jedes Haus, durch jeden Berg, durch jeden Thalgrund an die Lenzestage seines ehelichen Glückes mit so wohlthuender Macht erinnert, dass ihm, als ob er gar nicht gealtert wäre, die Welt blühte und glühte, wie vor achtundzwanzig Jahren. Aber gerade deshalb schmerzte es ihn doppelt, dass er für Neu-Sandec nicht erwirken konnte, was ihm für Rzeszow gelungen war, obschon es sich nach den eingehendsten Erhebungen unwiderleglich erwiesen hatte, dass die Ergänzung auch dieses Gymnasiums eine unabweisbare Nothwendigkeit sei. Die Communalvertretung hatte eben den richtigen Zeitpunkt verpasst und auch weiterhin die geeignetsten Augenblicke vorbeifliegen lassen, ohne sie zu benutzen. Das rächte sich jetzt zum Leidwesen Wilhelm's; denn die sturmverkündenden Wetterwolken, welche aus Italien und Frankreich heraufzogen und den politischen Horizont verfinsterten, ließen voraussehen, dass die Geldkräfte des Staates auf Jahre hinaus anderen Zwecken, als jenen der classischen Jugendbildung würden dienen müssen. Die bevorstehenden Wandlungen der Politik still in sich selbst erwägend, vertröstete Wilhelm die aus seiner Sandecer Professorsvergangenheit noch übriggebliebenen Freunde, sooft sie mit ihren Bitten an ihn herankamen, auf spätere Tage, da nach der Lage der Dinge zunächst nichts zu erwarten war. „Ihr habet noch wenig für eueren Vortheil gelernt“, fügte er hinzu, „lernet daher wenigstens jetzt für die Zukunft erkennen, dass alles Gute nur „keimt in der Minute Drang“; denn glaubet mir: groß ist der Augenblick im Leben draußen, wie in dem eigenen Thun, und achten und ergreifen und festhalten muss der Mensch, so viel von Gunst ihm die Stunde schenken mag. Unter den gegenwärtigen Umständen werden freilich euere Schritte umsonst, und meine Bemühungen vergeblich sein; darum aber nicht verzagt. Habet nur wachsame Augen und offene

Ohren, damit euch nicht wieder die Gelegenheit, ehvor ihr nach ihr langet, entschwinde, vielleicht auf immer entschwinde". Diese Worte wurden nicht vergessen, und heute erfreut sich Neu-Sandec, weil seine Bürger sehen und hören gelernt hatten, einer achtclassigen Anstalt, deren Schülerzahl bis zu 558 gestiegen ist.*) Seit 1860 hatte sich eben gar vieles anders gestaltet; bis dahin aber war die Zeit von 1855 an, namentlich in ihrer zweiten Hälfte, der Förderung cultureller Zwecke verhältnismäßig-weniger günstig gewesen, und man konnte höchlich zufrieden sein, als zu den bisherigen Mittelschulen noch ein Unter-Gymnasium mit vorwiegend-deutscher Unterrichtssprache hinzukam, das zufolge der A. H. Entschließung vom 2. September 1857 in Krakau errichtet wurde. Seit dem Anbruche der constitutionellen Ära gibt es jedoch nur mehr ein einziges Unter-Gymnasium (Bochnia) in dem ehemaligen westgalizischen Verwaltungsgebiete, ist aber auch zu den unmittelbar vor dem Abgange Wilhelm's vorhandenen sechs Gymnasien, sowie zu der mit dem technischen Institute in Krakau verbundenen Oberrealschule keine neue Anstalt hinzugewachsen.

Es liegt nicht in der Aufgabe dieser Schrift, Österreichs politischen Umstaltungsprocess, wie er, vom Jahre 1849 angefangen, bald beschleunigt, bald wieder verzögert, im ganzen aber unaufhaltsam sich vollzog, in seinen einzelnen Phasen zu schildern. Nur insoferne die Schule überhaupt und die Wirksamkeit des Pädagogen Wilhelm insbesondere, sei es in förderlicher, sei es in hemmender Weise, durch die Ereignisse jener Periode mitbeeinflusst wurde, kann darüber nicht achtungslos hinweggegangen werden. Eine solche Phase, welche den oberflächlich urtheilenden Bevölkerungskreisen als eine lediglich administrative Maßregel und daher von geringem Belange, dem Inspector Wilhelm aber und jedem weiterblickenden Patrioten nicht unbedenklich vorkam, war die am 31. August 1860 erfolgte Auflösung der Krakauer Landesregierung und die hiedurch bedingte Einfügung des bislang als selbständige Provinz behandelten Großherzogthums in das „Königreich Galizien und Lodomerien". Dieser Verschmelzungsact, ein Werk des Grafen Agenor Gołuchowski, war, genau betrachtet, der erste Riss in den Bach'schen Centralismus, welcher sich durch seine absolutistische Willkür und durch

*) Vgl. J. E. Dassenbacher's „Schematismus der österreichischen Mittelschulen ꝛc." für das Jahr 1883, pag. 185.

unausgesetzte Schädigungen des staatlichen Ansehens um allen und jeden Credit gebracht hatte. Wo man hinhorchte, überall vernahm man ein unheimliches Gähren; denn dieser starre und harte Centralismus widerstrebte den Deutschösterreichern und fand an den Czechen Gegner, an den Croaten und Serben keine Freunde, an den Polen Missvergnügte, an den Italienern und Magyaren die erbittertsten stillen Widersacher, so dass durch solche tief- und weitreichende Verstimmung einerseits der russisch-panslavistischen Propaganda, andererseits der ungarischen Emigration und der italienischen Partei, welche das ‚Italia farà da se' auf ihre Fahnen schrieb, der breiteste Spielraum geboten ward, infolge dessen aber auch die Hoffnungen der äußeren Feinde Österreichs erhöht wurden *).

Die Unterordnung Krakaus unter die Lemberger Statthalterei war jedoch nur ein mattes Vorspiel dessen, was kurz darauf Graf Gołuchowski, der offenkundige Vater des Octoberdiploms und vertraute Parteigenosse des Grafen Heinrich Clam-Martinitz, geplant hatte und bloß darum nicht zu verwirklichen vermochte, weil die Hindernisse, welche ihm die damalige antifeudalistische Zeitströmung entgegentrieb, noch nicht hinweggeräumt werden konnten. Der spaltende Keil war aber in das Staatsgefüge ein- für allemal hineingerammt und ließ sich auch durch das volksthümlichere Februarpatent von 1861 nicht mehr beseitigen; denn die Landtage, in welche Minister Gołuchowski das Schwergewicht aller politischen Thätigkeit hatte verlegt wissen wollen, blieben, wenn auch anders und künstlicher zusammengesetzt, die Hoffnungsanker für alle diejenigen, denen das Landrecht über das Reichsrecht gieng. Die einmal ausgegebene Losung lautete: „Decentralisation" und weckte, weil sie die Möglichkeit verschiedenartiger Deutung nicht ausschloss, im Süden ebenso, wie im Norden der Monarchie provinzielle und nationale Sonderstellungsgelüste, die nicht mehr zum Schweigen gebracht werden konnten, wohl aber von Jahr zu Jahr heftiger nach Befriedigung verlangten.

Wilhelm hatte es seinerzeit in Galizien miterlebt, wie dieser gefährliche Geist auch in die Unterrichtsstätten getragen wurde,

---

*) Vgl. Dr. Franz Krones: „Handbuch der Geschichte Österreichs" (1879) IV, pag. 649 f.

weil die Malcontenten, durch die Ungunst des Augenblicks zur Selbstbezähmung genöthigt, von dem öffentlichen Schauplatze sich wegschlichen und es vorzogen, der von ihnen geträumten Zukunft mittelst der Schule vorzuarbeiten. Er sah, was später in immer deutlicheren Umrissen zur Erscheinung kam, bekümmerten Herzens voraus. Nicht das Betonen einer rückhaltslosen Berücksichtigung der verschiedenen Landessprachen in Schule und Amt erschien ihm bedenklich; denn in dieser Beziehung sah er vor sich ein unveräußerliches Volksrecht, welches, wie er aus dem Gange der Weltgeschichte folgerte, keine Regierung ungestraft unterdrücken könne. Ihm dünkte vielmehr nur das gefahrerzeugend, was nach Gołuchowski's Rücktritt, allerdings ohne deutlich ausgesprochen zu sein, auch in die Verfassungsurkunde vom 26. Februar 1861 Eingang fand und den triebfähigen Keim all' der staatsrechtlichen Wirren bildete, die Österreichs auswärtigen Feinden seit jeher als willkommene Angriffspunkte dienten und den Bürger bis auf den heutigen Tag nicht zur Ruhe kommen lassen. Und diese seine Voraussicht wurde auch fünf Jahre später durch die Sistierung des Reichsrathes bestätigt, welche Maßregel nicht nur von ihm, sondern auch von jedem anderen vaterlandsliebenden Ehrenmanne trotz ihres auf die Stiftung des inneren Friedens abzielenden und eben darum, namentlich im Hinblick auf Ungarn, nicht schlankweg zu verurtheilenden Grundgedankens als ein Triumph der Verfechter des Princips der „historisch-politischen Individualitäten" und als ein bedenklicher Gewinn der feudal-nationalen Opposition beklagt wurde, weil sie an dem theresianisch-josefinischen Charakter Österreichs rüttelte und keinerlei Bürgschaft für eine dauerverheißende Wiedergeburt des Staates bot.

Wilhelm's Standpunkt war ein fester, als Graf Gołuchowski ans Ruder kam, und blieb ein fester während aller Wandlungen, die nach Gołuchowski das Vaterland erfuhr. Immer hielt er es für unwürdig seiner Stellung, sich irgendeiner Partei, mochte sie dieses oder jenes Ziel verfolgen, als blindes Werkzeug hinzugeben; immer regelte er als Schulmann sein Thun nach dem Goethe'schen Worte: „Der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist, der vermehrt das Übel und breitet es weiter und weiter"; immer bedauerte er es, wenn ein Lehrer dadurch, dass er auf den politischen Kampfplatz hinabstieg, seiner erziehlichen

Wirksamkeit schadete, und zwar umsomehr schadete, je rücksichtsloser die durch ihre Kinder in der Schule vertretenen Parteien im öffentlichen Leben wider einander anstürmten. Ja, Wilhelm's Standpunkt blieb, auch wenn alles um ihn wankte, unverrückbar fest, denn es war der Standpunkt des gesammtösterreichischen Bewusstseins. Von diesem Standpunkte allein sollten auch, das war für ihn zum Axiom geworden, Lehrer und Schüler ausgehen, weil nur von da die Wege zu dem Machtmittelpunkte führen, der in der Dynastie und deren gekröntem Oberhaupte verkörpert erscheint. Gab er dieser seiner Anschauung, sooft er sich dazu von amtswegen veranlasst fühlte, schon in Galizien offen und unumwunden Ausdruck, so ließ sich mit Sicherheit erwarten, dass er in einem anderen Kronlande nicht anders denken werde. Wer da glaubte, er werde, um bildlich zu sprechen, ein Seil auch dann noch für ein Seil ansehen, wenn es bereits in die Fäden zerfasert worden ist, aus denen es gedreht war, der kannte Wilhelm's Charakter sehr schlecht. Dass er sich aber nicht darnach sehnte, von Krakau nach Lemberg geschickt zu werden, ist aus Gründen, die ich füglich unerörtert lassen kann, sehr begreiflich. War er doch nicht nur über das, was in Aussicht stand, sondern auch mit sich selbst im klaren. Was Wunder, wenn er nicht ohne eine Anwandlung von Freude am 28. October 1860 das Decret empfieng, durch welches ihm die Inspection der Mittelschulen in Mähren und Schlesien übertragen, und Brünn als Amtssitz angewiesen wurde! Freilich, was er über das Land vernommen hatte, wohin er übersiedeln musste, machte ihn wohl auch nachdenklich. Mit dem Unterrichtswesen stand es dort nicht um vieles besser, als in Westgalizien, und in Betreff des nationalen Momentes waren die aufrührenden Kräfte ebenso in Bewegung, wie überall, wo sprachlich-verschiedene Elemente sich aneinander rieben. Am wenigsten Vertrauen brachte er, und daran waren seine trüben Erfahrungen schuld, der sogenannten Intelligenz entgegen; diese hatte überall, mochte er ihr in welchem Parteilager immer begegnet sein, aus der Geschichte nichts gelernt, als höchstens, wie man Geschichte — national dociert. Dass sie in Mähren kaum anders sein werde, davon war er, auch wenn man es ihm nicht brieflich mitgetheilt hätte, von vornherein überzeugt. Kannte er doch die Menschen und ihre allerorts gleiche Art, im gegenwärtigen Genusse das Ungemach

zu vergessen, welches frühere Genüsse ihnen bereitet haben, und nicht vorzubedenken, was alles noch über sie hereinbrechen könne. Und hatte er nicht oft genug erfahren, wie nichts bleibend ist hienieden, wie selbst das mühsamst=errungene und kostbarste Erdengut dem Kruge gleicht, der, mag auch noch so lang an ihm geformt worden sein, ehe man sich's versieht, anstößt und in Scherben liegt?

Derlei Gedanken beschäftigten ihn, als er am 29. October, dem letzten Tage seines Wirkens in Krakau, die Kosciuszko=Höhe hinanstieg. Und diese Gedanken, sie gewannen Leib und Leben, als er, oben angelangt, um sich blickte. Vor ihm auf dem Berge Wawel der gewaltige Bau des alten Königsschlosses, in dem kein König mehr thronte, — unter ihm die bisweilen grabesstille Weichsel=stadt mit ihren Kuppeln und Thürmen, diesen stummen und doch so beredten Zeugen dahingesunkener Glanztage, — in dämmeriger Ferne die zwei heidnischen Grabhügel Krakus', des angeblichen Gründers der Stadt, und seiner Tochter Wanda, von denen herüber das Geflüster der Mythe, klagend über die Hinfälligkeit auch des Größten auf dieser Welt, an sein Ohr zu dringen schien, — rings um den aus rothem Backstein aufgeführten Befestigungsgürtel und weiter hinaus eine mit tausend Reizen geschmückte Natur, welche aber, vom Herbsthauche tödtlich angeweht, in raschem Welken begriffen war! Und eine so tiefe Stille lag um ihn ausgebreitet, dass er all' die trüben Vorstellungen in seiner Seele wandeln zu hören glaubte. Da rührte es sich in dem Blättergewirr über seinem Haupte, und ihm war's „als müsse Virgil, der Hohe, hervorschreiten, um ihn durch Hölle und Paradies ans Ziel zu führen", das Gottes Rathschluss ihm gesteckt hatte. Ja, dem Ziele will ich, soweit meine schwache Kraft reicht, rast= und hastlos zustreben. Mit diesem Gedanken trat er den Rückweg an. Die Vergangenheit war belehrend an ihm vorüber=gezogen und hatte ihm die Bahn gewiesen, auf welcher er auch fürderhin wandeln sollte, um des Segens, den ihm das Vaterland bereits so reichlich gespendet hatte, nicht verlustig zu werden. Je=mehr er sich aber der Stadt näherte, destomehr wurde er sich auch dessen bewusst, was die Gegenwart, diese immer= und immerdar hoffnungsvolle Mutter kommender Zeiten, forderte. Als er die Thür zu seinem traulichen Heim öffnete, war die Gattin verwundert über den Verklärungsschimmer, der sein Antlitz verschönte. „Wie Du nur

strahlst! Fast glaub' ich, vor mir stehe der Himmlischen einer"! Also redete sie, selig lächelnd, den Eintretenden an. „„Ein Himmlischer bin ich zwar nicht, doch dass ich strahle, wie Du sagst, kann schon sein, denn ich habe mit Geistern verkehrt"", antwortete Wilhelm heitersten Tones, und nun schilderte er, wie er von ihrem Geburtslande Abschied genommen hatte. Am anderen Tage schon reiste er nach Brünn, woselbst er noch eine geraume Zeit an dem Baue der Zukunft zielsicher und wirksam mitbauen sollte.

Galizien sah er nie mehr wieder!

Achtzehntes Buch.

Auf der letzten Station.

Fünfunddreißig Jahre waren verronnen, seitdem Wilhelm als dreiundzwanzigjähriger Grammaticallehrer den Boden der mährischen Hauptstadt auf seiner Reise nach Neu-Sandec zum erstenmal, allerdings nur flüchtig, betreten hatte. Damals konnte er gar nicht ahnen, dass er der folgenden Generation zum Segen ein Decennium hindurch in Brünn wirken werde, um dann südwärts zu ziehen und in der grünen Steiermark körperlich auszuruhen von den Anstrengungen einer siebenundvierzigjährigen Berufsarbeit.*) Diese längst dahingeschwun-

*) Nur körperlich! Denn geistig war und blieb er noch schaffenslustig bis in sein einundachtzigstes Lebensjahr. Den sprechendsten Beweis liefern außer seinem überaus lehrreichen Tagebuche zahlreiche Abhandlungen pädagogisch-didaktischen Inhalts in Journalen und Fachzeitschriften, sowie die im Jahre 1880 erschienene zweite „verbesserte und vermehrte Auflage“ seiner „Praktischen Pädagogik der Mittelschulen, insbesondere der Gymnasien“. Von der Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Studien, sowie von seiner regen Theilnahme an den von der Tagespresse erörterten Ereignissen, wie sie sich in der ganzen civilisierten Welt, namentlich aber in seinem Vaterlande Österreich zutrugen, kann ich, als von etwas Selbstverständlichem, schweigen.

denen Tage voll unbestimmter Hoffnungen leuchteten ihm aus der ersten Hälfte seiner dritten Lebensdekade in der Erinnerung noch immer so hell entgegen, als wären sie niemals erloschen. Darum zog es ihn auch gleich am ersten Abende, nachdem er sich, bis eine passende Wohnung gefunden war, in dem Hôtel ‚zum schwarzen Bären‘ nächst der Statthalterei einlogiert hatte, nach dem Gasthofe ‚zu den drei Fürsten‘, woselbst er im Jahre 1824 auf seiner Durchreise abgestiegen war. Hier jedoch ergieng es ihm fast, wie dem sagenhaften Cretenser Epimenides, der die Welt nicht mehr erkannte, als er nach sechsundfünfzig unfreiwillig-verschlafenen Jahren wieder erwachte. Lauter fremde Gesichter kamen Wilhelm entgegen. Es waren sonach schon sieben Lustra imstande gewesen, nicht nur einzelne Personen, sondern ganze Geschlechter von der Erdoberfläche hinwegzufegen. Von ungefähr fiel sein Blick auf den Wandspiegel des Speisesaales. Er stutzte; denn auch er war, ohne es bisher gemerkt zu haben, ein anderer geworden, und bereits jener Höhe des Daseins nahegerückt, von welcher der Mensch sinnend und ruhigen Auges in die flutende Zeit hinausschaut und Vergangenes und Künftiges still im Geiste erwägt. Nur das, was aus Stein und Mörtel zusammengesetzt war, hatte seine Physiognomie entweder gar nicht, oder nur wenig verändert. Noch immer war die innere Stadt in Basteien eingezwängt, die freilich an vielen Stellen schon abzubröckeln begannen und jedesmal erbebten, wenn auf der nahen Eisenbahn, von der man im Jahre 1824 nicht einmal geträumt hatte, die Dampfkraft polternde Wagenreihen vorüberschleppte. Noch immer ragte kahl und drohend, wie ein massiges Memento mori, die durch den Panduren-Obersten Freiherrn von der Trenck und durch den italienischen Dichter Grafen Sylvio Pellico denkwürdig gewordene Citadelle*) auf dem heute parkartig bepflanzten Spielberge über den westlichen Häuserfronten empor.

Wilhelm's Lage ließ sich, als er von Wien, wohin er in Familienangelegenheiten hatte reisen müssen, ins Amt zurückgekehrt war, überaus peinlich an. Fürs erste nahmen die neuen Verhältnisse seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und dann kamen von Krakau fort und fort traurige Nachrichten, so dass er jeden Brief seiner Gattin nicht anders als mit Zittern eröffnete. Die ersten drei Monate

*) In diesem ehemaligen Staatsgefängnisse starb Trenck im Jahre 1749, und siechte Sylvio Pellico während der acht Jahre seiner Kerkerhaft (1822—1830) an Körper und Geist elendiglich dahin.

schlichen ihm trägen Fußes dahin. Nicht dass es ihm an Arbeit gefehlt hätte. Deren hatte er über- und übergenug. Denn nicht bloß das Referat über die erziehlich-didaktischen Angelegenheiten und über sämmtliche rein-administrative Gegenstände der Mittelschulen hatte er zu besorgen; auch alle Geschäftsstücke, welche das technische Institut in Brünn und die medicinisch-chirurgische Lehranstalt, sowie die theologische Facultät und die Studienbibliothek in Olmütz betrafen, waren ihm zugetheilt worden, so dass er Tag für Tag bis tief in die Nacht hinein mit dem Studium ganzer Stöße von Voracten sich abmühen musste, um jeden ihm unterkommenden Fall einer sachgemäßen und zweckdienlichen Erledigung zuzuführen. Welches Maß von Selbstüberwindung ein solches Arbeiten erheischte, wird der Leser sofort zu beurtheilen vermögen, wenn ich ihm eröffne, dass Wilhelm's Tochter, Alberta, in Krakau schwer erkrankt darniederlag, und seine ohnehin zart-organisierte Gattin, voll Hingebung an ihre Mutterpflicht, sich selbst vergaß und nicht bloß die kaum fühlbaren Pulsschläge des einzigen Kindes ängstlich zählte und wieder zählte, sondern auch noch zwei Enkelchen zu hüten und zu pflegen hatte. Wohl waren ihre Briefe an den ‚lieben Mann' ungemein vorsichtig gehalten; zwischen den Zeilen las er aber doch das schwer-verschwiegene, namenlose Weh des Mutterherzens, und fühlte gleich der fernen Dulderin auch er die Wahrheit des Uhland'schen Wortes: „Glas ist der Erde Stolz und Glück".*) Und wenn er ihr zurückschrieb, dass sie sich fassen solle, weil dem Menschen, mag ihm auch bangen und grauen, als tobe die Hölle auf Erden, doch ein erlösender Frühling beschieden sei: so quoll diese Tröstung aus der tiefsten Tiefe seiner starken Mannesseele, und war die Art, wie er in solchen Momenten zu seinem ‚lieben Weibe' sprach, so einfach und überzeugend, dass er niemals seinen Zweck verfehlte. Freilich waren es neue schmerzentzündende Gedanken, die ihn überkamen, wenn er den Brief zur Post getragen hatte und wieder vor dem Amtspapiere saß, welches ohne Theilnahme an des Vaters Kummer und Furcht blieb. Endlich im Januar 1861 besserte sich der Zustand der Kranken; aber nur langsam schritt die Genesung fort, und erst um die Mitte des Monats Februar 1861 war der bittere Leidenskelch an der durchängstigten Mutter vorübergegangen. Nach wenigen Tagen hieng sie auch schon an der Brust des sorglichen

---

*) Vergl. L. Uhland's Ballade: „Das Glück von Edenhall".

Gatten, und dieser sog frischen Muth aus ihren milden Augen. Denn von nun ab konnte er wieder, wenn Ungemach ihm den Geist trübte und die Brust zusammenschnürte, sein Leid dem einzigen Wesen klagen, welchem er ohne Furcht vor Verrath voll und ganz sich anvertrauen konnte, weil es ihn verstand, wie niemand anderer, und ihn mehr liebte, als sich selbst. War's ein Wunder, wenn er in diesem Momente des Wiederfindens sich um dreißig Jahre jünger fühlte? Und war's ein Wunder, wenn auch sie ihm desto jünger zu werden schien, je länger er ihr ins Auge sah? Und wer weiß es denn, ob er ihr, die sammt dem Kinde durch Gottes Gnade ihm erhalten geblieben war, im Hochgefühle solcher Seelenverjüngung nicht gar das Dichterwort zugelispelt hat: „Es bleibt doch immerdar das schönste Glück die Jugend, und meiner zweiten Jugend Glück bist du, wie meiner ersten du es einst gewesen"? Dazu die Enkelkinder! Voll überschäumender Lust sprangen diese an ihm empor. Vergnügt lächelnd nahm er bald den stämmigen Paul, bald das niedliche Tonchen auf seinen Großvaterarm, bis es ihm endlich gar zu weich ums Herz wurde, so dass er sich in sein Arbeitszimmer zurückzog, um ungesehen und ungehört seine Theueren, allen voran jedoch sein ‚liebes Weib' dem Schutze des Himmels zu empfehlen.

Es war die höchste Zeit, dass Wilhelm's Vereinsamung ein Ende nahm; denn schweigsam, ja sogar verschlossen, wie er gegenüber jedem war, den er nicht bis auf den Grund erprobt hatte, bedurfte er, wie ich schon gesagt habe, einer treuen, verlässlichen Seele, der er sich mittheilen konnte, um in Stunden des Unmuths und Grams aufgerichtet zu werden. Solcher verdrießlicher Stunden wurden ihm aber, seitdem er von den Seinigen sich hatte losreißen müssen, gar viel durch verleumderische Scribler und dadurch bereitet, dass geschäftige Zungen alle die Lügen, womit jene wenig-wählerischen Werkzeuge einer voreingenommenen Partei in den Spalten gewisser Zeitungen sich breitgemacht hatten, auch in diejenigen Kreise trugen, welche derlei Journale sonst ungelesen ließen, jetzt aber gierig darnach griffen, weil einem Freunde ‚etwas am Zeuge geflickt wurde'. „Das, liebe Fanni, nennt man sowohl unten, als oben, je nachdem man's brauchen kann, die ‚öffentliche Meinung', welche respectiert werden müsse, und mancher Ehrenmann ist durch diese ‚Öffentliche' ärger geschädigt worden, als durch das Viperngift des heimlichen Denunciantenthums". Mit diesen Bemerkungen schloss er seine Erzählung

von der Art und Weise, wie man ihn, nachdem er kaum sein Bureau in der Statthalterei bezogen hatte, als ‚abgesagtesten Slavenfeind‘ verschrien, und die widerlegenden Artikel, welche aus den Federn deutscher und čechischer Schulmänner Schlesiens geflossen waren, theils verhöhnt, theils verstümmelt hatte. Und siehe da, die kluge Entgegnung, womit die feinfühlige Frau ihren entrüsteten Gatten sich selbst wiederzugeben beflissen war, indem sie ihn nicht ohne Absicht an die weit-empfindlicheren chauvinistischen Verunglimpfungen in Neu-Sandec und Tarnow erinnerte, war von wunderbarer und nicht bloß augenblicklich, sondern nachhaltig beruhigender Wirkung. Sein guter Genius schwebte ihm eben wieder zur Seite, und alles Unangenehme wurde ihm in dessen Nähe zu einer Würze, ohne welche ihm das wenige Angenehme seines Berufslebens niemals als süßer Lohn seines redlichen Wollens erschienen wäre. Den offenen Kampf mit seinen Gegnern mied er grundsätzlich, weil ihm der Dienst zu hoch stand; doch versuchte er es auch nicht, mit ihnen Einigkeit zu erhalten, denn diese geht, wie seine Gattin, als hätte sie's Goethe abgelauscht, zu sagen pflegte, immer wieder einmal in die Brüche, während hingegen eine dauernde Entzweiung mit Gleichgesinnten nicht leicht möglich ist, da man sich immer wieder einmal auf einem Punkte zusammenfindet.

Anlässlich des ersten Spazierganges, während dessen das eben erwähnte Gespräch sich abgesponnen hatte, zeigte er ihr nebst anderen Eigenthümlichkeiten der Stadt auch deren merkwürdigste Ruine: das — Gymnasium. „„In diesem stallähnlichen Gebäude, welches seit dem Jahre 1824, da ich es, allerdings nur im Fluge, zum erstenmale sah, noch erbärmlicher geworden ist, wächst Brünns frischaufblühende Jugend der Zukunft entgegen““. Also sprechend, führte Wilhelm seine Gattin in das kellerig-dumpfe Innere, wurde aber von dieser schon nach einigen Minuten gebeten, wieder hinauszugehen, weil es ihr in der kaum athembaren Luft unwohl geworden war. „Ist es nicht“, fragte sie auf dem Heimwege, „fast entehrend, die armen jungen Leute in solche gefängnisartige Räume zu pferchen“? „„Gewiss““, antwortete Wilhelm, „„aber binnen kurzem wird es anders werden; denn acht Tage nach meinem Dienstantritte ist von einer Ministerialcommission das für die Herstellung und Einrichtung des bewilligten neuen Gymnasialgebäudes Erforderliche vereinbart worden. Du kennst aber““, fügte er ergänzend hinzu, „„den bedrohlichen Zustand

des zum Niederreißen bestimmten Hauses eigentlich noch gar nicht““. Und nun schilderte er ihr die Beschaffenheit des verfallenden Baues, und wie es möglich gewesen sei, dass man nicht früher schon sich entschlossen habe, der humanistischen Bildung eine zum mindesten halbwegs-menschenwürdige Stätte zu bereiten. „„Was Du gesehen hast““, erzählte Wilhelm, „„ist noch nicht das Ärgste. Ein Theil im Hofe, den Du gar nicht betreten hast, ist bereits ein Schutthaufe, und alles Übrige, ‚schon geborsten, kann stürzen übernacht‘; der noch benützten Schulzimmer, welche des Raum- und Lichtmangels wegen nicht minder unbrauchbar sind, gibt es nur wenige, so dass die anderen Classen in dem fürstlich Kaunitz'schen Hause eingemietet werden mussten.*) Von den weiteren Unzukömmlichkeiten, welche die Anstalt zu einem für die Stadt gefährlichen Seuchenherde machen, will ich gar nicht reden. Was Dein vielleicht allzuheikles Näschen gar so widerlich gereizt hat, ist ja Ambraduft gegen die mephitischen Gerüche, welche Dir entgegendringen, je weiter Du im Innern vorschreitest. Dass aber diese unverantwortlichen Übel so lang ‚zum Himmel hinaufstanken‘, daran trug vor allem und am meisten schuld der Domherr und Unterrichtsreferent Höchsmann, dessen traurige Amtsvermächtnisse heute wohl kaum von jemand anderem, als von einem satirischen Geschichtsschreiber aus dem Fascikelstaube der Statthalterei-Registratur ans Licht gezogen werden dürften.**) Dieser harte Dunkelmann hatte es verstanden, alle, auch die unwiderleglichst-motivierten Anträge auf Errichtung eines Neubaues zu hintertreiben““. Bei diesem letzten, fast im Tone der Entrüstung gesprochenen Worte schüttelte sich die theilnehmende Frau, wie wenn ein Frostschauer ihr durch Mark und Bein gefahren wäre. Wilhelm kannte zwar das leichterregbare Wesen seiner Gattin; gleichwohl fragte er sie, ob sie sich unwohl fühle. „O nein, unwohl nicht,“ gab sie ihm zurück, „aber empört bin ich, weil ein Diener Gottes so gottvergessen wider das leibliche Wohl der Jugend sündigen konnte“. „„Ich stimme Dir bei““, lautete Wilhelm's Entgegnung, „„doch auch daran muss unsereins sich gewöhnen. Allerdings hatten wir's, was Baulichkeiten anlangt, in Sandec, Tarnow und Troppau erträglicher; aber viel schöner war's auch dort nicht. Überall findet

*) Gegenwärtig prangt an der Stelle dieses Hauses ein palastähnlicher Bau, dessen Aufführung im Jahre 1868 begonnen wurde.

**) Dieses fortschrittsfeindlichen Priesters wurde bereits im XIII. Buche: „Der Volksschulinspector“ pag. 178, sowie er's verdient hat, gedacht.

sich ein administrativer Höchsmann. Ja, liebe Fanni, die Höchsmännerei ist ein Erbübel, das man nur mildern, aber nicht vertilgen kann, weil seine Wurzeln tief hinabreichen in den finanzbureaukratischen Boden der Staatsverwaltung; das Bedauerlichste an der Sache war aber, dass der mährische Höchsmann als ein von dem vorachtundvierziger Gubernium hinterlassenes Inventarstück zu den Vertrauenspersonen des Grafen Lažansky zählte““.

Die von Wilhelm so beißend besprochene Angelegenheit würde trotz ihrer der ganzen Welt ins Auge springenden Unaufschiebbarkeit wahrscheinlich noch, wer weiß, wie lang, verschleppt worden sein, wenn nicht Graf Forgács, gleich nachdem er als Statthalter nach Brünn gekommen war, durch seine Energie der Misére gründlichst abgeholfen hätte. Was man viele, viele Jahre hindurch seitens aller Einsichtigen ohne Erfolg angestrebt hatte, wurde innerhalb der wenigen Monate seiner Amtsleitung zur fertigen Thatsache; denn kaum waren die letzten Verhandlungen durch die ministerielle Schlussentscheidung beendet, als er auch schon das in dem morschen Balken- und Mauerwerke unheimlich krachende Haus verkaufen und die Arbeiten auf dem für die neu zu bauende Anstalt bestimmten Platze ohne Verzug beginnen ließ, des weiteren aber verordnete, dass im Schuljahre 1861—1862 behufs Unterbringung der Mehrzahl der Classen in dem Gebäude des Fürsten Kaunitz zu den bereits besetzten Localitäten noch etliche Zimmer vertragsmäßig hinzugenommen, dem Reste jedoch angemessene Räumlichkeiten in der Oberrealschule und in dem technischen Institute zur Verfügung gestellt werden sollten.

Dass ich dieses statthalterlichen Wirkens auch im kleinsten so umständlich gedenke, rechtfertigt sich durch die politische Nutzanwendung, welche Wilhelm aus dieser Sorge des Grafen Forgács für die Bildung der Jugend zog. Ihm erschien, was hinsichtlich des Brünner Gymnasiums, man möchte sagen, übernacht zur Reife gediehen war, nicht an sich, sondern im Hinblicke darauf bedeutsam, dass es geeignet war, einerseits den Mann, der an die Spitze der Verwaltung Mährens berufen worden war, und andererseits die Art zu charakterisieren, wie ein Kronland am ersprießlichsten zu leiten sei. Seiner Ansicht nach — und diese Ansicht hatte er zum Theile schon unter dem Freiherrn von Kalchberg gewonnen — kann das Verdienst, dass die Wohlfahrt einer Provinz steigt, sowie die Schuld, wenn deren Administration ins Stocken geräth, weder dem Landes-

chef allein, noch den referierenden Räthen allein zugeschrieben werden. Jener wie diese nehmen Theil an dem einen nicht minder, als an der anderen, nur mit dem Unterschiede, dass von dem Statthalter freierer Überblick und Achtung vor der Wahrheit, von den untergeordneten Organen hingegen genaue Detailkenntnis und ehrliche, wohlwollende Berücksichtigung aller wirklich-vorhandenen Bedürfnisse verlangt werden muss. Jedenfalls schlimm steht es um dasjenige Land, dessen Verwaltungsoberhaupt in den Glauben an seine persönliche Unfehlbarkeit verrannt ist und von den vortragenden Departementsvorständen, weil sie um jeden Preis personæ gratæ bleiben oder einen pied à terre für ihre Zukunft gewinnen wollen, mit eidbrüchiger Unterdrückung jeder dem dienstlichen Interesse förderlicheren Überzeugung, ja sogar mit schweifwedelnder Verleugnung der offenbarsten Wahrheit in diesem schon oft verhängnisvoll gewordenen Glauben bestärkt, wenn nicht gar in geradezu verderbliche Irrthümer verstrickt wird. Selbstüberschätzung, die sich nicht belehren lässt, und Augendienerei, die, ohne zu erröthen, des eigenen Urtheiles sich entschlägt, ist aber immer ein Unglück für Regierende und Regierte gewesen. Auch in scheinbar geringfügigen Dingen, zumal wenn hiebei höhere Zwecke in Frage kommen, ist es keineswegs gleichgiltig, ob Chef und Rath ihrer Gegenseitigkeit sich vollauf bewusst sind; denn nicht selten hängt von der richtigen Erkenntnis dieser Gegenseitigkeit aller Fortschritt und die gedeihliche Entwicklung des Volkslebens ab. Darum muss ein Statthalter, eingedenk seiner schweren Verantwortlichkeit, es verstehen, seine, sowie der Referenten Aufgabe sachdienlich abzugrenzen, damit dem staatlichen Willen gemäß weder ein öffentliches, noch ein privates Interesse entgegen den bestehenden Gesetzen vernachlässigt oder gar geschädigt werde. So dachte Wilhelm immer, so denkt er auch heute noch, und weil Gedanken zollfrei sind, solang sie nicht als Worte über die Lippen hinwegschlüpfen, so war er auch in seinem Urtheile ganz unbefangen. Vor seinem Gewissen und vor seiner Gattin konnte er schon aufrichtig sein!

Den Grafen Forgács selbst hielt er, soweit er denselben in dem kurzen Amtsverkehre kennen gelernt hatte, hoch in Ehren. „Er war“, heißt es in dem Tagebuche, „Statthalter vom Wirbel bis zur Sohle und als solcher die Meinung der Referierenden nach Verdienst würdigend, für jedermann leicht zugänglich, in den Geschäften gewissenhaft und doch willfährig, in der Ausführung der sorgfältig

erwogenen Beschlüsse energisch und alles, von dessen Nothwendigkeit er überzeugt worden war, nach obenhin mit gewichtigstem Nachdrucke und unermüdlich betreibend". Ein schlagender Beweis von dieser Entschiedenheit war der durch ihn beschleunigte Gymnasialbau, dessen Dringlichkeit ihm der Statthaltereirath von Chlumetzky durch fort und fort erneuerte Vorstellungen nahegelegt, Wilhelm aber an Ort und Stelle selbst durch die erschreckende Wirklichkeit augenscheinlich dargethan hatte. Nach Prag versetzt, blieb Forgács allen, die ihm amtlich zur Seite gestanden waren, in freundlicher Erinnerung; denn nur wo der Antheil sich verliert, verliert sich auch das Gedächtnis. Ohne Berechtigung mag wohl solche dauernde Antheilnahme nicht gewesen sein, denn sonst würde Wilhelm, in welchem eine gewisse organische Ruhe mit vernünftiger Selbstbeherrschung glücklich vereinigt war, den Geist und das Gemüth des Grafen Forgács in seinen Gedenkblättern nicht mit so warmer Herzlichkeit besprechen. In der That, etwas Zarteres kann es nicht geben, als diese Tagebuchstellen, welche gerade durch die Schlichtheit des Ausdruckes jeden Zweifel an der Wahrheitsliebe desjenigen, aus dessen Feder sie geflossen sind, selbst dort ausschließen, wo sie von unverkennbar-subjectiver Neigung angehaucht scheinen. Die Dankbarkeit hat eben, zumal wenn sie nicht durch äußerliche Wohlwollensacte hervorgerufen ist, ihre eigene Sprechweise, der man sofort anmerkt, dass sie aus heiliger Tiefe emporsteigt, und welcher gegenüber man umsoweniger kühl zu bleiben vermag, je reiner das Mitgefühl daraus hervorklingt.

Auch unter dem Grafen Chorinsky und unter dessen Nachfolger Freiherrn von Poche war es Wilhelm gegönnt, viel des Guten zu wirken, wenngleich persönliche und sachliche Verhältnisse, die sich nicht durchwegs überwinden ließen, ihm allerlei Hindernisse entgegenstellten. Um aber die Fassung und mit dieser das Gleichgewicht zu verlieren, hätte er nicht der zäh-ausharrende Wilhelm und von dem Ernste der ihm auferlegten Pflicht ganz und gar durchdrungen sein müssen. Besonnenheit, Zielsicherheit, Consequenz und strenges Festhalten am Gesetze hatten ihm bisher in allen, auch in den verwickeltsten Lagen die besten Dienste geleistet und halfen ihm auch jetzt über Stock und Stein hinweg. Und dies umso rascher, als ihm die ungerechtfertigte Überlast von Geschäften im März 1863 endlich abgenommen, und seine Thätigkeit von da ab

vorschriftsgemäß auf das Mittelschulwesen in Mähren und Schlesien beschränkt wurde. Selbstverständlich freute sich Wilhelm dessen in nicht geringem Maße. Denn obwohl er eine gewandte Feder führte und vielseitig zu brauchen war, fühlte er sich doch erst jetzt wieder in seinem Elemente, und hoffte er, den Unterricht, welcher hie und da im argen lag, in verhältnismäßig-kurzer Zeit zu bessern und zu heben. Er selbst, genau und pünktlich in allem, was sein Amt heischte, ließ es nie an dem fehlen, was der Schule förderlich sein konnte, auch wenn es sich nur um Angelegenheiten materieller Natur handelte. Allerdings verursachten ihm die kleinlichen Mäkeleien, durch welche der nach Chlumetzky's Ableben bestellte Revisor der Erledigungsentwürfe die Schulräthe zu meistern liebte, manchen Verdruss; aber dagegen wusste er sich Rath, indem er maßgebendenorts durch seinen Einspruch wider derlei Unzukömmlichkeiten bewirkte, dass der Begeisterung für den zopfigen Kanzleistil andere Wege gewiesen, und die schulräthlichen Geschäftsstücke fürderhin unmittelbar an den Statthalter zur Approbation geleitet wurden.

Längerer Zeit und geduldigeren Zuwartens bedurfte es in Betreff der Schulen selbst; denn hier saß das Übel tiefer, und erschien bei gar manchem Lehrkörper eine reformatio in capite et membris dringend geboten. Insbesondere von den Directoren, deren Ansehen er mit Rücksicht auf ihre Verantwortlichkeit gegenüber den Lehrern fast ängstlich wahrte, verlangte er nebst richtiger Einsicht in den Zweck der von ihnen geleiteten Anstalten die peinlichste Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung der ihnen obliegenden Pflichten, damit nicht nur dem Staate die genaueste Beobachtung der erlassenen Gesetze und Verordnungen verbürgt, sondern auch den Eltern der Schüler die Möglichkeit, ihre berechtigten Ansprüche an die Schule zur Geltung zu bringen, gewahrt sei.*) Dass er zunächst, um die schriftliche Geschäftsführung der Directionen zu regeln, gemäß seinem Grundsatze: „Alles zu seiner Zeit, und kein Aufschub“, wie er es in Troppau und Krakau gethan hatte, auch in Brünn Fristen für die periodischen Eingaben festsetzte, darf nicht als Pedanterie aufgefasst werden. Ein Feind unnützer Vielschreiberei, weil dieselbe der Hauptaufgabe des Directors

*) Wilhelm stützte sich hiebei auf die in dem Anhang zum „Organisationsentwurfe“ pag. 200 ff. sub Nro. XV enthaltene Instruction für den Director.

die Zeit entzieht, bezweckte er durch die gedachte Verfügung nichts anderes, als die Verhütung dessen, dass durch die Nachtragung aufgeschobener Arbeiten einerseits der Unterricht Einbuße erleide, und andererseits der Erfolg jener Verrichtungen, welche mit den höheren Leitungszwecken zusammenhängen, geschwächt oder gänzlich aufgehoben werde. Bedenklicher stand es um die pädagogisch-didaktische Leitung gar mancher Schule, weil die Persönlichkeit des Vorstehers keine solche war, welcher die Lehrer als einem lebendigen Beispiele von strenger Zeitbenutzung, aufmunternder Unverdrossenheit, immer-gleicher Gelassenheit und hingebungsvollem Berufseifer hätten nachahmen können. Wilhelm äußert sich hierüber in seiner Unbefangenheit, welche die von ihm vorgefundenen Verhältnisse umso anschaulicher kennzeichnet, als er auch die hervorstechendsten Persönlichkeiten nennt, fast auf jeder Seite seines Tagebuches. Wahrscheinlich um die Gegensätze schärfer auf die Bildfläche treten zu lassen, beschränkte er sich bei diesen Skizzen nicht auf Mähren allein, sondern griff er auch nach Schlesien, ja sogar nach Westgalizien hinüber. Vorzugsweise waren es, wie ich bereits angedeutet habe, die Directoren, denen er seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Dass ich die betreffenden Charakteristiken, ohne das Wesentliche derselben auch nur im geringsten zu verändern, in allgemeinerer Fassung und mit Verschweigung jedes Namens wiedergebe, ist leicht erklärbar. Fürs erste handelt es sich ja nicht um weltbekannte Männer, deren Thaten Klio richten wird, und kommt es mir auch nicht darauf an, dem Leser Pikanterien aufzutischen, sondern will ich vielmehr eine ernste Sache, hinsichtlich welcher Namen ganz und gar belanglos sind, mit objectivem Ernste besprechen. Fürs zweite erschien mir das, was in den Capiteln: „Der Lateiner in Eger und Wien“ und: „Hochschule und Berufswahl“ unanstößig war, weil in beiden eine über sechzig Jahre hinter uns liegende Vergangenheit sich widerspiegelt, aus persönlichen Gründen desto weniger statthaft, jemehr die Erzählung in die Gegenwart vorschritt. Nur zu zeigen beabsichtige ich, was für ein Urtheil Wilhelm, der Menschenkenner, über Gymnasial- und Realschuldirectoren sich gebildet hatte, damit diejenigen, welche durch einen oder den anderen Charakterzug sich getroffen fühlen und noch immer leitende Stellungen einnehmen, angeregt werden, in Betreff der Sache unnachsichtliche Strenge zu üben, gegen die Person aber ebenso menschlich-mild

zu sein, wie es der seit dreizehn Jahren in stiller Abgeschiedenheit lebende Greis gegen sie selbst jederzeit gewesen ist.

Dies vorausgeschickt, lege ich nun die gewichtvollsten und belehrendsten Stellen des Wilhelm'schen Tagebuchs, in ein Massenbild zusammengedrängt, dem Leser vor. Sie lauten, wie folgt. „Als einen durch und durch wohlwollenden Charakter, der unzweifelhafte Leitungstüchtigkeit mit ausgezeichnetem Takte vereinigte, lernte ich nur einen einzigen Director kennen und achten. Die überwiegende Mehrzahl der anderen Schulvorsteher verstand es nicht, die ihnen untergebenen Kräfte so zu führen, dass sie für den Zweck des Ganzen richtig zusammenwirkten. Diese Directoren leiteten entweder zu wenig und ließen alles gehen, wie es eben gieng, oder sie leiteten zuviel, und wollten allein alles gelten. Jene sanken zu Schreibknechten oder zu äußeren Aufsehern herunter; diese, ohnehin nicht besonders fein in ihrem Benehmen, wurden, da sie auch hitzköpfig waren, zu Autokraten, welchen weder die Lehrer, noch die Schüler Vertrauen entgegenbrachten. Bei einem und dem anderen kam noch das Streben hinzu, im Lehrkörper eine Directorspartei zu schaffen. Dadurch aber wurde gerade von ihm, der ja doch den Einigungspunkt bilden sollte, der Same der Zwietracht ausgestreut, so dass infolge dessen er selbst in eine schiefe Stellung gerieth, weil er, abhängig von seiner Partei, sich der Möglichkeit beraubte, allen Mitarbeitern gleich-rücksichtsvoll und gleich-human entgegenzukommen. Die Ursachen einer so bedauerlichen Verkennung der Aufgabe eines Vorstandes waren verschieden, der damit beabsichtigte Zweck jedoch derselbe, nämlich — Gewinnung von Zeit für andere nichtberufliche Arbeiten. Am ehesten ließ sich noch als etwas an sich Edles die Vertiefung in eine Lieblingswissenschaft entschuldigen, zumal wenn sie der Schule wenigstens unmittelbar diente; verwerflich unter allen Umständen war es hingegen, durch ungebürliche Einmengung in den politischen Parteihader, durch ehrsüchtige Betheiligung an Wahlagitationen, durch kraftzersplitternde Übergeschäftigkeit auf allen erdenklichen Gebieten des öffentlichen Lebens, durch zeitverzettelnde und dem Mannesernste nicht geziemende Tändeleien oder auch durch leidenschaftliche Hingebung an allerlei ‚noble' Liebhabereien der Dienstpflicht empfindlichen Abbruch zu thun und den Credit der Anstalt mehr und mehr herabzudrücken. Mancher geistig-reichbegabte Director büßte auf solche Art trotz

der Mühen seines Anhanges nach und nach alles Ansehen ein und verlor, wenn er obendrein in seiner Unterrichtsthätigkeit flau war oder gar, um anderen Dingen nachzugehen, das von ihm selbst gewählte Fach durch Supplenten versehen ließ, seinen ganzen Einfluss auf die Jugend. Gewiss eine der beklagenswertesten Erscheinungen, weil ein solcher Mangel an Pflichtgefühl, je unverhüllter er sich ans Licht wagte, desto entsittlichender auf Lehrende und Lernende zurückwirkte. Da waren mir die schwächer-begabten, wissensärmeren Leiter, welche sich den Wünschen eines ihnen geistig-überlegenen Theiles der Lehrerschaft fügen mussten, sonst aber sich als moralisch-tadellos und voll guten Willens erwiesen, noch immer lieber; denn mindestens vergifteten sie nicht durch schlechtes Beispiel die Herzen der Schüler, und konnten sie an dem Unterrichte nur wenig verderben, da die herrschende Clique bei Berathungen und anderen passenden Gelegenheiten methodisch- und wissenschaftlich-berichtigend dazwischentrat. Allerdings läst sich nicht leugnen, dass unter solchen Umständen der Vorsteher den Lehrern gegenüber von Tag zu Tag ohnmächtiger wurde; die daraus entspringende Schädigung der Schuldisciplin war aber von kaum merkbarem Belange überall dort, wo das, was im Schoße des Lehrkörpers vorgieng, nicht vor den Zöglingen aufgedeckt oder gar ins Publicum hinausgetragen wurde. Freilich, wo der Director dem während der Conferenzverhandlungen mühsam verhaltenen Unmuth über solche durch ihn selbst, gleichviel ob mit, ob ohne Vorbedacht, verursachte Schmälerung seines persönlichen Einflusses in unberufener Gesellschaft die Zügel schießen ließ, oder einzelne Lehrer sich so weit vergaßen, Dienstesangelegenheiten in öffentlichen Localen an die große Glocke zu hängen, dort erzeugte die Ohnmacht des Vorgesetzten Übelstände, denen ich sogar auf die Gefahr hin, der Herzlosigkeit geziehen zu werden, unnachsichtig steuern muste, zumal wenn der Schuldige auch noch nationaler Parteilichkeiten und einer niedrigen Denkungsart überführt worden war“.

Dass es an jenen Anstalten, deren Leiter entweder ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren, oder durch ihre ordnungswidrige Haltung nach außenhin Ärgernis erregten, auch Lehrer gab, welche nicht zum gewissenhaftesten die Berufsehre wahrten, dafür erbringt Wilhelm's Tagebuch Beweise von mitunter haarsträubendem Inhalte. Auch darüber eile ich schweigend hinweg; es gebietet mir dies die Achtung vor

dem Leser und jene humane Rücksicht, die man Lebenden immer schuldig ist. Zudem hat der Beifall derjenigen, welche sich an Anstößigkeiten zu ergötzen pflegen, für meine Feder nichts Verlockendes; Schmutz bleibt ja, möge er auch, sobald ihn die Sonne bescheint, glänzen, immer nur Schmutz und verunreinigt, wie sehr er dem Pöbel in Frack und Soutane behage, am meisten die, welche sich mit ihm befassen. Muss man nicht vielmehr Directoren bedauern, die, weil sie nicht schon von selbst in ihrer Persönlichkeit das sittliche Übergewicht über ihre Amtsgenossen hatten, auch nicht imstande waren, der belebende Mittelpunkt des Collegiums zu werden, und den Kern ihrer Stellung immer mehr aushöhlten? Schwach, weil selber nicht vorwurfsfrei, ließen solche Männer, um nicht eine gefährliche Opposition gegen sich heraufzubeschwören, Willkür und Unvernunft, Gewinnsucht und Ungerechtigkeit, Neid und Zwietracht, Eitelkeit und Anmaßung ungerügt fortwuchern. Die Folge davon war, dass ihre Anstalten in der Achtung der Bevölkerung sanken, dass die Schüler, welche so leicht durch äußere Eindrücke und fremde Meinungen bestimmt werden, ihr Zutrauen zu Schule und Lehrern verloren und dass das antike Wort: „Bonus dux bonum reddit comitem“ *) durch solcherlei grelle Gesetzwidrigkeiten dem Gedächtnisse aller gebildeten Laien fast schmerzerregend aufgedrängt wurde. Unter derartigen Verhältnissen gelangten an einzelnen Anstalten Saumseligkeit und alle von ihr untrennbaren Übel zur üppigsten Blüte. Die wenigst-brauchbaren Lehrer gefielen sich, da man ihnen zuviel durch die Finger sah, in der härtesten Strenge gegen die Jugend; einige waren wieder so pflichtvergessen, dass sie aus nichtigen Gründen die Schule ‚schwänzten‘ und um den Fortgang der Zöglinge sich blutwenig kümmerten, gleichwohl aber auch solche Schüler, deren Namen sie kaum kannten, nach Gutdünken classificierten; andere schnitten sich, weil sie sich gegenüber dem in Bezug auf seine Amtsobliegenheiten nachlässigen Institutsleiter sicher wussten, nicht nur ohne jegliche Scheu vor Verantwortung die Dienstschablone nach eigenem Ermessen und Belieben zu, sondern versündigten sich auch — und das war wohl das Empörendste — vor aller Welt durch unlauteres und geradezu sträfliches Gebaren gegen Sitte und Gesetz. Wilhelm fügt zu diesen Charakterstrichen nicht ohne Bitterkeit die Bemerkung hinzu, „dass er allein gegen derlei Ungeheuerlichkeiten

*) „Ein guter Führer macht auch ein gutes Gefolge“.

nichts vermochte". Und warum vermochte er nichts? Weil die leidige Politik hinter seinem Rücken ein unsauberes Spiel spielte. Dadurch wurde ihm eben jedes Einschreiten gegen die Fahrlässigkeiten der einen oder der anderen Persönlichkeit von vornherein fruchtlos gemacht. „Nur wer in der Lage war, zu beobachten", schreibt Wilhelm, „auf welchen Wegen, und durch welche Umtriebe mancher Schulmann, gestachelt von unbändigem Ehrgeiz und immerwährenden Geldverlegenheiten, zu einem fast unerhörten Einflusse sich emporschwindelte, so dass er im Gefühle seiner Unangreifbarkeit alle Schranken durchbrach, kann es sich erklären, wie man maßgebenderseits unangenehm berührt wurde, sobald ich ein Wort berechtigten Tadels über das unstatthafte Thun solcher, wie es schien, unentbehrlich gewordenen Parteigänger fallen ließ oder gar auf Untersuchung der denselben durch glaubwürdige Anzeigen zur Last gelegten Amtsverletzungen antrug". Fürwahr, eine Klage, die an sich schon peinlich auf den Leser wirken muss, die ihm aber die dunkelste Röthe des Zornes in die Wangen jagen würde, wenn er Einsicht nähme in das vor mir liegende Tagebuch des wackeren Greises und in die darin enthaltene Zergliederung der Motive, um deren willen Mächtige, vor offenkundigen Thatsachen die Augen zudrückend, ihre allzeit und unter allen Umständen liebedienerischen Werkzeuge sogar mit klingenden Gunstbeweisen überschütteten und dadurch bei allen sittlich-anständigen Leuten eine Entrüstung hervorriefen, die umso größer war, je unwürdiger die Favorisierten erschienen. Doch Schwamm darüber! Die rächende Nemesis hat ja den frevelnden Übermuth bereits ereilt, und wo eine höhere Macht, als die von dieser Welt, gerichtet hat, dort ziemt's dem Erdenkinde nicht, den Schleier noch mehr zu lüften!

Wilhelm's Art, mit Gleichmuth alle Widerwärtigkeiten zu ertragen, die ihm aus der Wahrnehmung entsprangen, dass die meisten Menschen, wie Goethe sagt, „ihr inneres Selbst nicht zu regieren wissen", half ihm auch über die geschilderten Missverhältnisse hinweg. Nicht so leicht konnte seine Gattin sich bemeistern; denn sie liebte ihn zu sehr, und ihr Blut gerieth alsbald ins Wallen, wenn sie von befreundeter Seite auf die Rücksichtslosigkeit aufmerksam gemacht wurde, womit allerseits nach schnödem Gewinn gejagt und die Ehre des Amtes geschmälert wurde. Dann lieh sie im vertraulichen Gespräche mit dem theueren Manne mitunter recht nachdrucksvoll ihrer ärgerlichen Stimmung Worte, um die hässliche Selbstsucht zu brandmarken,

welche so viel unverdientes Leid über ihn, den Guten, brachte. Derlei Ergüssen ihres zürnenden Herzens begegnete aber Wilhelm immer mit beschwichtigendem Lächeln; denn er wollte, dass sie von ihm lerne, sich nicht über etwas zu erregen, das erst mit dem letzten Menschen aus dem Erdenleben schwinden werde. Darum bewies er ihr an historischen Beispielen, wie Goethe's Spinozismus, dem zufolge „die empirisch-sittliche Welt größtentheils nur aus bösem Willen und Neid bestehe“, auf Wahrheit beruhe, und wie noch als ein Ausbund von Tugend jener Müller gepriesen werden könne, der in seiner Eigennützigkeit thöricht genug war, zu meinen, der Weizen wachse nur, damit seine Mühle gehe.

Weit nachdenklicher wurde er, als durch Verfügung der obersten Studienbehörde Geister citiert wurden, bezüglich deren er voraussah, dass sie, einmal gerufen, nicht wieder zu bannen sein werden. Es ist dies jene im Februar 1861*) erflossene und von Baron Helfert unterzeichnete Verordnung des Staatsministeriums, welche die Weisung enthielt, dass Wilhelm in Städten mit slavischer Bevölkerung alljährlich Conferenzen mit den Gymnasiallehrkörpern abzuhalten habe, um die Unterrichtssprache an jeder Anstalt für das kommende Schuljahr „nach Maßgabe der wechselnden Verhältnisse“ zu bestimmen. Nach Maßgabe der wechselnden Verhältnisse! Als ob eine Classe in dem einen Jahre dreißig Slaven, in dem darauffolgenden nur fünf zählen, und die Unterrichtssprache von Jahr zu Jahr geändert werden könnte, ohne dass zugleich die grauenhafteste Verwirrung entstünde. Und welche Vieldeutigkeit hatten nicht die Worte: „in Städten mit slavischer Bevölkerung“! Genau genommen, konnten doch nur Kremsier, Freiberg und Strasnitz darunter begriffen werden; denn Brünn, Olmütz und Iglau hatten einen ausgesprochen-deutschen Charakter, und wenn die Schülerzahl an den dortigen Gymnasien auch zur Hälfte mährisch-čechischer Abkunft war, so bewies das eben nichts anderes, als dass die eingeborenen Frequentanten den Zuzüglern, die weit und breit vom Lande kamen, die Wage hielten. Gleichwohl wurde die Verordnung auch auf diese Städte bezogen, obschon eine solche Auslegung ihres Wortlautes ganz und gar ungerechtfertigt

*) Also schon unter Schmerling, welcher am 17. December 1860 an die Stelle des Grafen Goluchowski getreten war!

war. Wilhelm ließ die Lehrercollegien, ohne sie zu beeinflussen, nach ihrem Ermessen schlüssig werden. Was wurde aber gewonnen? Nicht mehr, als die Überzeugung, dass die an den einzelnen Anstalten nach eingeholter Genehmigung getroffenen Maßnahmen, wie jeder Unbefangene vorausgesehen hatte, nicht zum Ziele führen könnten. Natürlich! Hatten die čechischen Lehrer das Böhmische früher schon zweckwidrig behandelt, so stand es um diesen Unterricht auch dann noch nicht besser, als gemäß höherer Weisung andere Wege eingeschlagen worden waren. Durch die Beschränkung auf die Regeln der Sprachlehre, durch das strenge Abfragen aufgegebener grammatischer Formen wurde in den jungen Leutchen die Lernlust nur getödtet, und der beabsichtigte Zweck gründlich vereitelt. Eine fremde lebende Sprache wird — darauf vergaß man eben — in der Schule allein nicht erlernt; es muss vielmehr deren Gebrauch im täglichen Verkehre hinzutreten, und zwar so dass die Schüler nicht bloß Gelegenheit haben, sondern geradezu gezwungen sind, dieselbe umgangsgemäß auf Schritt und Tritt anzuwenden. Zudem ist es durch die Erfahrung dargethan, wie groß die Schwierigkeiten sind, mit denen ein Primaner zu ringen hat, wenn er zwei ihm ganz unbekannte fremde Sprachen gleichzeitig zu lernen anfangen muss. Oder hat noch niemand beobachtet, dass ein solcher Knabe Wörter und Formen beider Sprachen in seiner Verwirrtheit durcheinanderwirft? Nur ein wohlbegabter Schüler wird, wenn er in einem von zwei Idiomen einzeln und gut unterrichtet wird, verhältnismäßig rasch fortschreiten; für ganze Schulclassen sind jedoch zwei Jahre unbedingt nothwendig, um die Schüler vorerst in den Elementen der einen fremden Sprache so sicher einzuüben, dass sie in die zweite mit Aussicht auf Erfolg eingeführt werden können.

An den Gymnasien zu Olmütz und Iglau glaubte man den eben besprochenen Übeln durch Errichtung von slavischen Parallelclassen, in denen einige Gegenstände böhmisch gelehrt wurden, vorbeugen zu sollen. In Iglau erwies sich aber dieses Expediens schon nach zwei Jahren als überflüssig; in Olmütz dagegen mussten wegen des ungewöhnlichen Andranges von Schülern anfangs vier, später sechs Classen in je zwei parallele Cötus getheilt werden. Wilhelm, der Pädagog, schüttelte darob den Kopf, und mit Recht; denn bald stellten sich die nachtheiligen Folgen heraus, welche die Scheidung der Zöglinge einer und derselben Anstalt in

zwei sprachlich-verschiedene Lager nach sich ziehen musste. Der Gegensatz der Nationalität, bisher in der Schule selbst unbekannt, trat von jetzt ab nicht nur bei den Lehrern, sondern, wenn diese sich taktlos betrugen, auch bei der Jugend merkbar zutage, so dass der Geist der Zwietracht Roheiten um Roheiten hervorrief und die Disciplin in bedenklicher Weise lockerte. Hie Čech, hie Teut, nirgends aber der Genius der Wissenschaft und der Erziehung! Dieser Klageruf, allüberall vernehmbar, veranlasste Wilhelm am Schlusse des Schuljahres 1862, in seinem Jahresberichte dem Ministerium offen darzulegen, dass auf dem anbefohlenen Wege das ausgesteckte Ziel sich nicht erreichen lasse, die Forderungen der Slaven nicht erfüllt, die beunruhigten Gemüther der Deutschen nicht beschwichtigt, die nationalen Reibungen nicht behoben werden können, sondern dass sich vielmehr das unleidliche Verhältnis zwischen Čechen und Deutschen immer schärfer zuspitzen müsse. Zugleich erstattete er den positiven Vorschlag, zwei slavische Gymnasien, und zwar eines zwischen Brünn und Iglau, das andere zwischen Brünn und Olmütz zu errichten. Aber die Führer der Nationalen, fürchtend, dass diese Anstalten nicht genug Schüler haben würden, bekämpften Wilhelm's Antrag mit den schneidigsten Waffen und setzten alle Hebel in Bewegung, um es zu erzwingen, dass an den bereits bestehenden Gymnasien beide Landessprachen gleichberechtigt seien, d. h., dass von den vorgeschriebenen Gegenständen die eine Hälfte deutsch, die andere Hälfte böhmisch gelehrt werde. Was sie damit planten, war, wie Wilhelm in seinen Aufzeichnungen bemerkt, leicht zu errathen; „ihre schlecht-verhehlte Absicht zielte auf nichts anderes, als darauf hin, die deutschen Schüler und mit diesen die deutsche Sprache allmählich ganz zu verdrängen“. Sonderbarerweise stimmte dem Wilhelm'schen Antrage auch der Statthalter nicht bei. „Die slavische Agitation wird ja“, meinte Freiherr von Poche, „ohnehin nicht lang dauern; man empfiehlt ihr eine zweckmäßigere Ausnutzung des bisher Verfügten, und sie ist still“. Naiver konnte die Sachlage wohl kaum aufgefasst werden! Die Verhältnisse zeigten indessen bald eine bedrohlichere Physiognomie, so dass es der Landeschef endlich doch gerathen fand, den von Wilhelm immer und immer wieder erneuerten Antrag im Hinblick auf die denselben bedingende Nothwendigkeit zu prüfen. Schließlich gieng er doch vorbehaltlos auf die Idee des Inspectors ein. Der hirauf Bezug habende

Statthaltereibericht stieß aber in Wien auf nicht geahnten Widerstand, und die Angelegenheit wurde, obgleich viel hin- und hergeschrieben worden war, auch im Jahre 1864 nicht zum Austrag gebracht. Das Staatsministerium verlangte zwar genaue Aufschlüsse und sorgfältige Erwägung der Frage, ob nicht gar zwei Gymnasien zuwenig sein würden; es kam jedoch trotz der eindringlichst nachgewiesenen Nothwendigkeit nicht einmal in Betreff eines Gymnasiums zu einem endgiltigen Beschlusse. „All dies und noch manches andere geschah“, seufzt Wilhelm schmerzlich-ironisch, „in der Zeit des seither landläufig gewordenen Schmerling'schen Ausspruchs: ‚Wir können warten‘, und das für Österreich schon so oft verhängnisvoll gewesene ‚Zu spät‘ schwebte wieder einmal in unheimlichen Flammenzügen vor jeder Patriotenseele“. Aber der Staatsminister, welcher so gern gewartet hätte, musste aufs Warten überhaupt verzichten und kam erst zur Erkenntnis der Wahrheit, dass der Staatsmann, wie jeder andere Mensch, die Zeit nicht retten kann, ohne sie zu benutzen, als er am 27. Juli 1865 von dem Grafen Richard Belcredi verdrängt wurde. Dieser aber verwarf das Princip des ‚Wartens‘ wenigstens hinsichtlich der in Rede stehenden Frage mit solcher Entschiedenheit, dass zwei slavische Untergymnasien in Brünn und Olmütz im October 1866 bewilligt und ein Jahr später auch eröffnet wurden.

Wilhelm bedauerte es, dass seine Anträge erst unter der Herrschaft des Sistierungsministers genehmigt wurden; denn gerade diesem Staatsmanne wollte er sich in seinem Gewissen nicht verpflichtet fühlen, weil Erinnerungen aus Schlesien in ihm auftauchten, deren Gedankeninhalt jetzt als schroffe Wirklichkeit ihn anstarrte. Im Jahre 1861 war nämlich Schlesien mit Mähren wieder administrativ vereinigt, und Graf Belcredi zum Bezirkshauptmann in Troppau mit dem Titel ‚Landeshauptmann‘ und mit gewissen Machtbefugnissen über die anderen Bezirksvorsteher ernannt worden. In dieser Eigenschaft trat er auch dem Gymnasialinspector näher, und verschmähte er es nicht, mit demselben nebst der Schule auch die staatsrechtlichen Zustände Österreichs, wie sie damals beschaffen waren, zu besprechen. Wilhelm erzählt von einer solchen Unterredung Folgendes: „Bei Gelegenheit der Visitation der Troppauer Mittelschulen besuchte ich den im Umgange damals nichtsweniger als zugeknöpften Grafen. Er empfieng mich sehr liebenswürdig. Im

Verlaufe des Gesprächs kam die Rede auch auf die Reichsvertretung. Der von mir geäußerten Ansicht in Bezug auf mehrere Punkte glatthin widersprechend, bemerkte er unter anderem, dass der Reichsrath, weil er nicht auch von den Ungarn beschickt war, der Befugnis zur Bewilligung des Budgets ermangle. Der Form nach hatte Belcredi allerdings recht; allein es war doch zu bedenken, dass die Staatsbedürfnisse gedeckt werden müssen, dass dies aber, wenn constitutionell regiert werde, ohne Zustimmung des Parlaments nur mit offener Gesetzesverletzung möglich sei. Der Eindruck, den diese im Tone der Überzeugung ausgesprochene Meinung auf mich machte, war keineswegs ein günstiger; denn würden die Äußerungen des Grafen maßgebend gewesen sein, so wäre schon damals entweder das Chaos an die Stelle der Ordnung getreten, oder die Rückkehr zum nackten Absolutismus sofort zur That geworden. Wehe Österreich, dachte ich mir, wenn ein Mann mit solchen Anschauungen einmal Minister werden sollte. Und dieselbe Besorgnis hegte auch ein pensionierter Bezirkshauptmann, dessen ultraslavische Gesinnung bekannt war, als ich ihm die durch jenes Pour-parler in mir geweckten Befürchtungen mittheilte. Bald nach dieser Inspectionsepisode wurde Graf Belcredi Statthalter von Böhmen, um kurz darauf als Minister für drei Ressorts meine trüben Ahnungen zu rechtfertigen".

Die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1866, welche den Grafen Belcredi aus seinem die österreichische Gesammtstaatsidee preisgebenden Anticonstitutionalismus unsanft aufrüttelten und durch die Nikolsburger Einleitungen zu dem am 23. August in Prag unterzeichneten Frieden den mehr als hundertjährigen Kampf Österreichs und Preußens um die Vorherrschaft in Deutschland abschlossen, stehen mit dem Zwecke dieser Schrift nur in einem losen Zusammenhange, und es genügt, wenn ich ihrer im Vorbeigehen flüchtig gedenke. Allerdings enthält Wilhelm's Tagebuch Schilderungen mancher Zwischenfälle, die auf die Stimmung der Bevölkerung Mährens und Schlesiens ein eigenthümliches Streiflicht werfen; aber sie sind doch nicht von solcher Bedeutung, dass sie ein ebenso allgemeines Interesse zu wecken vermöchten, wie die von mir in früheren Büchern umständlicher beschriebenen Revolutionsscenen in Congresspolen und in Westgalizien.*) Mit gleicher Flüchtigkeit gehe ich auch an einzelnen

*) Vgl. Capitel VI: „Allerlei öffentliche Übel", pag. 93 — pag. 108 und Capitel VIII: „Aufruhrsgetobe" pag. 118 — pag. 132.

Verfügungen des Unterrichts-Ministeriums vorüber, obschon eine und die andere derselben die Lehrercollegien, namentlich jene der Provinzen, ja selbst die idealer gesinnten Schulräthe in eine hier mehr, dort weniger störende Aufregung versetzt hatte. Nur zwei dieser Verordnungen will ich, den Aufzeichnungen Wilhelm's folgend, dem Dunkel der Vergessenheit entziehen. Die eine betraf die Erhöhung des Didaktrums um ein Drittel des bis dahin gesetzlich-bestimmten Jahresbetrages und die Vertheilung dieses Drittels unter die sieben, beziehungsweise an zahlreich-besuchten Gymnasien unter die zehn ‚oberen‘ Lehrer. Mit Entrüstung spricht Wilhelm über diese Maßregel. Wie denn anders? War sie nicht trotz der gewichtigen Einwendungen, die man von competentester Seite dagegen geltend gemacht hatte, erlassen worden? War es nicht ein offenes Geheimnis, dass man damit einer sich selbst überhebenden Clique, der es gelungen war, den um Österreich so hochverdienten Philologen Bonitz zu umgarnen, auf Kosten Anderer unstatthafte Vortheile zuwenden wollte? War diese Einrichtung nicht ein von einseitigstem Wohlwollen beschlossener Gunstact, der eine umso schonungslosere Kritik erfuhr, je aufdringlicher gedungene Federn ihn anpriesen? Und fürwahr, solche grausame Kritik hatte volle Berechtigung; denn geradezu sittlich-verderbend war die Wirkung, welche der im Hinblick auf das Schulgelddrittel beliebte Vertheilungsmodus hervorbrachte. Durch denselben wurde ja einerseits der Habsucht Thür und Thor geöffnet, andererseits hinwieder gehässiger Neid erzeugt, und in die Lehrkörper eine Zwietracht hineingeschleudert, welche nicht nur den collegialen Sinn untergrub, sondern auch der harmlosen Jugend den Glauben an Recht und Gerechtigkeit aus dem Herzen riss und manches Gymnasium auf lange Zeit hinaus seines Ansehens beraubte.

Die zweite von Wilhelm ebensosehr, wie von anderen einsichtigen Schulmännern angefochtene Verordnung der obersten Studienverwaltung war diejenige, mittelst welcher im Jahre 1864 der nach kaum dreijähriger Wirksamkeit eingesargte Unterrichtsrath wieder geschaffen worden war. Was für ein Urtheil fällt Wilhelm über dieses consultative Collegium, worin man, wie er in seinem Tagebuche schreibt, gewissen durch das verrufene Schulgelddrittel am auffälligsten geförderten Lehrpersonen den maßgebendsten Einfluss eingeräumt hatte? Möge er selbst reden. „Der Unterrichtsrath war ein Körper, welcher gegen reichliche Entlohnung theils unnöthige, theils solche Gutachten und

Anträge dem Ministerium zu unterbreiten hatte, die bis dahin von Schulräthen, Directoren und Professoren unentgeltlich gearbeitet worden waren. Am nachtheiligsten erwies sich aber seine Thätigkeit in Bezug auf die Besetzung von Lehrerposten. War es schon früher ein das Gedeihen der Gymnasien hemmender Übelstand gewesen, dass man letztentscheidendenorts fast jeden Vorschlag der Statthaltereien, die doch mit den Bedürfnissen und Personalverhältnissen der ihnen unterstehenden Anstalten am vertrautesten waren, aus Rücksicht für Protectoren unbekannter Stellensucher kurzweg beiseiteschob: so kamen seit der Einsetzung des Unterrichtsrathes gerade in Betreff dieses Punktes noch weit betrübendere Fälle von Nichtachtung des Rechtes vor. Die Intention des Ministeriums, jeder Willkür vorzubauen und seinen eigenen Entschließungen durch Fachleute vorarbeiten zu lassen, erwies sich leider nur zu häufig als trügerisch; denn abgesehen davon, dass der aus lauter Mitgliedern des Lehrstandes gebildete Beirath an Berufseinseitigkeit krankte, geschah es wohl auch, dass Mangel an Objectivität zu zweckwidrigen Ernennungen führte. War doch der Kameraderie der breiteste Spielraum vergönnt, so dass mitunter der geschickteste und talentierteste Lehrer, wenn er nach einem besseren Platze strebte, einem in praktischer Beziehung als Stümper und nach der wissenschaftlichen Seite hin als untüchtig bekannten Mitbewerber weichen musste. Die Männer der Clique thaten ebenso, als ob sie Wissenschaft und Pädagogik in Pacht genommen hätten, und gaben sowohl dadurch, als auch durch die Geringschätzung der behördlichen Urtheile über die Eignung der Concurrenten Anlass zu den bedauerlichsten Fehlgriffen“. Ich habe zu diesem Wahrspruche Wilhelm's nichts hinzuzufügen. Bemerkenswert ist es aber, dass Ritter von Hasner, nachdem er am 30. December 1867 in dem Ministerium des Fürsten Carlos Auersperg das Portefeuille des Unterrichts übernommen hatte, nicht daran dachte, diese Körperschaft, deren Präsident er doch gewesen, die aber kurz vor seinem Eintritte in das neugebildete Cabinet aufgelöst worden war, wieder in Wirksamkeit zu setzen. Zwar findet sich in dem Tagebuche Wilhelm's eine Notiz, welche der Thatsache erwähnt, „dass im Frühling des Jahres 1869 ein geistig-gewandter Schulmann, der aber in allen Kreisen als ehrsüchtiger und übergeschäftiger Streber galt, die Nachricht aus Wien nach Brünn gebracht habe, man gehe im Ministerium mit dem Plane um, eine Körperschaft, ähnlich dem

aufgehobenen Unterrichtsrathe, aber anders organisiert, ins Leben zu rufen; nur sei man noch nicht einig über die Grundsätze, von denen man sich bei der geplanten Organisierung leiten lassen solle". Wilhelm hörte schweigend zu, denn er hatte sich schon daran gewöhnt, auch das Unwahrscheinlichste für möglich zu halten. Ein bedeutsames Lächeln spielte aber um seine Lippen, als der redselige Erzähler im Tone der Zuversicht davon sprach, dass ihm eine hervorragende Stelle in diesem Rathscollegium zugedacht sei, und gönnerhaft hinzufügte: „Auch Sie werden dabei berücksichtigt werden". Ritter von Hasner verspürte aber keine Lust, den bereits bestatteten Todten selbst in anderer Form wiederzuerwecken und sich zur Seite zu stellen. Der Ehrgeiz des voll innerer Unruhe hin- und herhastenden Schulpolitikers blieb, wie sein auf einmal kleinlautes Wesen errathen ließ, vorderhand noch unbefriedigt. Was für einem Zwecke hätte auch die Wiederbelebung eines solchen Institutes im Regierungscentrum zu genügen vermocht, nachdem die in das Reichsgesetz vom 25. Mai 1868 aufgenommenen grundsätzlichen Bestimmungen über das Verhältnis der Schule zur Kirche weise decentralisierend die wesentlichen Aufgaben des ehemaligen Unterrichtsrathes auf die im Princip neugeschaffenen Provinzial-Schulbehörden übertragen hatten, und späterhin bei Bestellung der Landesschulinspectoren auch für eine gesonderte Vertretung der humanistischen und realistischen Wissensgruppe der Gymnasien und Realschulen gesorgt worden war?*)

Dass sich Wilhelm als Wilhelm für den Dualismus der Mittelschulaufsicht ebensowenig erwärmen konnte, wie für die Absonderlichkeit, dass Mittelschulprofessoren neben ihrem Lehrdienste auch das Bezirksschulinspectorat zu versehen bekamen, ist erklärlich. Ihm erschien ja diese als eine moralisch-verwerfliche, weil entweder nach der einen, oder nach der anderen Seite hin nachtheilbringende Kraftzersplitterung, und in jenem sah er vom Standpunkte der Erziehungswissenschaft eine nicht zu billigende Verkennung des Charakters der Mittelschule. „Überhaupt ist der Pädagogik", äußert er sich in seinem Diarium, „durch den Übereifer der Reformer mancher harte Schlag versetzt worden, theils weil die Ideologie ungezügelt vorwärtsdrängte, theils weil der Cliquenegoismus unver-

*) Vgl.: Reichsgesetz vom 26. März 1869, § 3, 1. Absatz.

schämt in seinen Forderungen war, theils aber auch, weil die Referenten für die ökonomischen und administrativen Angelegenheiten, entgegen der Ministerialverordnung vom 11. Juli 1869, Z. 322 Praes., §§ 2, 3, 4 und 5*), sich Befugnisse herausnahmen, die von gesetzeswegen nur den Landesschulinspectoren zustanden. Wilhelm, das Vorbild peinlichster Genauigkeit, beleuchtet in seinem Tagebuche dieses unziemliche Einmengen durch viele hervorstechende Fälle, welche ich dem Leser nur darum vorenthalte, weil sie mitunter allzupersönlicher Natur und fast durchgehends nur von beschränktem Interesse sind. Es reicht hin, wenn ich bemerke, dass alle diese Fälle, wie kaum etwas Anderes, die verderbliche Wirtschaft der bureaukratischen Departementspaschas treffend kennzeichnen. Gerade durch diese Wirtschaft wurde aber Wilhelm, weil er dem sogar auf die Amtsgebarung übel einwirkenden Parteiunwesen nicht wehren konnte, am tiefsten verwundet; denn seiner Auffassung gemäß zählen auch diejenigen Persönlichkeiten zur Schule, welche in höherer Stellung, wenngleich nicht so unmittelbar, wie der Inspector, mit den Lehrenden und Lernenden zu thun haben. Die Schule sollte jedoch nach dem § 1 der obenbezogenen Ministerialverordnung, ‚nicht zu politischen, nationalen oder confessionellen Umtrieben missbraucht werden‘, und Wilhelm deutete diese Bestimmung ganz richtig dahin, dass nicht nur die Schule im engeren Sinne als neutrales Gebiet jeglichem politischen Meinungshader entrückt bleiben, sondern dass auch aus jeder behördlichen Entscheidung die vollste Unbefangenheit und aufs gewissenhafteste abwägende Gerechtigkeit herausgefühlt werden müsse. „Nicht bloß nach rechts, nicht bloß nach links“, pflegte er zu sagen, „hat die Unterrichtsverwaltung ihrem Lobe und ihrem Tadel Ausdruck zu geben; wirkliches Verdienst muss gewürdigt, offenbare Pflichtversäumnis muss gerügt werden, wo immer man dem einen oder der anderen begegne“.

„Schweig' und schaff' getrost, was gut, und du wirst zuletzt doch Recht behalten“. Mit diesem Dichterworte beruhigte sich Wilhelm an der Neige seiner amtlichen Laufbahn, sooft ihm mislang, wofür er redlich gekämpft hatte, und sooft er sehen musste, wie das kecke Maulheldenthum und die aufdringliche Heuchelei über den stillwirkenden Pflichteifer und über die bescheidene Ehrlichkeit triumphierte. Nicht

*) Diese Verordnung enthielt eine Instruction, welche den Geschäftskreis der Landesschulinspectoren umschrieb.

nach äußerlichen Ehren gelüstete es ihn; nur auf seinem Arbeitsgebiete wollte er, durch Einmischungen Unberufener nicht behindert, als uneigennütziger Sohn des Vaterlandes dem guten Rechte zum Siege verhelfen. Fühlend, dass er hinsichtlich dessen, was er zu verantworten hatte, sich Mannes genug sei, unterließ er es nicht, seine amtlichen Befugnisse gegenüber den Eingriffen Nebengeordneter nachdrücklichst zu wahren; denn aus unmittelbarer Anschauung wusste doch nur er, was der Schule noththat, und niemand konnte sich so überzeugungsmuthig und so mit ganzer Kraft für das Beste der Lehrer einsetzen, wie er. Zwar wurde er durch eine solche abwehrende Haltung nach mehreren Seiten hin unbequem und lästig; aber das focht ihn wenig an. Ihm gereichte es zur Befriedigung, wenn das infolge seiner Anregungen Geschaffene sich als heilsam erwies, was bei seiner Umsicht wohl immer der Fall war. Eine andere Vergeltung begehrte er nicht. Als ihm daher gegen Ende October 1864 das Ritterkreuz des Franz-Josefs-Ordens verliehen wurde, empfand er zwar lebhafte Freude, aber nicht so sehr um seiner selbst willen, als vielmehr im Hinblick auf die heilige Sache, welcher er mit immer-gleicher Hingebung gedient hatte. Wie äußert er sich doch nur hierüber in seinem Tagebuche? „Vier Decennien mussten verstreichen, bis man sich bewogen fand, dem Monarchen mein Wirken als auszeichnungswert darzustellen; hätte man es nicht gethan, würde ich den in mir vielleicht wachgewordenen Ärger über Nichtwürdigung dessen, was ich seit vierzig Jahren geleistet hatte, niedergekämpft und meiner Mühen Lohn zur Genüge in dem Bewusstsein redlich-erfüllter Pflicht gefunden, den aufrichtendsten Trost aber aus der Erfahrung geschöpft haben, dass Anderen die von ihnen seit Jahren schon aufregungsvoll erwartete Belohnung ihrer vorzüglichen Dienste ebenfalls versagt geblieben ist. Deswegen aber sich zu grämen und lauer seines Amtes zu walten, oder gar ein Missvergnügter zu werden, der jede Maßnahme der Regierung begeifert, ist immer ein Beweis von Geistesschwäche. Kostet es doch nur geringe Anstrengung, über solcherlei vermeintliche Zurücksetzungen hinwegzukommen, ohne an seiner Seele Schaden zu leiden! Nur vergegenwärtigen muss man sich, warum in vielen Fällen Titel, Kreuze und Sterne erwirkt zu werden pflegen. Nicht immer wird damit wahres Verdienst zur Anerkennung gebracht. Abgesehen von conventionellen Rücksichten, die sehr oft ausschlaggebend sind, und von dem wandelbaren Urtheile

über Personen und Handlungen, wie es durch den wechselnden Einfluss der politischen Parteien bedingt wird, so dass heute als Verdienst erscheint, was gestern noch für nicht verdienstlich galt, sind ganz besonders hinsichtlich der Staatsdiener derartige Huldacte zumeist nichts anderes als Ausflüsse der Gunst, in welcher der Ausgezeichnete bei seinem unmittelbaren Vorgesetzten steht. Wie oft kommen rein-individuelle, für das Amt als solches schlechterdings unerhebliche Eigenschaften, an denen der Chef B fast unerklärliches Wohlgefallen findet, während dessen Vorgänger A dagegen gleichgiltig geblieben war, einem Untergebenen in unglaublicher Weise zustatten"! Und was Wilhelm in der eben angeführten Diariumsstelle, gewissermaßen um sich das Herz zu erleichtern, und um der sein eigenes Handeln bestimmenden sittlichen Idee der Billigkeit gerecht zu werden, verzeichnet hat, das erhärtet er auch durch Anführung von Beispielen, die ich nur darum verschweige, weil ich niemandem die Rückerinnerung an vergangene goldene Tage vergällen will. Die Wilhelm selbst zutheilgewordene Decoration gewann dadurch, dass in dem das Ordensdiplom begleitenden Erlasse des Statthaltereipräsidiums die zuversichtliche Hoffnung ausgesprochen wurde, seine vorzügliche Umsicht und unermüdliche Thätigkeit werde noch recht lang für die Hebung und Verbesserung der mährischen Mittelschulen wirksam sein, in seinen Augen keineswegs einen höheren Wert. War ihm doch nicht unbekannt geblieben, dass der erste Anstoß zum Antrage auf die endliche Würdigung seiner in jeder Beziehung ersprießlichen Pflichterfüllung von Wien ausgegangen war, wo die Beurtheilung dessen, was er nicht bloß innerhalb des ihm gezogenen Dienstkreises, sondern über diesen hinaus auch unter schwierigen Verhältnissen gewirkt hatte, durch subjective Anschauungen nicht getrübt ward. Umso gehobener fühlte er sich dagegen durch die Wahrnehmung, dass die nichtofficielle Welt die Anerkennung seiner Verdienste beifällig aufnahm und ihm in verschiedenster Form ihre Freude darüber zu erkennen gab. Ungezählte Zuschriften aus dem Norden und Süden des Reiches, Galizien nicht ausgenommen, zeugten von der Verehrung, welche man allenthalben für ihn hegte; am tiefsten rührte ihn jedoch die Ovation, die ihm, dem väterlichen Freunde der Jugend, als er im November 1864 zur Inspection nach Olmütz gekommen war, von dem Gymnasium und der Realschule daselbst aus Anlass der ihm gewordenen allerhöchsten Anerkennung dargebracht wurde.

Die Hochrufe der Jugend, welche aus der Mitte der vor seiner Hôtelwohnung lohenden Windlichter zu ihm hinaufschollen, schmeichelten sich umso wohlthuender in sein Herz hinein, als sie lauter dankbaren Gemüthern entquollen. Drangen sie doch, weil die gesammte Bevölkerung mit einstimmte, wie brausender Jubel an sein Ohr. Fürwahr, aufrichtig meint es nur die Jugend; darum reißt sie aber auch das Volk der Erwachsenen mit sich fort, wenn sie voll Begeisterung einen jener Wackeren feiert, denen erst an der Schwelle des zweiten Greisenalters die Kränze des reifen Schöpferglückes blühen. Gewiss, solche Liebe und Anhänglichkeit der jugendlichen Seelen musste das Herz des Ehrenmannes erquicken, und die Thräne, welche ihm die Wimpern netzte, durfte als verdichtete Erinnerung an den Horazischen Gedanken: ‚Non omnis moriar‘ angesehen werden.

Heute noch wird Wilhelm überall dort, wo einer von seinen Schülern, wo einer der von ihm treu-berathenen Lehrer weilt, gepriesen als edler, sittlich-reiner Charakter, der es im vollsten Maße verdient hat, dass sein Andenken auch von den späteren Geschlechtern gesegnet wurde. Ja fürwahr, wenn irgendjemand, so konnte Wilhelm gehobenen Hauptes, weil ruhigen Gewissens, in die Zukunft blicken, die der Jugend gehörte. Und weil er das konnte, schnitt ihm auch das kleinliche Genergel der Herren des Augenblicks und das unbenennbare Hemmen seiner Thätigkeit von Seiten derjenigen, die über ihm standen, nicht ins Herz, solang nur seine Person dadurch getroffen wurde. Leider erfuhr aber auch die Sache, der er selbstlos diente, mancherlei Schädigung, und darüber sich hinwegzusetzen, war er außerstande. Daher entschloss er sich nach reiflicher Erwägung des ‚Für‘ und ‚Wider‘, von dem Schauplatze des öffentlichen Wirkens sich zurückzuziehen und die seit Jahren gesammelten Materialien in ungestörter Ruhe schriftstellerisch zu verarbeiten. Als aber im Jahre 1867 die Kunde davon, dass sein Gesuch um Pensionierung, nachdem dasselbe schon monatelang in seinem Pulte bereitgelegen hatte, dem Statthalter überreicht worden sei, von Schule zu Schule flog, da sandte die Lehrerschaft Mährens und Schlesiens, weil sie fühlte, welch unersetzlicher Verlust ihr drohe, Zuschriften und Deputationen an ihn ab, um ihn von seinem Entschlusse abzubringen. Es gelang diesen Mühen auch wirklich, ihn wankend zu machen, so dass er endlich dem freundlichen

Drängen nachgab, zumal da auch ministeriellerseits ihm nahegelegt wurde, wie sehr man sein Verbleiben im Amte wünsche. Allein bald wurde ihm in mehrfach-verletzender Weise die Überzeugung aufgenöthigt, dass gerade von dort, woher ihm die ausgiebigste Förderung hätte zutheil werden sollen, die gewaltigsten Steine des Anstoßes heimlich auf seinen Weg geworfen wurden, ja dass dies in der schwach-verschleierten Absicht geschah, ihn merken zu lassen, wie man nur eine schickliche Gelegenheit abwarte, um seine Versetzung in den bleibenden Ruhestand mit Aussicht auf Erfolg zu beantragen. Dass diese unschöne Absicht wirklich vorhanden war, dafür lagen der Anzeichen mehr vor, als der Fernerstehende auch nur vermuthen konnte. Was Wunder, wenn Wilhelm es endlich mit seiner Mannesehre nicht mehr verträglich fand, noch länger in einem Dienstverhältnisse zu leben, das einzig und allein der persönlichen Ruhmsucht, daher auch nur solchen Charakterschwächlingen günstig war, denen, weil es ihnen an wirklichem Verdienste gebrach, über- und übergenug erschien, wenn sie, gleich einer frivolen Schönen, lediglich durch das Interesse an ihrem individuellen Dasein emporgehoben wurden? Mit sich schon lang im reinen, war Wilhelm rasch entschlossen. Am 28. Mai 1870 händigte er dem Statthalter sein Pensionsgesuch ein, und am 1. September übersiedelte er mit Gattin und Enkelkindern nach Graz, um geschmückt mit dem Orden der eisernen Krone dritter Classe und in den Adelsstand erhoben nach siebenundvierzig wechselvollen und kampferfüllten Amtsjahren fern von allem Welttreiben und in behaglichem Frieden den Rest seines Lebens vornehmlich der Sorge für die Zukunft derjenigen zu weihen, die seinem Herzen am nächsten standen. Dieser Friede wurde ihm freilich, kaum dass er acht Monate in der steiermärkischen Hauptstadt verlebt hatte, auf erschütternde Weise durch das Hinscheiden seiner Gattin gestört; aber auch diesen Schlag nahm er mit der Ergebung eines Weisen hin, indem er, der nunmehr Vereinsamte, am liebsten dem nachhieng, was die Entrissene für ihn geleistet und vollbracht hatte. „Leiste und vollbringe auch Du, was Du noch leisten und vollbringen kannst, damit Du der Verklärten wert und würdig bleibest, solang Dein Fuß durch den Erdenstaub hinschreitet“. So sprach er, als das Grabdenkmal über der umgitterten Ruhestätte der Unvergesslichen aufgerichtet wurde, im stillen zu sich selber, nicht ohne sich zu fragen, mit welcher Kraft er allenfalls noch in seine Zeit hineinwirken

könne und werde. Und alsbald war er sich dieser Kraft bewusst. Er griff zur Feder, und jede Idee, die in ihm aufstieg, kehrte sich als Wollen und That, als Wort und Schrift hin zur Außenwelt, so dass diese, soweit sie durch Lehrer vertreten wurde, vielfach Gelegenheit erhielt, in ihm, dem Achtziger, nach wie vor den geistesfrischen Führer und Berather zu verehren. Der Leser wünscht vielleicht Beweise? Ich empfehle ihm die letzten acht Jahrgänge der von Friedrich Mann herausgegebenen „Deutschen Blätter für erziehenden Unterricht“. Dort wird er Arbeiten des unermüdlichen Pädagogen finden, die lautes Zeugnis geben dafür, dass der echte und rechte Schulmann, möge auch das Blut schon langsam durch seine Adern fließen, nicht aufhören kann, für die Schule zu sinnen und zu schaffen, solang noch seine Seele stärker ist, als sein Leib. Ja man fühlt sich angenehm gezwungen, einen solchen greisen Schulmann, wie wir ihn in Andreas Ritter von Wilhelm bewundern, glücklich zu preisen als einen jener wenigen Sterblichen, denen es vergönnt ist, „das Ende ihres Lebens mit dem Anfang in Verbindung zu setzen“ und an der Ausgangsschwelle ihres Daseins „Gedanken zu denken, welche sich“, wie Goethe sagt, „gleich seligen Dämonen auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen“.

Neunzehntes Buch.

Rückschau und Ausblick.

In Olmütz war's und am 4. Juli 1870. Schon breiteten sich die Schatten des Spätabends um den alten Rathhausthurm, und aus den Häusern des Oberrings drang milder Lampenschimmer durch unverhängte Fenster. Umso hellerer Lichterglanz strahlte in dem ersten Stockwerke des Lauer'schen Hôtels, in dessen Salon eine festlich gestimmte Tafelrunde, bestehend aus den Lehrkörpern der deutschen Mittelschulen, „der Rede Silberquell entsiegelte", um Abschied zu nehmen von Wilhelm, der es als Landes-Schulinspector so trefflich verstanden hatte, „in ruhig-ernster Meisterschaft durch Klipp' und Brandung seinen Jüngern Weg und Richtung zum geweihten Port zu zeigen". Immer lebhafter spann die frohe Gesellschaft das erheiternde Gespräch fort, in welches der ‚alte Herr' hin und wieder einen Goldfaden attischen Humors hineinflocht. Da mit einemmale ertönten Musikklänge, und von seinem Sitze sich erhebend, bat der Gymnasial-Director den wackeren Greis, mit ihm an das geöffnete Fenster zu treten. Die Überraschung war gelungen; denn jetzt erst erfuhr der ‚Lehrerliebling', welche Dinge seiner harrten. Pomphafter

als im November 1864 bewegte sich vom Max-Josefs-Platze herab über den Niederring, einer riesigen Feuerschlange vergleichbar, und mit zwei Militärkapellen an der Spitze die studierende Jugend. Hunderte von buntfärbigen Lampions gaukelten lustig in der Luft, und hunderte von lodernden Fackeln flackerten um die Wette mit dem Sternenhimmel, der aus eitel Lust und Freude die Regenwolkenhülle abgestreift hatte. Vor dem Hôtel nahm der ansehnliche Zug Aufstellung, um den Jubilar durch eine Serenade zu ehren. Abwechselnd mit den beiden Kapellen, trugen die jugendlichen Sänger drei Chöre vor, deren Inhalt und Melodie der Bedeutung des Festes angepasst waren.

Nach der Schlusspieçe und nach einem dreimaligen lufterschütternden ‚Hoch' zog das junge Volk mit klingendem Spiele von dem durch bengalische Flammen beleuchteten Oberringe ab, und bald war's wieder still und einsam, wo kurz zuvor Jubel und Menschengewoge gewesen. Nur oben im Kreise der Lehrer entfaltete sich neues Leben um den, der immer ernst und doch freundlich war, und den man nicht anders als ebenso ernst und freundlich scheiden sehen wollte. Die Pocale wurden gefüllt, und es sprühten alsbald der Liebe zündende Funken zum Preise dessen, der, wie Director Josef Dwořak*) mit Nachdruck betonte, „im Vereine mit seinem Wiener Collegen Karl Enk von der Burg die mühsam-errungene Neuorganisation der Gymnasien in jener gefährlichen Reactionsperiode, da die Bestrebungen zum Umsturze der Reform aus dem Schoße des Unterrichtsministeriums selbst hervorgegangen waren, unbeugsamen Muthes verfochten hatte". Und wieder füllten sich die Pocale, und Professor Dr. Erasmus Schwab**) ergänzte „des Schülerdankes reinsten Zoll", in den sich „des Abschieds Wehmuth gemengt" hatte, und die bedeutungsreichen Worte des Vorredners durch einen poetischen Trinkspruch, der in folgenden Versen ausklang:

„Gern hast Du unter uns geweilt
Und Ernst und Scherz mit uns getheilt;
Stets hattest Du ein offnes Herz
Für fremdes Wohl und fremden Schmerz;
Stets gut hast Du's mit uns gemeint,
Und das ist's, was uns hier vereint.

---

*) Heute k. k. Landes-Schulinspector in Mähren.

**) Gegenwärtig Director des Mariahilfer Communal-Real- und Obergymnasiums in Wien.

Vernimm darum ein Manneswort,
Eh Du auf immer ziehest fort.
Die Freundschaft blickt Dich segnend an,
Weil treu Du deine Pflicht gethan;
Dir folgt ein herzlich Angedenken,
Wie's Männer wahren Freunden schenken;
Und wie umsonst der Jahre Flucht
Dein Haupt zu bleichen hat versucht,
So mög' es ihnen nie gelingen,
Den frischen Geist Dir abzuringen".

Noch konnte Wilhelm die ihm gewidmeten Toaste mit der ihm eigenen Ruhe erwidern; als ihm aber im Namen des Gymnasiums und der Realschule ein wertvolles Album, welches die Photographien der Mitglieder beider Lehrkörper enthielt, überreicht wurde, da steigerte sich sein Gefühl der Freude bis zur völligen Verrückung des inneren Gleichgewichtes, so dass er nicht mehr des Wortes mächtig war. Nur die in den Augen zitternden Perlen verriethen, was in seiner Seele vorgieng, und wie schmerzlich er es empfand, dass auch für ihn der Dichter die einfach-schönen Verse geschrieben habe:

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Dass man, was man am liebsten hat,
Muss meiden,
Obwohl nichts in der weiten Welt
Dem Menschenherzen schwerer fällt,
Als Scheiden."

Dass ich der eben geschilderten Ovation so umständlich gedachte, erklärt sich dadurch, weil sie alle Festlichkeiten gleicher Art weit übertraf und eben darum am würdigsten repräsentierte. In Bezug auf das, was von den anderen Mittelschulen dem edlen Greise zu Ehren veranstaltet worden war, fehlten mir die speciellen Berichte, und nur aus einem gegen die Neige des Jahres 1870 erschienenen Nachrufe ersah ich, dass Wilhelm's letzte Maturitätsprüfungsreise fast einem Triumphzuge glich; denn Troppau, Teschen, Iglau, Znaim und Nikolsburg überboten einander in Beweisen von anerkennungsvoller Würdigung dessen, was der Scheidende in seiner Amtssphäre geleistet hatte. Und wahrlich, die Lehrerwelt Mährens und Schlesiens, sowie die Schule überhaupt waren dem Inspector Wilhelm in jeder Beziehung zu Danke verpflichtet: die ersteren, weil sie aus-

nahmslos und ohne alle Parteilichkeit sowohl geistig, als auch materiell von ihm gefördert worden waren, die letztere, weil er ihr als Pädagog durch Wort und Schrift vielfach genützt, ganz besonders aber, weil er sie durch weise Rathschläge vor Abwegen bewahrt und zur gedeihlichen Lösung ihrer Aufgabe hingeführt hatte. Wiederholt ist von mir auf diese seine ersprießliche Wirksamkeit hingewiesen worden, so dass ich es verantworten kann, wenn ich das eben Gesagte nicht durch thatsächliche Details bekräftige. Die schwerwiegende Thatsache ist und bleibt doch immer die, dass es die Lehrerschaft am tiefsten empfand, was und wieviel sie an ihm verlor. „Hilfreich und gut,“ aber auch immer und überall treu dem Grundsatze: „Gleiches Recht für Alle“, so lernte sie ihn kennen und achten und lieben. Man sollte freilich meinen, solche Denk- und Handlungsweise sei einem Manne von einflussreicher Stellung schon durch sein Gewissen geboten. Ohne Zweifel; allein mir ist von glaubwürdigem Munde erzählt worden, wie auch nach ungleichem Maße gemessen, und wie dieselbe Unstatthaftigkeit, von verschiedenen Personen verschuldet, hier verdammt werden, dort hingegen ungerügt bleiben, ja sogar Förderung erfahren kann. Auch Wilhelm deutet in seinen Aufzeichnungen derlei Vorkommnisse an, eilt aber, von moralischem Widerwillen getrieben, über sie hinweg. Wahrscheinlich kannte er die Gründe solches Thuns; denn er spricht im unmittelbaren Anschlusse an diese exempla odiosa von jenem kleinlichen Haschen nach Popularität, das sich nicht schämt, selbst zu unziemlichen Mitteln zu greifen, und von jener Sucht nach äußerlichen Ehrerbietungsbezeigungen, die den niedrigsten Schmeichler mit unverdienter Gunst oder doch mit leeren Versprechungen überhäuft, demjenigen hingegen, der, seines inneren Wertes sich bewusst, nicht kriechen will, sogar zu schaden keinen Anstand nimmt. Wenn irgend jemand, so hat Wilhelm das Recht, über derartige Erbärmlichkeiten den Stab zu brechen; denn er ragte als leuchtendes Vorbild unentwegter Sittenreinheit hoch über die Menge hinaus. Aber gerade darum, weil er ein so vortrefflicher Charakter war, konnte und mochte er niemanden verunglimpfen, niemanden verurtheilen. Ließ er sich doch auch dann, wenn er über jemanden eine Äußerung abgeben musste, immer von unanfechtbaren Billigkeitsrücksichten leiten, weil er, frei von Selbsteingenommenheit, die Schwächen, welche auch ihm wie jedem Erdgeborenen anhafteten, nicht übersah. Wer aber diese

Schwächen kannte, mochte dem greisen Meister, wenn dieser an sich selber Kritik übte, das Dichterwort ins Gedächtnis rufen:

„Sei nicht allzugerecht!
Sie denken nicht edel genug,
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist“.

Ja gegen sich war er nur gerecht; umso genauer wog er alle Umstände ab, welche auf die Handlungen Anderer bestimmend einwirkten, damit seine Gerechtigkeit ja nicht kränke. Gerade in Bezug auf diese Art zu urtheilen muss man, um eine richtige Vorstellung von seinem Wesen zu gewinnen, insbesondere diejenigen hören, welche von seiner Vorgesetztenstrenge getroffen worden waren. Denn gerade ihr Zeugnis erhöht den Wert des Adelsbriefes, den er in seine Zurückgezogenheit mitgenommen hat, weil, wie ich an anderen Stellen nachgewiesen habe, niemand so oft, wie diese Verirrten, in die Lage kam, zu erfahren, dass sein Tadel immer nur der Sache galt, niemals aber die Person verwundete. Wilhelm folgte eben nach Martial's Ausspruch: „Semper bonus homo tiro est“ gleich Goethe der Maxime, dass jeder Irrende auch ein Strebender und als solcher zu achten und zu schonen sei. In dieser humanen Auffassung seines Berufes wurzelt auch ein anderer Vorzug, den ihm alle nachrühmen, welche mit ihm in dienstliche Berührung gekommen sind. Er besaß nämlich die seltene Gabe, dort, wo er als Richter hätte walten können, aufgeregte Gemüther schlichtend und ausgleichend einander näherzubringen, und mancher Director verdankte es einzig und allein diesem taktvollen Eingreifen Wilhelm's, dass anmaßliche Dünklinge scheu zurückwichen, rechthaberische Friedensstörer klein beigaben, die schwer vermisste Eintracht wiederkehrte, und der Lehrkörper die abhandengekommene Leistungskraft zurückgewann. Ich betone diesen glänzenden Vorzug, dessen ich noch nirgends gedacht habe, umso nachdrücklicher, weil ich aus eigener Anschauung und aus Mittheilungen gewiegter Schulmänner, die selber immer nur von der Sonne der Gunst beschienen worden sind, weiß, wie verderblich ein leidenschaftlicher und unüberlegter Inspector auf Erziehung und Unterricht einzuwirken vermag, zumal wenn er mit offen zur Schau getragener Absichtlichkeit die Spitze seines vorschnell-verdammenden Urtheils immer nur gegen gewisse Persönlichkeiten zu wenden liebt, sich aber hiebei vielleicht noch darin gefällt, mit der lächerlichen Phrase zu flunkern, dass er die

Lehrercollegien, „gleich jeder anderen constitutionell-autonomen Gemeinschaft“ respectiere, während er doch, in der Nähe beobachtet, als verkörperte schulbureaukratische Willkür die leiseste Regung von Selbständigkeit rücksichtslos niederdrückt. „Ein Glück, dass solche Controlsorgane zu den Seltenheiten gehören“, sagte im Jahre 1872 ein vielgerühmter preußischer Pädagog zu mir, als er mir einen zwar wissensreichen, aber gemüthsarmen Inspector der beschriebenen Sorte schilderte. Schon wandelte mich die Lust an, ein Seitenstück zu dem von ihm gezeichneten Bilde zu malen; aber ich bezwang mich, weil ich als Österreicher mein Vaterland nicht verunehren wollte, und weil der Mann, welcher meinem Geiste vorschwebte, als Lehrer und als Charakter so unbedeutend war, dass ich ihn lieber todtschwieg. Damit übte ich an diesem verdienstlosen Zufallsgünstling ein Werk christlicher Nächstenliebe; denn indem ich das Dunkel, das über seiner Nichtigkeit ausgebreitet lag, unaufgehellt ließ, schützte ich ihn und seine moralische Missgestalt vor dem Hohne der Zeitgenossen, die ihn nur deshalb nicht beachten, weil sie — und das ist ein Glück für ihn — nicht in die Lage kamen, seine Untugenden kennen zu lernen. Wohler, unvergleichlich wohler thut es, von einem Manne zu reden, der, was er war, nur durch sich selbst geworden ist, und dessen Leistungen nicht bloß von Seinesgleichen, sondern auch von jenen, die ihm nicht näher gestanden waren, selbst dann noch gepriesen werden, wenn er aus seiner einflussreichen Stellung geschieden ist. Als ein Mann dieser Art wird Wilhelm von Tausenden dankbar verehrt. Unter den vielen Beweisen solcher Verehrung verdient wohl derjenige besonders erwähnt zu werden, womit ihn die schlesische Landeshauptstadt Troppau, ehvor er seinen bleibenden Wohnsitz in der Steiermark aufschlug, ausgezeichnet hat. Diese Commune wusste ja am besten, welche Vorzüge den scheidenden Schulmann zierten, und wie er, von Natur aus ruhigen Sinnes, weder mit unverhältnismäßigen Forderungen die Welt bestürmte, noch auch von ihr in der Wahl der Mittel zur Erreichung der von ihm ins Auge gefassten, durch und durch edlen Zwecke sich bestimmen ließ. Und weil sie dies und noch manches andere wusste, was dem Schlesier bis heute unvergesslich ist, so war auch niemand erstaunt, als in der Gemeinderathssitzung vom 5. August 1870 der von dem Stadtverordneten Hermann Kudlich*) ge-

*) Ein Bruder des in Amerika angesiedelten achtundvierziger Reichstagsabgeordneten Hanns Kudlich.

stellte Antrag: „Es sei dem k. k. Landesschulinspector Andreas Wilhelm in Anbetracht seiner langjährigen, um die Studierenden von ganz Schlesien erworbenen anerkennenswerten Verdienste das Ehrenbürgerrecht der Landeshauptstadt zu verleihen", mit Stimmeneinhelligkeit zum Beschlusse erhoben wurde. Ja, mit aufrichtiger Freude begrüßte man in allen Bevölkerungsschichten diesen Beschluss; denn was man außerhalb der fachmännischen Kreise dem abgehenden Schulveteranen zum höchsten Verdienste anrechnete, war die Milde, mit welcher er, der ausgereifte Mensch, seit jeher den heranreifenden Menschen in Bezug auf dessen Fehler beurtheilte.

Ebensowenig wie bei der Jugend, vergaß Wilhelm, obschon er es sehr ernst mit dem Dienste nahm, bei dem Lehrer, dass auch dieser Mensch, und zwar in erster Linie Mensch sei. Darum eroberte er, wie keiner nach ihm, nicht bloß vorübergehend, sondern auf die Dauer die Herzen seiner Untergebenen. Natürlich! Hatte er doch die Wahrheit des Neander'schen Satzes: „Es muss jeder ein Paar Narrenschuhe zerreißen, zerreißt er nicht mehr", oft genug bethätigt gefunden und überdies an sich selber erfahren, dass noch niemand, um ein Goethe'sches Bild zu gebrauchen, im Malen zur Meisterschaft sich emporgerungen hat, ohne vorher leitungsbedürftiger Farbenreiber gewesen zu sein. Eben darum berühmte er sich auch niemals seiner Meisterschaft als Erzieher und Lehrer; eben darum nöthigte er aber auch niemals seine Ansicht, sobald sie discutierbar war, einem Anderen auf. Denn ihn blendete nicht der Wahn, unfehlbar zu sein; im Gegentheil, mit liebenswürdiger Treuherzigkeit gestand er, wenn er geirrt hatte, den von ihm erkannten Irrthum ein, und willig und gern ließ er sich eines Besseren belehren, wer immer der Belehrende sein mochte. „Jeder muss, stehe er noch so hoch", pflegte er zu seiner Gattin zu sagen, „das Menschliche ausbaden, und es ist merkwürdig, dass gerade die Thorheiten der Weisen nicht die kleinsten sind".

Ja, mit seiner Lebensgefährtin sprach Wilhelm gern über Menschen, an denen er etwas zu bemängeln hatte. Und er that recht daran. Denn sie war, um Gesagtes zu wiederholen, sein ‚guter Engel', in dessen tröstender Nähe er am empfänglichsten wurde für fremdes Wohl und fremdes Weh, weil sie jedesmal, wenn er allzustreng urtheilte, sich und ihn an das menschlich-schöne Dichterwort erinnerte:

„Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt, der lasse sich begraben“. Dieser Thatsache gedenke ich nur, um an Wilhelm's Charakter den einzig-richtigen Wertmesser anzulegen; denn nicht bloß, was er in der Vollkraft des Mannesalters durch sein berufliches Schaffen sich selbst und dem Vaterlande gewesen ist, sondern wie er auch in seinem Daheim, wo er sich zwanglos gehen lassen konnte, vor seinem zweiten Ich bestanden hat, soll gezeigt werden, damit der Leser ein möglichst-getreues Bild empfange von dem Mustermenschen, welchem ich gewiss zur Freude aller, denen er Freund und Vater gewesen war, durch diese Schrift ein bescheidenes Denkmal errichten will. Ja, sein zweites Ich! In diesem und für dieses lebte er, gleichviel, ob es ihm nahe war, oder ob er fern von demselben in irgendeiner Schulstube saß. War er daheim und sah er, wie sein ‚liebes Weib‘ sich bemühte, ihm eine behagliche Häuslichkeit zu bereiten, verbunden mit jener Pflege, die der Seele den gesunden Leib schafft und dadurch die Arbeitskraft erhöht, so suchte er durch tausend kleine Beweise zarter Anerkennung zurückzuzahlen, was die Gute in schweigsamer Heiterkeit und Selbstvergessenheit ihm gab, ohne an Vergeltung zu denken. Und musste er, durch seine Amtspflicht ihr entrückt, alles das entbehren, was ihr Herz und ihr Geist in ungemessener Fülle ihm bot, solang er bei ihr weilte, dann überkam ihn ein fast erdrückendes Gefühl der Verlassenheit, dessen er sich nur dadurch erwehren konnte, dass er sich in Briefen, die von Dank überflossen, an die Seite seiner Fanni versetzte. „Où est la femme? sagt ganz hübsch der galante Franzose“, schrieb er ihr einmal, „und auch ich frage, wenn ich nicht bei Dir bin, sehnsüchtigen Herzens wohl hundertmal des Tags: Wo ist mein liebes Weib?, und meine Gedanken fliegen über Berg und Thal zu Dir“. Ist das nicht echt menschlich? Muthet uns aus diesen Worten nicht eine Gefühlsinnigkeit an, welche es unverzeihlich findet, wenn der Mann sich zu einem solchen Grade von Selbstüberschätzung versteigt, dass er sich und nur sich als den Mittelpunkt des ganzen Denkens und Wollens seiner Gattin betrachtet? Erscheint uns Wilhelm nicht noch einmal so liebenswürdig, weil er es im Laufe der Jahre nicht verlernt hatte, darüber nachzudenken, ob, wie er der Frau, auch sie seiner bedurfte? Bekundete nicht Wilhelm's Thun und Lassen von der ersten bis zur letzten Stunde seiner Ehe, mit welcher ängstlichen Wachsamkeit er jederzeit darauf bedacht gewesen war, dass nicht sein Herz, von

Ehrgeiz überwuchert, die Sprache für sie verlor, der er in der That alles, alles war? Wünscht der Leser Aufschluss hierüber, so blättere er bis zum fünften Buche zurück, in welchem ich Wilhelm's Minnelust und Minneleid zu schildern versucht habe. Warum komme ich aber, nachdem die vorstehenden Fragen schon beantwortet worden sind, hier noch einmal darauf zu sprechen? Einfach darum, weil das Menschliche, das ja doch das Beste ist, was wir an uns haben, im öffentlichen Leben nicht genügend zur Geltung gelangt, indem die Mächtigen und ihr Anhang nicht um den Kern, dessen sie in der Regel auch gar nicht habhaft werden können, sondern nur um die Schale sich zu kümmern pflegen. Selbst den Großen der Erde geht es nicht anders. Auch an ihnen sieht die Menge nichts, als die schimmernde Außenseite und günstigstenfalls die Aureole des Ruhms. Nur der Kammerdiener, mit dem sie im Schlafrock verkehren, nimmt von all diesem gleißenden Schein nichts wahr; für ihn ist eben nur der Mensch mit seinen leiblichen und seelischen Vorzügen und Mängeln da. Aber noch mehr als vor diesem Mietling schwindet vor der feinfühligen Gattin der machtumgürtete Gebieter, und nur in der Familie offenbart sich der innere Wert des Mannes, und nur in ihr empfängt das Individuum, wenn die Bande zart und heilig sind, die rechte Weihe zu segensreichem Wirken für die Interessen der Gesammtheit. Davon war Wilhelm, wie selten jemand, durch sein eheliches Glück überzeugt worden, und was die Schule ihm dankt, dankt sie auch dem ‚guten Engel‘, der ihn bis nach Graz durchs Leben geleitet hat. Wird es daher ernstliches Befremden erregen, wenn ich hinzufüge, dass unter den verheirateten Lehrern immer nur derjenige von Wilhelm besonders hochgeachtet wurde, dessen Familienleben auch in den Tagen der schwersten Heimsuchung musterhaft war? Où est la femme? Das war die Frage, die sich Wilhelm auf die Lippen drängte, sooft er einen älteren Professor hart gegen die Jugend verfahren sah. Entweder war dieser Mann ein verbitterter Hagestolz, oder es lastete auf seiner Häuslichkeit der Fluch unmännlicher Gewaltherrschaft, vielleicht auch weiblicher Unbildung und Misswirtschaft. In beiden Fällen erschien dem vielerfahrenen Meister die Frage berechtigt: „Où est la femme?“

Auf ihn selbst bezogen, hat aber diese Frage noch eine andere Bedeutung. Sie charakterisiert Wilhelm — man staune immerhin — auch als Patrioten! Ein hochverständiger Odysseus, sah er in seiner

Gattin den Inbegriff alles Guten, nicht weil sie ihn als temperamentsvolle Venus fesselte, sondern weil sie als classische Pallas seinen Geist befriedigte. Ja, als classische Pallas! Hatte sie doch schon, da sie noch jung war, unter schwierigen Verhältnissen — man denke nur an die gefahrvollen Tage in Neu-Sandec und Tarnow! — durch merkwürdig-klare Auffassung der im Volksorganismus zutagetretenden krankhaften Zustände seine hohe Meinung von der Aufgabe und Stellung der Frauen in der Gesellschaft begründet und seinen bisweilen allzunüchternen Erwägungen, sobald ihr dazu ein geeigneter Anlass geboten war, segensvoll zur Bethätigung verholfen. Deshalb überschätzte er ihre Urtheilskraft noch keineswegs; dadurch aber, dass sie mit ihrem ahnenden Gemüthe die Folgen alles dessen glücklich vorwegnahm, wozu er sich erst nach reiflichster Ermittlung der Gründe zu entschließen pflegte, war sie ihm zur begeisternden Rathgeberin und ehrwürdig wie eine Prophetin geworden. Und hierin lag auch die Ursache, warum er unter der Voraussetzung sonstiger günstiger Umstände dem Bestreben der beiden Geschlechter, einander zu gefallen, einen so großen Einfluss auf das öffentliche Leben beimaß, gegen die rohe Ansicht jedoch, dass die durch Ungleichheit bedingte geschlechtliche Anziehung nur leiblich zu verstehen sei, aufs beharrlichste ankämpfte. Wohl leugnete auch er nicht, dass durch das, was dem physisch-eigenartigen Wesen des einen Geschlechtes widerspricht, die Gunst des anderen am wenigsten erworben werden kann; ohne Vergleich höher schlug er aber den polarischen Gegensatz an, der in psychischer Hinsicht zwischen den Geschlechtern besteht und dadurch sich kundgibt, dass Mann und Frau zwar von dem gleichen geistigen und sittlichen Interesse bewegt sein können, dass jedoch das Denken, Fühlen und Wollen für dieses Interesse in beiden geschlechtlich-verschiedene Formen annimmt und die letzte Befriedigung, namentlich seitens der Frau, immer und immer wieder in der Liebe findet, gleichviel ob diese der Thatkraft des bewunderten Mannes oder dem Freiheitsstreben des leidenden Volkes sich zuwende. Hat nicht die Weltgeschichte Namen von Frauen verewigt, welche allerdings auch durch ihre ungewöhnliche geistige Begabung, vornehmlich aber dadurch, dass sie den Edelsten der Mit- und Nachwelt gefallen wollten, zu Wohlthäterinnen der Menschheit geworden sind? Das herrlichste Musterbild einer solchen Frau ist unsere unsterbliche Kaiserin Maria Theresia, vor deren Andenken sich jeder unbefangen-denkende und österreichisch-

fühlende Politiker beugt. Nicht darum beugt er sich aber, weil sie sich auf einem männlichen Gebiete so ruhmvoll geltend gemacht, sondern darum, weil sie das männliche Werk der Festigung eines vom Zerfall bedrohten Reiches auf durchaus weibliche Art vollbracht hat. Gewiss ein unwiderleglicher Beweis dafür, dass eine Frau vielleicht weniger das Zeug zum Minister hat, der vor allen Dingen nicht so sehr politischer Künstler, als vielmehr politischer Techniker sein soll, dagegen umso zweifelloser zur regierenden Fürstin sich eignet, als welche sie die allgemeine sittliche Idee des Staates zu verleiblichen berufen erscheint.

Es ist jedoch gar nicht nothwendig, dass man, um den politischen Einfluss der Frauen nach Gebür zu würdigen, in die Ätherregion der Throne emporsteigt. Auch in der niedrigeren Atmosphäre der Regierten zeigt es sich, dass die Frauen je nach der geschichtlichen Entwicklungsstufe der Volksbildung einen mehr oder weniger ausgiebigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten nehmen. In Wilhelm's Aufzeichnungen neueren Datums begegnete ich mehrerlei Andeutungen in Betreff dieses Punktes, und aus jeder erhellte, dass der vorurtheilsfreie Greis einen gesellschaftlichen Zustand, welcher das weibliche Geschlecht von aller Theilnahme an den staatlichen Interessen ausschließt, für sehr einseitig und roh erklärt. Denselben Ausspruch thut auch Julius Fröbel in seiner Schrift, welche von den Thatsachen der Natur, Geschichte und gegenwärtigen Weltlage als den Bedingungen und Beweggründen der Politik handelt; nur beschränken beide, Wilhelm ebenso wie Fröbel, diese Theilnahme auf den bescheidenen Kreis der Familie und des Privatlebens. Allerdings ein bescheidener und noch dazu enger Kreis! Aber wem wäre es unbekannt, dass die Lösung gar manches politischen Problems nicht von Parlamenten und Ministerconseils, sondern von traulichen Damenboudoirs ausgegangen ist? Und wer möchte eine besonders hohe Meinung von dem politischen Culturgrade einer Nation haben, deren Frauen nicht dadurch sittigend und erlösend auf den Volksgeist mit einwirken, dass sie die Gedanken der Zweckmäßigkeit, wie sie aus dem Verstande des Mannes entspringen, zu Idealen verklären und als solche in die Seelen derer niederlegen, mit welchen sie durch Bande der Liebe und Freundschaft verknüpft sind? Wilhelm fühlte, dass auch seine Gattin in der ebengedachten Weise auf ihre nächste Umgebung und auf alle, die ihr Vertrauen genossen, ein-

wirkte, und mochte sich, was seine Person betraf, dem Zauber dieser Einwirkung umsoweniger entwinden, als er erkannte, dass ihn, der gewohnt war, bei Allem nur den Zweck ins Auge zu fassen, das ‚geliebte Weib' gerade dadurch ergänzte, weil dessen Anschauungen und Willenstriebe von einem gesunden Idealismus beherrscht wurden. Und dieser Idealismus erschien ihm doppelt verehrungswürdig, da derselbe in der rührendsten Liebe zu Kaiser und Reich sich offenbarte, in einer Liebe, die so überwältigend war, dass sie, wenn das wilde Gehader der Parteien seine Ohren umkreischte, durch ihren unverwüstbaren Hoffnungsmuth ihn emporrichtete und das, was der superklugen Afterweisheit trotz alles Grübelns verborgen blieb, durch ihre kindliche Einfalt ihm enthüllte. Was Wunder, wenn auch ihm der Staat Österreich eine lebensvolle Realität blieb, welcher er, weil sein Herz mit im Spiele war, gleich seiner Gattin mit Vorliebe den süßen Namen „Vaterland“ gab? Wohl verursachten ihm die mancherlei politischen Wandlungen, die sich seit 1848 in diesem Staatswesen vollzogen hatten, vielfachen Kummer und Schmerz; keine aber brachte sein Blut so sehr ins Wallen, wie die seit 1861 immer anmaßlicher vordringende Auflehnung der Theile gegen das Ganze. Was sich in dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts als eine Folge der Zerspaltung des deutschen Reiches unter dem Deckmantel literarischer Bestrebungen, besonders in Böhmen und Galizien geregt hatte, war, wie ich anderenorts bereits dargestellt habe, vom Jahre 1851 angefangen, durch Napoleon III. und dessen geheime Sendlinge zu offener Widersetzlichkeit angefeuert und nur durch die brutale Gewalt des Bach'schen Regimentes mühsam niedergehalten worden.

Erst die Einführung des Constitutionalismus durch das auf dem Octoberdiplome des Jahres 1860 fußende Patent vom 26. Februar 1861 gab den Anstoß zur Entfesselung der nationalen Strebungen, welche erst recht und mit unbezähmbarer Kühnheit sich hervorwagten, als die Magyaren den Sieg über den österreichischen Staatsgedanken und die volle Selbständigkeit Ungarns errungen hatten. Bald genug war vergessen, dass die verschiedenen Volksstämme, welche diesseits der Leitha ihre Wohnsitze haben, erst unter dem milden Scepter der deutschen Habsburger vor Vernichtung bewahrt geblieben sind, und es begann der Ansturm gegen den franciscеischen Gesammtstaat und dessen bindende Kraft. Wie hätte Wilhelm bei

seinen Anschauungen solchen Zerreißungsabsichten gegenüber kalt bleiben können? Österreicher vom Wirbel bis zur Sohle, hieng er mit einer gewissen Schwärmerei an der Idee der einheitlichen Verwaltung des Reiches, als dem durch den kaiserlichen Wahlspruch symbolisierten Vermächtnisse der letzten Habsburgerin und ihres unvergesslichen Sohnes. Dass man aber jetzt ein solches Österreich für einen veralteten Gedanken auszuschreien wagt, der wie ein nach seinen Knochen suchendes Gespenst umherirrt, dass sogar die culturbedürftigsten Nationalitätszwerge, die wohl das Verlangen, aber nicht die Fähigkeit haben, Nationen im politischen Sinne zu werden, über die an ihnen vollbrachte ‚Verkaiserung' als über ein greuliches Unrecht zetern, das gesühnt werden muss, rief in ihm einen Unwillen wach, der so heftig war, dass er, der besonnen-milde Greis, demselben erst vor Jahr und Tag in einem Briefe an mich zornig Luft machte. Aber die Erregung hielt nicht lang vor, denn aus den Grüften der Vergangenheit sah er nach wie vor eine Zukunft erblühen, österreichischer als die auflösungslüsterne Gegenwart, und er schloss sein liebes Schreiben mit den Worten: „Glauben Sie, dass wir im Ernste einen Grund zum Verzweifeln haben? Ich glaube nicht. Gibt's doch überall, wie Goethe sagt, Öhlflecken, wo Lampen brennen, und Schnuppen, wo Kerzen flackern; rein und ohne Makel leuchten nur die Himmelslichter, und als ein solches Himmelslicht schwebt mir die Zukunft unseres Vaterlandes vor der Seele".

Wer Wilhelm kennt, begreift solches Glauben und Hoffen ganz wohl. Für ihn war es ja ein Axiom, dass die höchsten Interessen der Civilisation das Dasein eines mächtigen Staatskörpers gerade auf dem Raume fordern, den die ‚im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder' einnehmen. Auf diesem Axiom beruht denn auch der ihn beseligende Gedanke, dass Österreich derjenige Staat sei, der, auf die Dauer innerlich geeint und durch eine zeitgemäße Verbindung mit Deutschland nach außenhin gestärkt, den an sich berechtigten autonomistischen Forderungen seiner Provinzen ohne Schädigung des Ganzen genügen wird, um derart seinen geschichtlichen Beruf der Vermittlung zwischen Germanen, Romanen, Slaven und Tataren desto energischer zu erfüllen. Ja, nach Wilhelm's Ansicht verbietet unserer Monarchie gerade diese culturhistorische Mission und die Rücksicht auf ihre geographischen und ethnologischen

Verhältnisse ebensosehr, wie deren Stellung in der europäischen Staatenordnung, sich von dem geistig-einflussreichen Deutschland ganz lostrennen und in den cultur- und einflussarmen Orient hineindrängen zu lassen. Österreich muss vielmehr, so ungefähr äußerte sich Wilhelm im Spätsommer 1872 auf der Höhe des Grazer Schlossberges zu mir, bleiben, was es ist: ein Schutzwall Mitteleuropas gegen die Barbarei des Ostens, auf- und ausgebaut durch ein deutsches Herrschergeschlecht mit Hilfe deutscher Waffen und deutschen Geistes, gefestigt durch eine richtige Ausnutzung seines vielgliederigen Organismus und gereinigt von allen den Zufälligkeiten und Widersprüchen, aus denen die meisten und folgenschwersten politischen Sünden gegen sein eigenes Wesen hervorgegangen sind. Derlei verderbliche Missgriffe werden aber unsere Staatslenker, fügte er noch hinzu, nur dann zu vermeiden imstande sein, wenn sie nicht, wie leider so oft schon, mit kleinlichen Mitteln Großes zu schaffen vermeinen, und nicht vergessen, dass es einzig und allein dem kühnen Genius vergönnt ist, das Schiff durch Klippen und Sturm zum Hafen zu führen. Das war vor zwölf Jahren gesprochen. Heute ist das österreichisch-deutsche Bündnis bereits zu einer Thatsache geworden, mit der auch unsere innere Politik, wenn sie nicht in neue und verhängnisvolle Irrthümer verfallen will, rechnen muss. Kein Zweifel, das, was Wilhelm vor einem Decennium aus den Verhältnissen, wie sie damals beschaffen waren, nur als eine Bedingung des Ansehens und der Macht Österreichs ableitete, ist infolge der seither geänderten Weltlage zu einer Nothwendigkeit erwachsen, in welche sich die widerstrebenden Parteien schließlich auch gegen ihren Willen werden fügen müssen. Im Augenblicke nagt allerdings die auf andere Ziele gerichtete Zweifelsucht der centrifugalen Kreise an dem Bunde mit dem gegenwärtig hohenzoller'schen Deutschland; aber noch hat sich nicht der Ring der Thatsachen geschlossen, welche die Zukunft jenes Österreichs vorbereiten, wie es in der Vorstellung des Patrioten Wilhelm lebt und im Interesse der Ruhe Europas sich ausgestalten muss, damit seine Waffenbrüderschaft auch den Gewaltigsten der Erde begehrenswert erscheine, und der politische Pessimismus, welcher bis jetzt dessen beste Söhne vergiftet, einer hoffnungsfroheren Stimmung weiche.

Wilhelm selbst zweifelte nie an dem endlichen Triumphe der großösterreichischen Idee und des von dieser Idee erfüllten

vaterländischen Deutschthums, welchem er als der einzigen staaterhaltenden und der angestammten Dynastie treuanhänglichen Kraft sich auch deshalb aufrichtig zuneigte und noch immer zuneigt, weil es, ohne das Heiligste preiszugeben, sogar gegen seine grimmigsten Feinde gerecht zu sein versteht. Solche Zuneigung und ganz besonders das Motiv derselben bildet einen Grundzug von dem biederen Charakter Wilhelm's; denn die durch Liebe gemilderte, ich möchte sagen, idealisierte Gerechtigkeit war ja immer seine Führerin gewesen, und nichts ist natürlicher, als dass er diese Tugend auch an Anderen würdigt. Er gehört eben zu den Altösterreichern reinsten Gepräges, und wie er als solcher über die vaterländischen Zustände, welche, seitdem die zersetzenden Elemente obenauf schwimmen, für jeden Freund eines stetigen Fortschrittes fast beschämend geworden sind, in der Stille seiner Zurückgezogenheit denkt, dem hat sein Altersgenosse Eduard von Bauernfeld in seinem jüngsten Drama: „Des Alcibiades Ausgang"*) zutreffende Worte geliehen. Der Dichter vergleicht das von Parteien zerrissene Griechenland mit einem Baume, dessen Stamm verdorrt, weil die Wurzel angenagt ist, und fährt dann fort: „So wird ein Staat, fehlt Bürgersinn, und herrscht im Innern Zwietracht, sich mählich lösen, und wilde Horden stürmen bald heran mit annoch dunklen, unbekannten Namen, um ihrer Roheit einen neuen Wohnsitz auf unsrem heil'gen Boden zu bereiten".

Gleichwie dem Bauernfeld'schen „letzten Hellenen" kein Athen, kein Sparta, kein Theben, kein Argos für sich allein existenzwürdig erschien, sondern ein großes, freies, festgefügtes panhellenisches Reich zum Inhalt und Endziel seines ganzen Lebens geworden war, ebenso ist Wilhelm's erster und letzter Gedanke von seinen Jugendtagen an ein großes, freies, festgefügtes All-Österreich, und niemand beklagt so tief, wie er, den föderalistischen Größenwahn, welcher — wie er es leider selbst zu wiederholtenmalen beobachtet hat — sogar die Schule als Sturmbock gegen die Gewalt der staatlichen Einheit missbraucht. Aber sowie er immer „in düsterer Stunde den heiligen Muth gewahrt hat", so verzagt er auch jetzt nicht, obwohl ihn die Last von mehr als acht Decennien und das Bewusstsein drückt, dass er den Kampf um die heiligsten

*) Zum erstenmal aufgeführt im k. k. Hof- und Burgtheater am 27. Januar 1883.

Güter nicht mehr mitkämpfen kann. Ja auch jetzt verzagt er nicht. Denn in ihm lebt die Überzeugung, dass noch lange nicht von einem „letzten Österreicher“ die Rede sein wird, weil über unser theueres Vaterland die ewige Vorsehung wacht, „deren unerforschlichen Schlüssen blind und unbewusst selbst die Teufel dienen müssen, just wenn sie thun nach ihrer Lust“. Und zu dieser Überzeugung gesellt sich ihm noch die andere, dass die allgemeine Bildung des Volkes die Bedingung edlerer Denk- und Handlungsweise, die Quelle alles Wohlstandes, die Wurzel der Staatskraft ist, und dass den Deutschen der habsburg'schen Monarchie, mögen sie auch im Augenblicke bis zur Ohnmacht herabgedrückt sein, doch die Zukunft gehört, in welcher nicht nur an ihrer unerschütterlichen Liebe zu Kaiser und Reich endlich jedes Sonderbestreben sich brechen, sondern durch ihre Mithilfe auch das Evangelium der Freiheit vollends zur Geltung gelangen, und die Versöhnung der Völker aufhören wird, ein eitel-frommer Wunsch zu sein. Ist es zu verwundern, wenn der greise Patriot, von solcher Überzeugung beseelt, das schwungvolle Wort unseres Kronprinzen von dem „aus Wien hinausstrahlenden Lichtmeere“ im Geiste schon zur That geworden sieht? Ist es zu verwundern, wenn ihm, wie in seiner Jugend, auch heute noch die herrliche Kaiserstadt, aus der Maria Theresia's und Josef's II. unerschöpfliche Liebe über alle Erblande sich ergossen hat, gesegnet und geweiht erscheint für alle kommenden Zeiten? Ist es zu verwundern, wenn ihm die Residenz der Habsburg-Lothringer, die ein Leibnitz gern zum Edelsitze aller menschlichen Gesittung gemacht hätte, als ein Brennpunkt europäischer Cultur gilt? Ist es zu verwundern, wenn er, die weitere Entwicklung der vaterländischen Verhältnisse vorwegnehmend, nicht angstbeklommen in den Abgrund späht, der ihm und seinen österreichischen Stammesbrüdern entgegengähnt, sondern voll Glaubensmuth sein greises Haupt himmelwärts hebt? Auf alle diese Fragen läßt sich nicht anders, als verneinend antworten, und recht gethan ist es, wenn mit Wilhelm alle, welche so denken, wie er, den Sternen vertrauen; denn „noch nie haben“, wie der Dichter tröstend singt, „die Sterne das hoffende Menschenkind getäuscht“.

Inhalt.

Fr. Winiker & Schickardt, k. k. Hofbuchdrucker, Brünn.

Fr. Winiker & Schickardt, k. k. Hofbuchdrucker in Brünn.